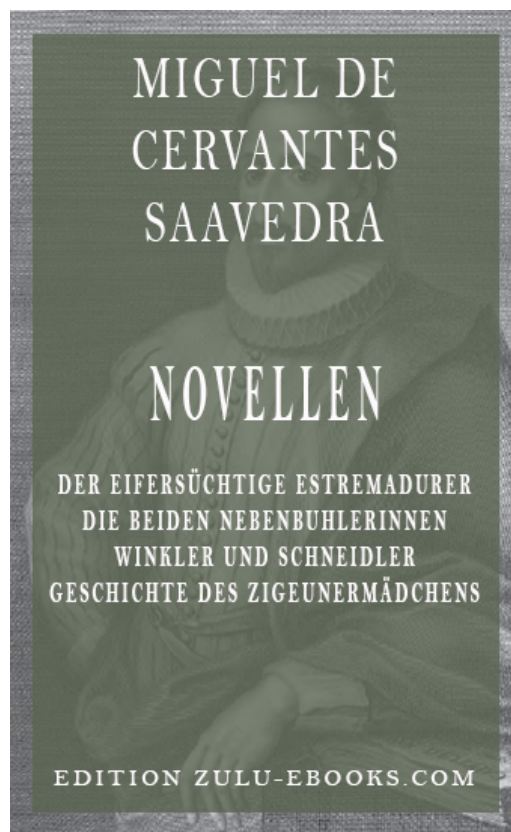


**Edition Zulu-Ebooks.com**

**Cervantes Novellen**

*Der eifersüchtige Estremadurer  
Die beiden Nebenbuhlerinnen  
Winkler und Schneider  
Geschichte des Zigeunermädchens*



**von**

**Miguel de Cervantes Saavedra**

## Der eifersüchtige Estremadurer

Vor etlichen Jahren verließ ein junger Edelmann einen Flecken in Estremadura und zog wie ein zweiter verlorener Sohn in verschiedenen Gegenden von Spanien, Italien und Flandern umher, worüber er in die Jahre kam und sein Vermögen zusetzte. Am Ende seiner vielfachen Reisen, als bereits seine Eltern tot waren, und sein Vermögen größtenteils durchgebracht, begab er sich nach der großen Stadt Sevilla, wo er Gelegenheit genug fand, das Wenige, was ihm noch geblieben war, zu vergeuden.

Wie er sich in dieser großen Geldnot sah, und auch nicht viele Freunde hatte, nahm er seine Zuflucht zu einem Mittel, zu dem so manche andere Verschwender in dieser Stadt zuletzt greifen. Er beschloß nämlich, nach Indien zu gehen, diesem Zufluchtsorte der Verzweifelten in Spanien, dieser Freistätte der Bankrottierer, diesem Hafen der Mörder, diesem Schutz und Schirm der Gauner, dieser Lockspeise der Buhlschwestern, wo viele in ihren Hoffnungen sich betrogen finden und nur wenige ihre Lage wirklich verbessern. Wie daher eine Flotte nach Terra Firma abging, ward er mit dem Befehlshaber derselben einig, schnürte sein Bündel, versah sich mit Mundvorrat, schiffte sich in Cadiz ein und sagte Spanien Lebewohl. Die Flotte lichtete die Anker, und zur allgemeinen Freude schwellte ein sanfter und günstiger Wind die Segel, so daß er in wenig Stunden das Land ihren Blicken entrückte und ihnen die weiten Flächen des großen Vaters der Gewässer, des Ozeans, zeigte. Unser Reisender war nachdenklich und erwog die vielen und mannigfaltigen Gefahren, die er in den Jahren seiner Wanderung bestanden, und die schlechte Wirtschaft, die er sein ganzes Leben hindurch geführt hatte, und das Ergebnis seiner Betrachtung war der feste Vorsatz, seine Lebensweise zu ändern, mit dem Vermögen, das ihm Gott bescheren würde, anders hauszuhalten und vorsichtiger als bisher mit den Weibern umzugehen.

Auf der See herrschte fast völlige Windstille, während dieser Sturm bei Philipp von Carrizales vor sich ging (so heißt nämlich derjenige, der den Stoff zu dieser Erzählung hergegeben hat). Auf einmal erhob sich der Wind, und wütete so heftig gegen die Schiffe, daß sich niemand auf seinem Sitze halten konnte, und so war auch Carrizales genötigt, seiner Gedanken sich zu entschlagen und sich bloß mit den Gefahren der Reise zu beschäftigen. Diese lief so glücklich ab, daß sie ohne irgendeinen Unfall in den Hafen von Carthagena einliefen. Und um uns nicht bei dem aufzuhalten, was außer unserem Zwecke liegt, bemerken wir bloß, daß Philipp, wie er nach Indien ging, ungefähr achtundvierzig Jahre alt war, und in den zwanzig Jahren, die er dort zubrachte, sich durch Fleiß und Betriebsamkeit ein Vermögen von mehr als anderthalbhunderttausend Krontalern erwarb.

Wie er sich nun reich und glücklich sah, erwachte in ihm die Sehnsucht, die allen so natürlich ist, nach seinem Vaterlande zurückzukehren und ungeachtet der vorteilhaften Aussichten, die er hatte, sein Geld zu vermehren, verließ er Peru, wo er ein so großes Vermögen erworben hatte, setzte es in Gold- und Silberbarren um, ließ es, um sich keinen Ungelegenheiten auszusetzen, registrieren und kehrte nach Spanien zurück. Er stieg in San Lucar ans Land und langte, ebenso reich an Geld wie an Jahren, in Sevilla an. Er erhielt ohne Schwierigkeit seine Schätze, und wollte jetzt seine Freunde aufsuchen, die aber alle mit Tode abgegangen waren. Er beschloß darauf, nach seiner Heimat zu reisen, ob er gleich bereits Nachricht hatte, daß auch dort ihm der Tod keinen Verwandten übriggelassen habe. Wenn ihn früher, wie er in den dürftigsten Umständen nach Indien ging, mancherlei Gedanken bestürmten und ihn mitten auf den Wogen des Meeres keinen Augenblick Ruhe gelassen hatten, so bestürmten sie ihn jetzt nicht minder auf

dem festen Lande, obwohl aus einer verschiedenen Ursache. Denn wenn ihn damals die Armut nicht schlafen ließ, so raubten ihm jetzt seine Schätze die Ruhe; denn Reichtum ist für den, der nicht an seinen Besitz gewöhnt ist, noch ihn zu gebrauchen weiß, eine ebenso drückende Last, als es Armut für den ist, der beständig damit zu kämpfen hat. Sorgen verursacht das Gold und Sorgen der Mangel daran. Doch dem Einen wird durch einen mäßigen Besitz abgeholfen, während die andern mit den Schätzen wachsen.

Carrizales betrachtete seine Barren nicht mit den Augen eines Filzes – denn in den wenigen Jahren, wo er Soldat gewesen war, hatte er gelernt, freigebig zu sein –, sondern er ging mit sich zu Rate, was er eigentlich damit anfangen sollte. Denn ließ er sie ganz, so waren sie ein toter Schatz für ihn, und behielt er sie im Hause, so dienten sie Habgierigen zum Köder und Dieben zur Lockspeise. Die Lust war ihm bereits vergangen, zu dem unruhigen Handelsgeschäfte zurückzukehren, und er glaubte bei seinen Jahren Geld genug zu haben, um für seine Lebenszeit auszureichen. Er wünschte wohl, in seiner Heimat zu leben, und indem er sein Geld auslieh, sein Alter ruhig und ungestört dort zuzubringen, um nun soviel wie möglich Gott zu leben, nachdem er mehr als er sollte der Welt gelebt hatte. Doch auf der andern Seite erwog er die große Armut, die in seinem Geburtsorte herrschte, und daß er sich dort allen den Zudringlichkeiten aussetzen würde, mit denen Arme ihren reichen Nachbar zu bestürmen pflegen, zumal wenn niemand anders im Orte ist, zu dem sie in der Not ihre Zuflucht nehmen können.

Dann wünschte er auch, jemanden zu haben, dem er einmal nach seinem Tode sein Vermögen hinterlassen könnte. Er fühlte darum seiner Kraft an den Puls und glaubte noch das Ehejoch tragen zu können. Aber schon bei dem bloßen Gedanken ans Heiraten befiel ihn eine solche Angst, daß sein Entschluß davon wie der Nebel vom Winde verging. Denn auch in seinem ehelosen Stande war er der eifersüchtigste Mensch von der Welt und bei dem bloßen Gedanken ans Heiraten ward er dergestalt von Eifersucht geplagt, von Argwohn beunruhigt und von Grillen geängstigt, daß er ein für allemal beschloß, das Heiraten aufzugeben.

Wie er hierüber mit sich einig war, und noch über seine künftige Lebensweise schwankte, führte ihn sein Schicksal eines Tages durch eine Straße, wo er an einem Fenster ein Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren erblickte, die so reizend und einnehmend war, daß der alte Carrizales, unvermögend Widerstand zu tun, seine Altersschwäche der Jugend Leonorens (so hieß das schöne Mädchen) gefangen gab. Er konnte sich nicht enthalten, augenblicklich tausenderlei Betrachtungen anzustellen. Das Mädchen, dachte er, ist schön, und nach dem Äußeren des Hauses zu urteilen, kann sie nicht reich sein. Sie ist noch Kind, und ihre Jugend kann mich vor Argwohn sicherstellen. Ich will sie heiraten, einsperren und nach meinen Grundsätzen erziehen; so wird sie keine andere Denkungsart bekommen als die, welche ich ihr beibringe. Ich bin noch nicht so alt, daß ich die Hoffnung aufgeben müßte Erben zu bekommen. Ob sie etwas mitbringe oder nicht, kann nicht in Anschlag kommen; denn der Himmel hat mir genug beschert, und Reiche müssen nicht nach Geld, sondern nach Neigung wählen. Denn gegenseitige Neigung verlängert bei Eheleuten das Leben, und Abneigung verkürzt es. Wohlan! das Los ist geworfen, und das ist das Mädchen, das mir der Himmel bestimmt hat.«

Nach diesem Selbstgespräch, das er nicht ein-, sondern hundertmal bei sich wiederholte, redete er einige Tage darauf mit Leonorens Eltern und erfuhr, daß sie zwar arm, aber von Adel seien. Er machte sie mit seiner Absicht, seiner Person und seinem Vermögen bekannt, und warb sehr angelegentlich um die Hand ihrer Tochter. Sie baten sich Bedenkzeit aus, damit sie nähere Erkundigungen über ihn einziehen könnten, und auch er von ihrem Adel sich in dieser Zeit überzeugen könne. Man nahm Abschied voneinander, erkundigte sich beiderseits, fand alles bestätigt, und Leonore ward die Braut des Carrizales, nachdem er ihr vorher zwanzigtausend

Dukaten als Leibgedinge verschrieben hatte; in solche Liebesflammen war die Brust des eifersüchtigen Alten versetzt.

Doch kaum war er den Heiratsvertrag eingegangen, als er plötzlich tausend wütende Anfälle von Eifersucht bekam und ohne irgendeinen Anlaß mit ängstlicheren Grillen sich plagte als je zuvor. Den ersten Beweis von seiner eifersüchtigen Gemütsart gab er dadurch, daß er von keinem Schneider an Leonoren das Maß zu den vielen Kleidern wollte nehmen lassen, die er ihr zgedacht hatte. Er suchte deshalb eine andere Person auf, die ungefähr Leonorens Wuchs und Größe hätte, und fand ein armes Mädchen, nach deren Maß er ein Kleid machen ließ. Da es Leonoren paßte, so ließ er danach die übrigen Kleider machen, und zwar so viele und kostbare, daß sich Leonorens Eltern übergücklich schätzten, einen Schwiegersohn gefunden zu haben, der ihnen und ihrer Tochter so gut aushelfen könnte. Sie selbst war ganz betroffen beim Anblick so prächtiger Kleider; denn der Putz, den sie in ihrem ganzen Leben an sich gesehen hatte, bestand in einem Raschrock und in einem Fähnchen von Taft.

Der zweite Beweis, den Philipp von seiner Eifersucht gab, war, daß er sich nicht eher vermählen wollte, als bis er ein Haus besonders dazu eingerichtet hätte. Er kaufte eins für zwölftausend Dukaten in einem vorzüglichen Quartiere der Stadt, an dem fließendes Wasser und ein Pomeranzengarten war. Alle Fenster, die auf die Straße gingen, oder sonst im Hause waren, ließ er so weit zumauern, daß das Licht nur von oben hereinfiel. In das Kutschentor (das nach der Straße geht) ließ er einen Stall für eine Mauleselin bauen und darüber einen Strohboden und ein Kämmerchen für den Stallknecht, einen alten, verschnittenen Neger. Die Mauern des Hofes ließ er so hoch aufführen, daß man beim Hereintreten nur die Wände und den Himmel erblickte, und aus dem Kutschentor ging ein Drehfenster in den Hof. Er schaffte reichen Hausrat an, und seine Tapeten, Sofas und Baldachins waren dem vornehmsten Manne angemessen. Ebenso kaufte er vier weiße Sklavinnen, die er im Gesicht brandmarken ließ, und zwei Negerinnen, die das Spanische schlecht sprachen. Er kam mit einem Koch überein, daß er ihm das Essen bringen und einkaufen sollte; doch durfte er nicht im Hause schlafen, und überhaupt nicht weiter, als bis an das Drehfenster kommen, durch welches er die Speisen hereinzureichen hatte.

Nachdem er diese Anstalten getroffen hatte, gab er einen Teil seines Vermögens an verschiedenen und sicheren Orten auf Zinsen; einen anderen legte er in die Bank, und etwas behielt er für vorfallende Ausgaben. Ebenso ließ er sich einen Hauptschlüssel für alle Zimmer im Hause machen und hatte alle Vorräte unter Verschuß, die man für das ganze Jahr zu der schicklichsten Zeit einzukaufen pflegt.

Nachdem er alle diese Einrichtungen getroffen hatte, begab er sich zu seinen Schwiegereltern, um seine Braut heimzuführen. Die Eltern gaben sie ihm unter vielen Tränen; denn es schien ihnen, als solle sie zu Grabe getragen werden.

Die kindische Leonore wußte nicht einmal, wie ihr geschah. Sie weinte mit ihren Eltern, bat sie um ihren Segen, sagte ihnen Lebewohl, und umringt von ihren Sklavinnen und Mägden, ging sie an der Hand ihres Gemahls nach seiner Wohnung. Beim Eintritt in dieselbe hielt Carrizales an alle eine lange Rede, schärfte ihnen die Bewachung Leonorens ein, und verbot ihnen, auf keinerlei Art und Weise irgend jemanden durch die zweite, innere Tür einzulassen, selbst nicht einmal den verschnittenen Neger. Doch ganz besonders trug er Leonorens Bewachung und Pflege einer klugen und gesetzten Dueña auf, die er gewissermaßen als ihre Hofmeisterin annahm. Zugleich bestellte er sie zur Aufseherin über alles, was im Hause vorging, und gab ihr das Regiment über die Sklavinnen und zwei Mädchen von Leonorens Alter, die er ebenfalls angenommen hatte, damit sie Leonoren zur Unterhaltung dienten. Er versprach allen eine so gute

Behandlung und ein so gutes Leben, daß sie ihre Einsperrung gar nicht fühlen sollten; auch wollte er sie jeden Feiertag, ohne Ausnahme, zur Messe gehen lassen, doch so früh, daß sie kaum das Tageslicht zu sehen bekämen.

Die Mägde und Sklavinnen versprachen, allen seinen Befehlen gern und willig nachzukommen; die junge Frau zuckte die Achseln, verneigte sich und sagte, sie habe keinen andern Willen, als den ihres Herrn und Gemahls, dem sie stets gehorsam sein werde.

Wie der gute Estremadurer diese Vorkehrungen getroffen und sich in sein Haus zurückgezogen hatte, begann er, soweit es ihm möglich war, die Früchte der Ehe zu genießen, die Leonoren bei ihrer Unerfahrenheit weder einladend noch zuwider waren. Sie vertrieb sich die Zeit mit ihrer Dueña und den Mädchen und Sklavinnen; und diese suchten sich für ihre Einsamkeit durch Näschereien zu entschädigen, und selten verging ein Tag, an dem sie nicht tausenderlei Dinge zugerichtet hätten, denen Honig und Zucker die Würze geben. Alles, was sie dazu brauchten, stand ihnen im Überflusse zu Gebote, und ihr Herr gab es ihnen auch sehr willig und gern, weil er hoffte, daß sie über dieser Unterhaltung und Beschäftigung nicht Zeit haben würden, an ihre Einsperrung zu denken.

Leonore ging mit ihren Mägden auf gleichem Fuße um und nahm auch dieselben Zeitvertreibe vor; ja, in ihrer Unschuld machte sie wohl Puppen und nahm andre Spiele der Kinder vor, die von ihrer Unverdorbenheit und Jugend zeugten. Das alles machte dem eifersüchtigen Eheherrn große Freude, und er glaubte das glücklichste Los gewählt zu haben, das sich nur denken lasse, und daß weder List noch Bosheit der Menschen auf irgendeine Weise imstande sei, seine Ruhe zu stören. Er dachte darum auf weiter nichts, als wie er seiner Gemahlin eine Freude machen könne, und erinnerte sie beständig, jeden Wunsch, den sie haben möchte, ihm nur zu sagen, denn sie könne auf seine Erfüllung rechnen.

Wenn sie in die Messe ging, was, wie gesagt, in der Morgendämmerung geschah, stellten sich ihre Eltern auch ein und sprachen in der Kirche mit ihrer Tochter im Beisein ihres Gemahls, der seine Schwiegereltern so reich beschenkte, daß sie darüber den Kummer einigermaßen vergaßen, den ihnen die Einsperrung ihrer Tochter verursachte.

Wenn Carrizales des Morgens aufgestanden war, so erwartete er den Koch, der abends zuvor durch das Drehfenster den Küchenzettel für den nächsten Tag erhalten hatte. War dieser dagewesen, so ging er gewöhnlich zu Fuße aus, nachdem er die innere und äußere Tür verschlossen hatte, zwischen welchen sich der Neger befand. Er ging seinen wenigen Geschäften nach, kam bald wieder, schloß sich ein und vertrieb sich die Zeit damit, daß er seine Gemahlin liebte und seinen Mägden schmeichelte, die ihn auch alle wegen seines leutseligen und gefälligen Betragens, besonders aber wegen der Freigebigkeit, die er gegen sie bewies, recht lieb hatten. So verging das Jahr ihres Noviziats, und sie taten Profeß in dieser Lebensart, und beschlossen, es zeitlebens fortzusetzen. Das wäre auch geschehen, wenn nicht der schlaue Feind des menschlichen Geschlechts es gehindert hätte, wie nun erzählt werden soll.

Jetzt sage mir einmal einer, der vor andern klug und vorsichtig zu sein glaubt, was für bessere Maßregeln der alte Philipp zu seiner Sicherheit hätte treffen können, da er nicht einmal ein männliches Tier in seinem Hause duldet? Kein Kater verfolgte hier die Mäuse, keine Rette hörte man bellen; alle seine Haustiere waren weiblichen Geschlechts. Carrizales machte sich am Tage Gedanken, und des Nachts floh ihm der Schlaf; er war die Wache, die um sein Haus die Runde hielt, und der Argus der Geliebten. Nie kam eine Mannsperson über die Schwelle der Haustür. Mit seinen Freunden sprach er auf der Straße. Die Bilder auf den Tapeten, die seine Zimmer und Säle schmückten, stellten bloß weibliche Wesen, Blumen und Landschaften dar. Sein ganzes

Haus hatte den Geruch der Ehrbarkeit, Zucht und Eingezogenheit; und selbst in den Märchen, welche seine Mägde in den langen Winterabenden am Kamine erzählten, kam keins vor, das irgend etwas Anstößiges enthalten hätte, weil er selbst unter den Zuhörern war. Das Silberhaar des Greises war in Leonorens Augen gediegenes Gold; denn die erste Liebe prägt sich dem Herzen des Mädchens, wie das Siegel dem Wachs ein. Ihre ängstliche Bewachung schien ihr eine kluge Vorsicht, und sie dachte und glaubte, allen Neuvermählten gehe es wie ihr. Ihre Gedanken schweiften nie außer den vier Pfählen ihres Hauses, und ihr Herz wünschte nichts anderes, als was ihr Gatte wollte. Bloß an den Tagen, wo sie zur Messe ging, bekam sie die Straßen zu seh'n, und das geschah so früh, daß es erst auf dem Heimwege hell genug war, sie in Augenschein zu nehmen. Nie sah man ein Kloster so gut verwahrt; nie Nonnen in strengerer Eingezogenheit, noch goldne Äpfel so wohl gehütet. Und doch konnte er es auf keine Weise verhüten, daß ihn das gefürchtete Unglück traf, oder daß er wenigstens glaubte, davon betroffen zu sein.

Es findet sich in Sevilla ein Schlag von Müßiggängern und Taugenichtsen, die man gewöhnlich lustige Brüder nennt. Es sind junge Leute aus allen Ständen und selbst aus den reichsten Familien – leere, geschniegelte und honigsüße Herrchen, von deren Kleidung, Lebensweise, Denkgangsart sowie von den Gesetzen, die sie untereinander befolgen, viel zu sagen wäre, was wir aber aus guten Gründen unterlassen. Einer von diesen Stutzern (die sich selbst untereinander *Freimänner* und die neuvermählten Ehemänner *Kreuzträger* nennen) richtete zufällig sein Augenmerk auf das Haus des vorsichtigen Carrizales, und weil er es immer verschlossen fand, ward er neugierig, zu wissen, wer es bewohne. Er spürte so eifrig und sorgfältig nach, daß er alles erfuhr, was er wissen wollte: die Denkgangsart des Alten, die Schönheit seiner Gattin und die Art und Weise, wie sie bewacht ward. Das alles machte ihn begierig, zu sehen, ob nicht eine so wohl bewachte Festung durch List oder Gewalt zu erobern sei. Er besprach sich mit zwei Freimännern und einem Kreuzträger darüber, und seine Freunde beschloßen, die Sache ins Werk zu richten; denn nie fehlt es zu solchen Streichen an Ratgebern und Helfershelfern.

Sie waren verlegen, wie ein so schwieriges Unternehmen auszuführen sei; doch nachdem man die Sache vielfach überlegt und besprochen hatte, kamen sie dahin überein, daß Loaysa (so hieß der Freimann) unter dem Vorwande, auf einige Tage verreisen zu wollen, sich den Augen seiner Freunde entziehen sollte. Das geschah, und Loaysa zog reine, leinene Hosen und ein saubres Hemd an, aber darüber einen so zerlumpten und zusammengeflickten Kittel, daß kein Bettler in der ganzen Stadt ihn schlechter trug. Er schor seinen schwachen Bart ab, legte auf das eine Auge ein Pflaster, schnallte den einen Fuß in die Höhe, und hinkte auf Krücken so natürlich, daß es ihm der elendste Krüppel nicht gleichtat.

In diesem Aufzuge setzte er sich jeden Abend um die Vesperzeit vor die Haustür des Carrizales, wenn bereits das ganze Haus verschlossen, und der Neger, Namens *Luis*, zwischen beiden Türen eingesperrt war. Hier holte Loaysa eine kleine Zither hervor, die ziemlich schmutzig war und an der einige Saiten fehlten, und spielte, weil er etwas musikalisch war, einige lustige Liederchen, die er mit verstellter Stimme sang, um sich nicht zu verraten. Er sang auch einige närrische Romanzen von Mohren und Mohrinnen mit soviel Anmut, daß alle Vorübergehenden ihm zuhörten, und er beständig bei seinem Gesange von Knaben umringt war. Der Neger Luis hielt inzwischen das Ohr an die Tür und hörte mit unverwandter Aufmerksamkeit seiner Musik zu: er hätte einen Arm darum gegeben, wenn er hätte die Tür öffnen und mit mehr Gemächlichkeit zuhören können; denn die Neger sind sehr musikalisch. Wollte Loaysa seine Zuhörer los sein, so hörte er auf zu singen, steckte seine Zither ein und hinkte auf seinen Krücken fort.

Vier- oder fünfmal hatte er dem Neger eine Musik gebracht (denn diesem galt es eigentlich, weil Loaysa glaubte, daß der Neger derjenige sei, bei dem man anfangen müsse, das Gebäude zu

untergraben), so glückte ihm auch schon sein Anschlag. Denn als er eines Abends, wie gewöhnlich, an die Tür kam und seine Zither stimmte, merkte er, daß der Neger bereits die Ohren spitze. Er legte daher seinen Mund an die Türschwelle und sagte leise: »Kannst du mir wohl ein wenig Wasser geben, Luis, denn ich verschmachte vor Durst und kann nicht singen.«

»Nein,« versetzte der Neger, »denn ich habe keinen Schlüssel zu dieser Tür, und es ist auch kein Loch da, wodurch ich es Euch reichen könnte.«

»Wer hat denn den Schlüssel?« fragte Loaysa.

»Mein Herr,« erwiderte der Neger, »der eifersüchtigste Mensch von der Welt. Wenn er wissen sollte, daß ich hier mit jemandem spräche, so wär's um mein Leben geschehen. Doch wer seid Ihr denn, daß Ihr mich um Wasser bittet?«

»Ich bin ein armer Krüppel, der mit einem Fuße lahmt«, versetzte Loaysa, »und der sein Brot von guten Leuten um Gotteswillen erbettelt. Daneben unterweise ich einige Mohren und andre arme Leute im Zitherspiel, und habe bereits drei Negersklaven dreier Ratsherren soweit gebracht, daß sie zu jedem Tanze, in jeder Schenke aufspielen können, und sie haben mich gut gelohnt.«

»Ich wollt' Euch noch weit besser lohnen,« sagte Luis, »wenn ich nur bei Euch Unterricht nehmen könnte. Doch das ist nicht möglich; denn wenn mein Herr am Morgen ausgeht, schließt er die vordere Tür, und wenn er nach Hause kommt, tut er's ebenfalls und läßt mich zwischen beiden Türen eingekerkert.«

»Bei Gott! Luis,« versetzte Loaysa, der den Namen des Negers bereits wußte, »wenn du es möglich machen könntest, daß ich dir einige Abende Unterricht erteile, so wollt' ich keine vierzehn Tage brauchen, um dich soweit zu bringen, daß du an jeder Ecke ohne Scheu aufspielen könntest. Denn du mußt wissen, daß ich eine ganz besondere Gabe im Unterrichten besitze; und überdies hab' ich mir sagen lassen, daß du viel Talent zur Musik besitzt, und soviel ich merke und aus deiner Diskantstimme abnehmen kann, mußt du sehr gut singen.«

»Ich singe nicht schlecht,« erwiderte der Neger; »doch was hilft's? Ich kenne kein anderes Lied, als das vom »Stern der Venus« und »Auf der grünen Wiese« und »An den Stäben eines Gitters fest sich haltend, voll Verwirrung«, was jetzt sehr gemein ist.«

»Alle diese Lieder sind nichts,« sagte Loaysa, »gegen die, welche ich dir lehren kann; denn ich weiß alle Romanzen von dem Mohr Abindarraez und seiner Dame Jarifa, und alle, die von der Geschichte des großen Sofi Tomuni-Bey handeln, nebst denen der göttlichen Sarabande, die selbst die Portugiesen in Staunen setzen. Ich teile das alles auf eine so leichte Art mit und habe eine so gute Methode, daß du dich gar nicht anzustrengen brauchst, und eh' du drei bis vier Maß Salz verzehrt hast, ein ganzer Spieler auf jeder Art von Zither sein sollst.«

»Was hilft das alles,« seufzte der Neger, »wenn ich nicht weiß, wie ich Euch ins Haus bringen soll.«

»Dafür weiß ich ein Mittel,« sagte Loaysa; »sieh nur, daß du den Schlüssel deines Herrn bekommst, und ich will dir Wachs geben, worin du den Bart abdrückst. Denn weil ich dich einmal lieb gewonnen habe, so soll mir ein Schlosser, der mein Freund ist, einen Nachschlüssel machen, und ich kann dann abends zu dir kommen und dich besser unterrichten als den Priester Johann von Indien. Denn es wäre doch schade, wenn eine Stimme wie die deinige zugrunde gehen sollte, weil ihr die Begleitung der Zither fehlt; denn du mußt wissen, Bruder Luis, die beste Stimme von der Welt verliert, wenn sie nicht von irgendeinem Instrument, sei's nun Zither, Klavier, Orgel oder Harfe begleitet wird. Doch für deine Stimme schickt sich die Zither am

besten, und sie ist auch das leichteste und wohlfeilste Instrument.«

»Das hätte wohl meinen Beifall,« versetzte der Neger, »aber es ist nicht ausführbar, weil die Schlüssel nie in meine Hände kommen können; denn am Tage legt sie mein Herr nicht aus der Hand, und des Nachts liegen sie unter seinem Kopfkissen.«

»Nun, so befolge einen andern Vorschlag, Luis,« sagte Loaysa, »wofern du anders Lust hast, ein tüchtiger Spieler zu werden; denn wenn dir's daran fehlt, so kann ich mir die Müh' ersparen, dir einen Rat zu geben.«

»Ob ich Lust habe?« versetzte Luis; »ich will alles tun, was irgend menschenmöglich ist, wenn ich's nur dahin bringe, ein Zitherspieler zu werden.«

»Wenn das ist,« sagte Loaysa, »so schaffe nur etwas Erde unter der Tür weg, und ich will dir Hammer und Zange geben, womit du des Nachts die Nägel sehr leicht aus dem Schlosse ziehen kannst. Ebensoleicht können wir die Platte wieder annageln, daß niemand es gewahr werden soll, daß sie abgerissen gewesen ist; und wenn ich erst mit dir auf deinem Heuboden eingeschlossen bin, oder wo du sonst dein Nachtlager hast, dann will ich mir deinen Unterricht so angelegen sein lassen, daß du mir zu Ehren und dir zu Frommen es noch weiter bringen sollst, als ich dir gesagt habe. Wegen unsres Unterhalts mach dir keine Sorge. Ich will für uns beide Mundvorrat mitbringen, der über eine Woche ausreicht; denn ich habe Schüler und Freunde, die mich nicht Not leiden lassen.«

»Das Essen«, versetzte der Neger, »darf uns keinen Kummer machen; denn an der Portion, die mir mein Herr gibt und an den Überbleibseln, die mir die Sklavinnen geben, hätten noch zwei andre genug. Bringt nur besagten Hammer und Zange; ich will schon unter der Tür einen Zugang machen, durch den sie hereingehen, und ihn dann wieder mit Ton verschmieren. Denn wenn ich auch ein paar Schläge tun muß, um die Platte loszubringen, so schläft doch mein Herr so weit von dieser Tür, daß es sonderbar oder sehr unglücklich für uns gehen müßte, wenn er's hören sollte.«

»Drum nur Hand angelegt,« sagte Loaysa, »in zwei Tagen sollst du alles haben, was zur Ausführung unsres löblichen Vorhabens nötig ist. Und nimm dich in acht vor unverdaulichen Speisen, denn sie sind der Stimme nicht zuträglich, sondern sehr nachteilig.«

»Nichts macht mich so heiser als Wein,« antwortete der Neger; »aber den werd' ich mir nicht abrechnen für alle Stimmen, die es auf Erden gibt.«

»Das mein' ich auch nicht, und das verhüte Gott,« sagte Loaysa; »trink, mein Sohn Luis, und wohl bekomm dir's; denn Wein mit Maßen getrunken hat noch nie geschadet.«

»Mit Maßen trink ich ihn«, versetzte der Neger. »Hier hab ich einen Krug, der seine richtige, volle Kanne hält, den füllen mir die Sklavinnen, ohne daß es mein Herr weiß; und der Koch bringt mir heimlich ein Fläschchen, das ebenfalls zwei Kannen faßt, und damit ersetze ich, was dem Kruge fehlt.«

»Das muß ich sagen,« sprach Loaysa, »das gefällt mir; denn bei trockener Kehle will weder das Singen noch Brummen gelingen.«

»Gehabt Euch wohl,« sagte der Neger, »aber vergeßt mir ja nicht, jeden Abend hierher zu kommen und zu singen, bis Ihr mir das Nötige bringt, um Euch einzulassen. Die Finger jucken mir schon nach der Zither.«

»Ich werde allerdings kommen«, versetzte Loaysa, »und noch dazu mit neuen Liederchen.«

»Da tut Ihr mir einen Gefallen«, sagte Luis, »und auch jetzt laßt mich etwas hören, damit ich



mich vergnügt zu Bette lege. Und was die Zahlung betrifft, Herr Bettler, so wißt, daß ich besser als ein Reicher sie leiste.«

»Darauf kommt mir's nicht an,« sagte Loaysa, »wie ich dich unterrichte, sollst du mich auch bezahlen. Jetzt hör' das Liedchen; denn wenn ich drinnen bei dir bin, sollst du Wunder sehen.«

»In Gottes Namen«, erwiderte der Neger.

Nach diesem langen Gespräche sang Loaysa ein artiges Liedchen, was den Neger so entzückte, daß er den Augenblick nicht erwarten konnte, die Tür zu öffnen. Kaum war Loaysa vom Tore weg, so eilte er schneller, als es seine Krücken erwarten ließen, zu seinen Ratgebern, um ihnen Nachricht von dem guten Anfange zu geben, der einen erwünschten Ausgang zu verheißen schien. Er fand sie und erzählte ihnen, was er mit dem Neger verabredet hatte; und den folgenden Tag schafften sie Werkzeuge herbei, mit denen man jeden Nagel abzwicken konnte, als wär' er von Holz. Loaysa ermangelte nicht, dem Neger wieder aufzuspielen, so wenig dieser verfehlte, ein Loch zu machen, wodurch sein Lehrmeister ihm die Werkzeuge hereingeben konnte, und er bedeckte dasselbe so geschickt, daß man es ohne vorherigen Verdacht und ohne geflissentliche Nachsuchung nicht gewahr werden konnte.

Am zweiten Abend gab ihm Loaysa die Werkzeuge. Luis versuchte seine Kräfte, und ohne Anstrengung zwickte er die Nägel ab, öffnete die Türe und empfing, mit der Schloßplatte in der Hand, seinen Orpheus und Meister, nicht wenig verwundert, ihn mit seinen beiden Krücken und so lumpig und verkrüppelt zu sehen. Loaysa hatte das Pflaster nicht mehr auf dem Auge, weil er's nicht mehr nötig hatte. Wie er hineinkam, umarmte und küßte er seinen wackeren Schüler und stellte ihm einen großen Schlauch mit Wein zu nebst einer Schachtel getrockneter Früchte und andere Leckereien, mit denen sein Schnappsack wohl versehen war. Dann warf er seine Krücken weg und machte Luftsprünge, wie einer, dem kein Glied weh tut. Hierüber geriet der Neger noch mehr in Verwunderung; doch Loaysa sagte: »Du mußt wissen, Bruder Luis, daß meine Lähmung nicht natürlich, sondern nur verstellt ist, und daß ich mit Hilfe dieses Kunstgriffs mir mein Brot mit Betteln verdiene. Mit meinem lahmen Beine und meinem Zitherspiele führ' ich das beste Leben von der Welt, in der ein jeder, der's nicht klug und schlau anzufangen weiß, Hungers sterben muß. Das sollst du selbst sehen, wenn wir länger Freunde sind.«

»Das wird sich zeigen,« versetzte der Neger; »doch jetzt wollen wir nur die Schloßplatte wieder anmachen, so, daß man nicht sieht, daß etwas damit vorgegangen ist.«

»In Gottes Namen«, sagte Loaysa, und holte Nägel aus seinem Quersack, womit sie das Schloß zur großen Freude des Negers wieder in seinen vorigen Stand setzten. Loaysa ging in das Kämmerchen, das der Neger neben dem Strohboden hatte, und richtete sich hier ein, so gut es gehen wollte. Luis zündete darauf einen Wachsstock an, Loaysa langte aber ohne Verzug seine Zither hervor und entzückte durch sein sanftes und liebliches Spiel den armen Neger dergestalt, daß dieser vor Behagen außer sich geriet. Nachdem er ein wenig gespielt hatte, langte er wieder Naschwerk hervor und reichte es seinem Schüler, der (ob es gleich in Süßigkeiten bestand) dem Schlauche so wacker zusprach, daß er dadurch noch mehr als durch die Musik außer sich geriet. Hierauf ward Luis sogleich in Unterricht genommen, und weil der arme Neger den Wein schon im Oberstübchen hatte, so griff er keine Saite richtig. Dennoch setzte ihm Loaysa in den Kopf, daß er wenigstens schon zwei Stücke spielen könne. Der Neger glaubte es auch und nahm den ganzen Abend weiter nichts vor, als daß er auf der verstimmten und schlecht besaiteten Zither klimperte.

Sie schliefen den geringen Rest der Nacht, und früh gegen sechs Uhr kam Carrizales herunter, öffnete die innere Tür und das Kutschtor und erwartete den Koch, der auch bald nachher eintraf,

ihm das Essen durch das Drehfenster reichte und sich wieder entfernte. Dann rief er den Neger, damit er die Gerste für die Mauleselin und den Mundvorrat für sich in Empfang nähme. Hierauf ging der alte Herr aus, verschloß beide Türen und bemerkte nicht, was an der Vordertür vorgegangen war, worüber sich Lehrer und Schüler nicht wenig freuten.

Kaum war der Herr fort, als der Neger die Zither wieder nahm und sie dergestalt erklingen ließ, daß alle Mägde es hörten und ihn durch das Drehfenster fragten: »Was ist das, Luis? Seit wann hast du eine Zither oder wer hat sie dir gegeben?«

»Wer sie mir gegeben hat?« antwortete Luis; »der beste Musiker von der Welt, der mir in weniger als sechs Tagen mehr als sechstausend Lieder beibringen wird.«

»Und wo ist denn dieser Musiker?« fragte die Dueña.

»Nicht weit von hier,« versetzte der Neger; »und hätte ich nicht vor meinem Herrn Furcht und Respekt, so macht' ich euch vielleicht auf der Stelle mit ihm bekannt, und er würde Euch gewiß gefallen.«

»Wo kann er denn sein,« sagte die Dueña, »daß wir anderen ihn nicht sehen können, da in dieses Haus noch nie eine Mannesperson gekommen ist außer unserem Herrn?«

»Vor der Hand will ich euch nichts sagen,« sprach der Neger, »bis ihr den selbst seht (ich weiß wohl *wen*), der mir in der kurzen Zeit, die ich angegeben habe, Unterricht erteilt hat.«

»Wahrlich,« erwiderte die Dueña, »wenn dich nicht der Teufel selbst unterweist, so weiß ich nicht, wer in so kurzer Zeit dich zum Musikanten machen soll.«

»Wartet nur,« sagte der Neger, »ihr sollt es schon einmal sehen und hören.«

»Das ist nicht möglich,« sagte eins von den Mädchen, »da wir keine Fenster nach der Straße zu haben, um jemanden hören oder sehen zu können.«

»Für alles gibt es ja ein Mittel,« sagte der Neger, »den Tod ausgenommen, zumal, wenn ihr schweigen könnt oder wollt.«

»Wie sollten wir das nicht können, Bruder Luis?« sprach eine von den Sklavinnen. »Wir wollen stummer sein als Fische. Denn ich muß dir sagen, Freund Luis, daß ich schier vor Sehnsucht nach einer guten Stimme vergehe; denn seitdem wir hier eingekerkert sind, haben wir nicht einmal die Sperlinge zwitschern gehört.«

Dies ganze Gespräch hörte Loaysa mit großem Vergnügen an; denn alle schienen zur Erreichung seiner Absicht mitzuwirken, und von einem günstigen Gescheh nach seinem Willen gestimmt zu sein. Die Mägde gingen fort, nachdem ihnen der Neger versprochen hatte, sie einmal unverhofft zu rufen, um eine recht schöne Stimme zu hören. Er selbst verließ sie und zog sich in seine Kammer und Klausur zurück, weil er besorgte, sein Herr möge zurückkommen und ihn über dem Gespräche ertappen. Er hätte gern Unterricht genommen, allein er wagte nicht, am Tage zu spielen, aus Furcht, sein Herr möge es hören. Dieser kam bald darauf zurück, verschloß nach seiner Gewohnheit die Türen und sperrte sich in sein Haus ein.

Als der Neger denselben Tag durch das Drehfenster sein Essen bekam, sagte er der Negerin, die es brachte, sie sollten diesen Abend, sobald ihr Herr schlafe, alle herunter an das Drehfenster kommen, wo sie unfehlbar den Sänger hören würden, den er ihnen versprochen habe. Vorher hatte er jedoch seinen Meister inständig gebeten, diesen Abend beim Drehfenster zu singen und zu spielen, damit er den Mägden Wort halten könne, denen er versprochen habe, sie eine wundervolle Stimme hören zu lassen. Er versicherte ihm dagegen, sie würden ihn dafür alle aufs

beste bewirten. Der Meister ließ sich erst eine Zeitlang bitten, das zu tun, was er selbst so sehr wünschte; doch zuletzt erklärte er sich bereit, die Bitte seines guten Schülers zu gewähren, bloß um ihm gefällig zu sein und ohne irgendeine eigennützige Nebenabsicht. Der Neger umarmte ihn und gab ihm vor Freude über die Erfüllung seiner Bitte einen Kuß auf die Wange, und Loaysa ward denselben Tag so gut von ihm bewirtet, als er zu Hause gegessen haben würde; ja, am Ende noch besser, da er vielleicht daheim darbt.

Der Abend kam, und gegen Mitternacht hörte man beim Drehfenster ein Geflüster, woraus Luis annahm, daß die Gesellschaft angelangt sei. Er rief darum seinen Meister, der mit wohlbezogener und gestimmter Zither ihn zum Drehfenster begleitete. Luis fragte, wer und wieviel ihrer da seien, und erhielt zur Antwort: Alle, bis auf ihre Frau, die mit ihrem Gemahl zu Bette gegangen sei. Das war zwar dem Loaysa nicht recht, aber dennoch beschloß er, sein Vorhaben einzuleiten und dem Neger gefällig zu sein, und lockte so sanfte Töne aus seiner Zither, daß dieser verwundert war, und die Schar der Frauen in Staunen geriet. Was empfanden sie vollends, wie er das Lied: *Ich bedaur'* es anstimmte und mit der wilden Sarabande schloß, die damals in Spanien noch etwas Neues war. Da war kein altes Mütterchen, das sich nicht geschwenkt, kein Mädchen, das zu Atem gekommen wäre – doch alles mit größter Stille, und nachdem man zuvor Wachen und Spione ausgestellt hatte, auf den Fall, daß der Alte erwachen möchte. Ebenso sang auch Loaysa Seguidillen, wodurch seine Zuhörerinnen vollends ganz bezaubert wurden, so daß sie den Neger inständig baten, ihnen zu sagen, wer dieser wundervolle Sänger sei. Der Neger gab ihnen zur Antwort, es sei ein armer Bettler, aber der feinste und, artigste Mann von der ganzen Bettlerzunft in Sevilla. Sie baten ihn, er möge es bewerkstelligen, daß sie ihn zu sehen bekämen, und ihn unter vierzehn Tagen nicht fortzulassen; denn sie wollten ihn recht gut bewirten, und es ihm an nichts fehlen lassen. Sie fragten ihn auch, wie er ihn ins Haus gebracht habe; aber darauf gab er ihnen keine Antwort. Übrigens riet er ihnen, wenn sie den Sänger sehen wollten, ein kleines Loch ins Drehfenster zu bohren, das sich nachher mit Wachs verschmieren lasse, und versprach ihnen, dafür zu sorgen, daß er im Hause bliebe.

Loaysa sprach ebenfalls mit den Frauenzimmern, und bot ihnen seine Dienste in so artigen Ausdrücken an, daß sie wohl sahen, er könne kein armer Bettler sein. Sie baten ihn, sich den nächsten Abend wieder an derselben Stelle einzufinden, und versprachen, ihre Frau zu bereden, daß sie mit herunterkäme, um ihn zu hören, trotz des leisen Schlafes ihres Gemahls, der nicht von seinen Jahren, sondern von seiner heftigen Eifersucht herrühre.

Loaysa versetzte, wenn sie ihn, ohne Furcht vor dem Alten, zu hören wünschten, so wolle er ihnen ein Schlafpulver geben, das sie ihm in den Wein zu mischen hätten, um einen anhaltenderen und festeren Schlaf bei ihm zu bewirken.

»Herr Jesus!« rief eins von den Mädchen, »wenn das wahr wäre, welch ein Glück wäre dann unbemerkt und unverdient in unser Haus gekommen! Das wäre kein Schlafpulver für ihn, sondern ein Lebenspulver für uns alle, besonders aber für seine arme Frau, die er nicht von der Seite läßt, noch eine Minute aus den Augen verliert. Ach, mein Herrzensherr! bringt ja das Pulver, und Gott vergelt' es Euch tausendmal. Geht geschwind, und holt es; ich erbiere mich, es selbst in den Wein zu mischen, und die Mundschenkin zu sein. Und wollte Gott, der Alte schliefe drei volle Tage mit ihren Nächten, so hätten wir ebenso viele Wonnetage.«

»Nun, ich will's Euch beischaffen,« sagte Loaysa; »es ist ganz unschädlich und verursacht bloß einen sehr festen Schlaf.«

Alle baten ihn, es ja in der Kürze zu bringen, und nach genommener Abrede, den nächsten Abend ein Loch in das Drehfenster zu bohren und ihre Gebieterin mitzubringen, damit sie ihn sehe und

höre, nahmen sie Abschied. Obgleich der Tag schon graute, so wünschte der Neger doch noch Unterricht zu haben, den ihm Loaysa auch erteilte, und ihm zu verstehen gab, unter allen seinen Schülern habe sich noch keiner besser angelassen, als er. Der arme Neger aber konnte keine Note spielen, und lernte es auch nie.

Loaysas Freunde ermangelten nicht, sich jeden Abend an der Tür einzustellen, um zu sehen, ob er ihnen etwas zu sagen habe oder etwas brauche, und an dem verabredeten Zeichen, das sie ihm gaben, nahm er an, daß sie da waren. Er gab ihnen durch das Loch unter dem Tor Nachricht von dem guten Fortgange seiner Angelegenheit und bat sie dringend, ihm irgendein Schlafmittel für Carrizales zu verschaffen; denn soviel er wisse, gäb' es ein Pulver der Art.

Sie sagten ihm, sie hätten einen guten Freund, der Arzt sei, und ihnen das beste Mittel geben würde, das ihm bekannt sei, wofern er es anders hätte, feuerten ihn zur Fortsetzung seines Unternehmens an, versprachen, den nächsten Abend ihm alles Nötige zu bringen und entfernten sich eilig.

Der Abend kam, und die Taubenschar flog der Lockpfeife der Zither zu. Mit ihnen kam auch die einfältige Leonore, voller Furcht und Zittern, ihr Eheherr möge erwachen. Ob sie gleich anfangs wegen dieser Besorgnis nicht hatte mitgehen wollen, so wußten doch ihre Dienerinnen, und besonders die Dueña, ihr so viel schöne Dinge von der lieblichen Musik und Schönheit des armen Spielmanns (den die Dueña, ohne ihn gesehen zu haben, über Absalom und Orpheus erhob) vorzuschwatzen, daß sich die arme Frau bereden ließ, zu tun, was ihr sonst wohl nie in den Sinn gekommen wäre. Vor allen Dingen bohrten sie ein Loch in das Drehfenster, um den Spieler zu sehen, der bereits seinen Bettleranzug abgelegt hatte und große, weite Hosen von dunkelrotem Taft, einen Wams von demselben Stoffe, mit Goldschnüren, eine Atlasmütze von eben der Farbe, und einen steifen Halskragen, mit breitem Saum und Spitzen trug. Das alles hatte er in seinem Quersacke mitgebracht, weil er im voraus auf eine Gelegenheit rechnete, seinen Anzug verändern zu müssen. Er war jung, hübsch und einnehmend; und da sie alle so lange Zeit hindurch nur ihren alten Herrn gesehen hatten, so kam er ihnen wie ein Engel vor. Eine drängte sich nach der andern ans Loch, um ihn zu sehen; und damit sie ihn desto besser betrachten könnten, beleuchtete ihn der Neger mit dem Wachsstocke von oben bis unten.

Nachdem sie ihn alle – selbst die Negerinnen nicht ausgenommen – besehen hatten, nahm Loaysa die Zither und sang denselben Abend so bezaubernd, daß alle, jung und alt, ganz außer sich gerieten. Luis ward von allen gebeten, es doch zu veranstalten, daß sein Meister hereinkäme, damit sie ihn mehr in der Nähe hören und sehen könnten, und nicht wie durch ein Schlüsselloch, noch mit solcher Furcht vor ihrem Herrn, der sie überraschen und auf der Tat ertappen könnte; wovon sie sicher seien, wenn sie ihn im Hause versteckt hielten.

Dem widersprach ihre Gebieterin sehr nachdrücklich und sagte, man solle so etwas um ihretwillen unterwegs lassen; sie könnten ihn ja von hier aus mit Sicherheit sehen und hören, ohne ihre Ehre auf das Spiel zu setzen.

»Was für Ehre?« sprach die Dueña. »Der König hat Ehre genug. Ew. Gnaden mögen in Gottes Namen mit ihrem Methusalem eingeschlossen bleiben, aber uns anderen verwehrt nicht, uns so gut es geht zu vergnügen; zumal da dieser Herr so ehrbar aussieht, daß er nichts von uns verlangen wird, als was wir von ihm verlangen.«

»Meine Damen,« sagte Loaysa, »ich bin in keiner anderen Absicht hierher gekommen, als um euch allen mit Leib und Leben zu dienen, weil mir's leid tut, daß ihr euch in dieser unerhörten Klausur befindet, und bei eurer Einsperrung um die Freuden des Lebens kommt. Beim Leben meines Vaters! ich bin ein so sanfter und ehrlicher Mensch, so gutmütig und folgsam, daß ich

weiter nichts tun werde, als was mir geheißen wird. Wenn eine von euch spricht: Meister, setzt euch hierher; geht dorthin; legt euch hierher; schert euch dahin; so will ich's tun, wie der zahmste, abgerichtetste Pudel, der auf das Wohl des Königs von Frankreich tanzt.«

»Wenn das ist,« versetzte die unwissende Leonore, »wie fangen wir's denn an, daß der Meister hereinkommt?«

»Das hat nichts zu sagen,« sprach Loaysa, »bemüht euch nur, den Schlüssel zu dieser inwendigen Tür in Wachs abzudrücken, und ich will dafür sorgen, daß morgen ein ähnlicher da ist, den wir brauchen können.«

»Wenn man den Schlüssel hat,« sagte ein Mädchen, »so hat man sie zum ganzen Hause, denn es ist der Hauptschlüssel.«

»Das tut nichts«, versetzte Loaysa.

»So verhält sich's allerdings,« sagte Leonore; »doch der Herr muß erst schwören, daß er weiter nichts tun will, wenn er hereinkommt, als singen und spielen, wenn es ihm geheißen wird, und daß er sich still und ruhig an dem Orte verhalten will, wo wir ihn einsperren.«

»Ich beschwör' es«, sagte Loaysa.

»Dieser Schwur reicht nicht hin,« versetzte Leonore, »Ihr müßt beim Leben Eures Vaters auf das Kreuz schwören, und es vor unser aller Augen küssen.«

»Ich schwöre beim Leben meines Vaters und bei diesem Zeichen des Kreuzes, das ich mit meinem unreinen Munde küsse«, sagte Loaysa und machte mit zwei Fingern ein Kreuz, das er dreimal küßte.

»Seht zu, Meister, daß Ihr das mit dem Pulver nicht vergeßt,« sagte eins von den Mädchen, »denn darauf kommt alles an.«

Hier endigte sich das Gespräch für diesen Abend, und alle waren sehr vergnügt über die getroffene Abrede. Das Schicksal, das Loaysas Abenteuer bisher so sehr begünstigt hatte, führte um diese Zeit (es war zwei Uhr nach Mitternacht) seine Freunde durch die Straße, und sie gaben ihm mit einem Brummeisen das gewöhnliche Zeichen. Loaysa erzählte ihnen, wie seine Sachen ständen; erkundigte sich, ob sie das verlangte Pulver oder ein anderes Schlafmittel für Carrizales mitbrächten und gab ihnen Nachricht von dem Anschläge wegen des Hauptschlüssels.

Sie gaben ihm zur Antwort, den nächsten Abend werde er das Pulver bekommen, oder auch eine so wirksame Salbe, daß man einen durch Bestreichung des Pulses und der Schläfe in so tiefen Schlaf bringe, daß er in zwei Tagen nicht wieder erwache, wofern man nicht die bestrichenen Teile mit Weinessig abwüschte; den Abdruck des Schlüssels möge er ihnen nur geben, so solle er leicht nachgemacht werden. Hierauf nahmen sie Abschied. Loaysa schlief mit seinem Schüler den kurzen Rest der Nacht und sah mit Ungeduld dem nächsten Abend entgegen, wo er den Hauptschlüssel erhalten sollte.

Ogleich Hoffenden die Zeit träge und langsam heranzurücken scheint, so hält sie doch mit dem Gedanken gleichen Schritt und langt am erwünschten Ziele an, weil sie nie ruht noch rastet. So kam auch die Nacht und die Stunde, wo man sich beim Drehfenster zu versammeln pflegte, und alle Dienerinnen im Hause, groß und klein, schwarz und weiß, stellten sich ein, weil sie alle den Musikanten in ihrem Serail zu sehen wünschten. Doch Leonore kam nicht mit, und Loaysa, der sich nach ihr erkundigte, erhielt zur Antwort, sie liege bei ihrem Ehemann, welcher die Tür seines Schlafzimmers verschloß und den Schlüssel unter seinem Kopfkissen verwahrte. Sie habe ihnen

jedoch gesagt, wenn der Alte schlief, wolle sie den Hauptschlüssel zu bekommen suchen, um ihn in Wachs abzudrücken, womit sie bereits versehen sei; sie sollten nur nach einer kleinen Weile kommen, und den Abdruck durch das Katzenloch in Empfang nehmen.

Loaysa wunderte sich über die Vorsicht des Alten, ohne daß ihm dadurch die Lust zur Fortsetzung seines Abenteuers vergangen wäre. Indem hörte er das Brummeisen und ging nach der Tür, wo ihm seine Freunde ein Büchsen mit Salbe von der angegebenen Eigenschaft zustellten. Er bat sie, auf das Vorbild zum Hauptschlüssel zu warten, und kehrte zum Drehfenster zurück, wo er der Dueña, die seine Einlassung am eifrigsten zu wünschen schien, auftrug, die Salbe ihrer Frau zuzustellen, sie mit ihrer Eigenschaft bekannt zu machen, und ihr zu sagen, sie solle ihren Mann sehr vorsichtig damit bestreichen, so würde sie Wunder sehen.

Die Dueña eilte nach dem Katzenloche, vor welchem ihre Gebieterin schon der Länge nach auf dem Erdboden lag und sie erwartete. Die Dueña legte sich ebenfalls auf die Erde, und flüsterte ihrer Frau ins Ohr, was sie für Salbe brächte, und wie sie sie zu gebrauchen habe. Leonore nahm die Salbe, und sagte, sie habe den Schlüssel noch nicht bekommen können, weil ihn ihr Mann nicht, wie sonst, unter dem Kopfkissen, sondern zwischen beide Matrasen und beinahe mitten unter sich verwahrt habe; doch möge sie dem Meister sagen, wenn die Salbe auf die angegebene Weise wirke, so könnten sie ja den Schlüssel nehmen, so oft sie wollten, ohne einen Wachsabdruck nötig zu haben. Sie befahl ihr, nur schleunig ihren Auftrag auszurichten und wiederzukommen, um zu sehen, was die Salbe wirke, mit welcher sie ihren Mann unverzüglich zu bestreichen gedenke.

Die Dueña ging hinunter und stattete dem Meister Bericht ab, welcher darauf seine Freunde entließ, die auf den Schlüssel gewartet hatten.

Zitternd und leise nahte sich Leonore, die kaum zu atmen wagte, ihrem eifersüchtigen Gatten und bestrich ihm den Puls, die Schläfen und die Nasenlöcher. Wie sie an diese kam, schien er sich zu rühren, und sie geriet in Todesangst, weil sie glaubte, auf der Tat ertappt zu sein. Sie brachte indes die Salbung an den angegebenen Stellen, so gut sie konnte, zustande, und es war nicht anders, als wenn sie ihn zu seinem Begräbnisse einbalsamiert hätte. Die Opiumsalbe äußerte bald ihre einschläfernde Kraft; denn der Alte fing so laut zu schnarchen an, daß man es auf der Straße hören konnte, was für die Ohren seiner Gemahlin eine noch angenehmere Musik war als die des Meisters. Weil sie indes ihren Augen noch nicht recht traute, so ging sie zu ihm und rüttelte ihn erst leise, dann stärker und stärker, um zu sehen, ob er erwache; zuletzt wurde sie so dreist, daß sie ihn auf die andere Seite legte, ohne daß er darüber erwacht wäre. Wie sie das sah, ging sie nach dem Katzenloche in der Tür, und flüsterte der Dueña, die hier wartete, zu: »Du mußt mich loben, Schwester, Carrizales schläft fester als ein Toter.«

»Nun, warum wartet Ihr, gnädige Frau, und nehmt den Schlüssel nicht?« sprach die Dueña; »bedenkt doch, daß der Spielmann schon über eine Stunde wartet.«

»Wart', Schwester, ich hol' ihn gleich«, versetzte Leonore, und ging nach dem Bette zurück, wo sie den Schlüssel unter der Matraze hervorzog, ohne daß es der Alte gemerkt hätte. Sie hüpfte vor Freuden, wie sie den Schlüssel in ihren Händen sah, öffnete unverzüglich die Tür und gab ihn der Dueña, die ihn mit unbeschreiblichem Entzücken empfing.

Leonore befahl, dem Spielmanne die Tür zu öffnen und ihn in die Galerie zu führen, weil sie sich selbst, aus Furcht vor möglichen Zufällen, nicht zu entfernen wagte. Doch vor allen Dingen sollte die Dueña dafür sorgen, daß er noch einmal den abgelegten Eid bestätige, weiter nichts tun zu wollen, als was ihm befohlen würde; und wenn er sich nicht dazu verstände, solle man ihm durchaus nicht die Tür öffnen.

»Das soll geschehen,« sprach die Dueña, »und er soll gewiß nicht hereinkommen, wenn er nicht schwört und abermals schwört und sechsmal das Kreuz küßt.«

»Mach' ihm darüber keine Vorschrift,« versetzte Leonore; »er küsse es so vielmal, als er will; doch sieh darauf, daß er beim Leben seiner Eltern schwört und bei allem, was er lieb hat; dann sind wir geborgen, und können ihn nach Herzenslust singen und spielen hören; denn er macht's, meiner Seele, allerliebste. Geh' nur, und halt' dich nicht länger auf, daß wir die Nacht nicht verplaudern.«

Die gute Dueña nahm ihren Rock zusammen und lief blitzschnell nach dem Drehfenster, wo alle ihrer harreten. Wie sie ihnen den Schlüssel zeigte, trugen sie sie vor Freuden auf den Händen wie einen Professor der Universität und ließen sie wiederholt hochleben, zumal, da sie ihnen sagte, man brauche gar keinen Nachschlüssel, weil sie, bei dem festen Schläfe des gesalbten Alten, seines eigenen Schlüssels sich bedienen könnten, so oft sie nur wollten.

»Geschwind denn, Freundin,« rief eins von den Mädchen, »schließ diese Tür auf, und laß den Herrn herein; denn er wartet schon lange. Wir wollen uns an seinem Spiel ergötzen; denn es gibt nichts mehr zu besorgen.«

»Allerdings gibt es noch etwas zu besorgen,« versetzte die Dueña; »denn wir müssen ihm zuvor, wie gestern abend, einen Eid abnehmen.«

»Er ist so gut,« sagte eine von den Sklavinnen, »daß er bei Eiden keinen Anstand nehmen wird.«

Unterdessen schloß die Dueña auf und rief durch die halboffene Tür Loaysen, der durch das Loch des Drehfensters alles mit angehört hatte, und jetzt geradezu hineingehen wollte. Doch die Dueña hielt ihm die Hand vor die Brust und sagte: »Ich kann Euch, mein Herr, bei Gott und auf mein Gewissen versichern, daß wir alle unter diesem Dache, mit Ausnahme meiner Gebieterin, so ehrbare Jungfern sind, wie die Mütter, die uns geboren haben; und ob ich gleich wie eine Vierzigerin aussehen mag – da ich doch erst in dritthalb Monaten dreißig werde –, so bin ich doch auch, ohne Ruhm zu melden, Jungfrau. Komme ich Euch etwa alt vor, so wißt, daß Ärger, Verdruß und Arbeit ein und auch wohl zwei Nullen zu unseren Jahren hinzufügen können. Darum wäre es nicht recht, wenn man, um ein paar, oder drei, oder vier Liederchen anzuhören, so viele Ehrbarkeit, als in diesem Hause ist, auf das Spiel setzen wollte; denn selbst diese Negerin Guiomar ist Jungfer. Darum, mein Herzensherr, müßt Ihr, eh' Ihr unser Reich betretet, einen recht feierlichen Eid ablegen, daß Ihr nichts weiter tun wollt, als was wir Euch befehlen. Scheint Euch das viel verlangt, so bedenkt, daß noch weit mehr gewagt wird; und wenn Ihr in guter Absicht kommt, braucht Ihr Euch auch einen Eid nicht sehr leid tun zu lassen; denn einem guten Bezahler ist es um die Pfänder nicht leid.«

»Frau Mari-Alonso«, sagt eins von den Mädchen, »hat wie ein Buch gesprochen, und wie eins, das das Ding versteht, wie sich's gehört; und will der Herr nicht schwören, so soll er auch nicht hereinkommen.«

»Von wegen meiner,« sagte die Negerin Guiomar, die nicht recht mit dem Spanischen fortkam, »mehr als niemals schwört er, er herein komm mit all Teufel. Er auch sehr geschworen, ist er hinnen, er doch alles vergessen haben.«

Sehr gelassen hörte Loaysa die Rede der Frau Mari-Alonso an, und antwortete mit Ernst und Ruhe: »Fürwahr, meine Damen und Freundinnen, meine Absicht war, ist und wird nie eine andere sein, als euch nach meinen besten Kräften Vergnügen und Unterhaltung zu verschaffen; darum kann mir auch dieser abgeforderte Eid nicht schwer werden; nur würd' ich's gern sehen, wenn man meinem Worte etwas traute; denn wenn es ein Mann von sich gibt, wie ich bin, so ist

es so gut wie eine Verschreibung. Auch müßt ihr wissen, unter grobem Kanevas steckt oft was, und ein schlechter Kittel pflegt einen guten Zecher zu bedecken. Doch damit ihr alle wegen meiner guten Absicht gesichert seid, bin ich entschlossen, als katholischer Christ und ehrlicher Mann zu schwören. Ich schwöre demnach bei der unverletzten Kraft, wo sie in größter Heiligkeit und im reichsten Maße sich findet, bei den Ein- und Ausgängen des Berges Libanon, und bei allem, was die wahre Geschichte von Karl dem Großen und dem Tode des Riesen Fierabras in ihrer Vorrede enthält, daß ich den abgelegten Eid nicht brechen, noch dem Befehle der geringsten und niedrigsten dieser Damen zuwiderhandeln will. Wofern ich aber etwas anderes täte oder tun wollte, so erklär' ich das jetzt und künftig, künftig und jetzt, für ungeschehen, null und nichtig.«

So weit war der gute Loaysa mit seinem Schwur, als eins von den Mädchen, das ihm aufmerksam zugehört hatte, ausrief: »Nun, wahrlich, das ist ein Eid, um Steine zu erweichen, und ich will nicht gesund hier stehen, wenn ich noch weiter einen von Euch fordere; denn der abgelegte reicht allein schon hin, Euch den Eintritt in die Höhle der Cabira zu verschaffen.« Mit diesen Worten faßte sie ihn bei seinen Pumphosen und zog ihn herein, wo ihn alle übrigen sogleich umringten.

Unverzüglich eilte eine von ihnen fort, um ihrer Gebieterin Nachricht zu geben, die bei ihrem schlafenden Gemahl Wache stand. Wie ihr das Mädchen sagte, daß der Musiker schon heraufkomme, wurde sie zugleich froh und bestürzt, und fragte, ob er geschworen habe.

»Jawohl,« versetzte das Mädchen, »und zwar den sonderbarsten Eid, der mir in meinem Leben vorgekommen ist.«

»Nun, wenn er geschworen hat,« sprach Leonore, »so haben wir ihn gefangen. Das war doch ein gescheiter Einfall von mir, daß ich ihn schwören ließ!«

Indem kam die ganze Gesellschaft, mit dem Spielmanne in ihrer Mitte. Der Neger und die Negerin Guiomar leuchteten ihnen. Wie Loaysa Leonoren erblickte, wollte er sich ihr zu Füßen werfen, um ihr die Hand zu küssen. Sie gab ihm schweigend ein Zeichen, aufzustehen, und alle waren mäuschenstill und wagten kein Wort zu sprechen, aus Furcht, ihr Herr möchte es hören. Wie dies Loaysa merkte, sagte er, sie könnten immerhin laut sprechen; denn die Salbe, mit der ihr Herr bestrichen sei, habe die Eigenschaft, zwar nicht den Tod, aber doch einen totenähnlichen Schlaf zu bewirken.

»Das glaub' ich,« sagte Leonore; »denn wenn das nicht wäre, so müßte er bei seinem leisen Schläfe, der eine Folge seines mannigfachen Übelbefindens ist, schon zwanzigmal erwacht sein. Aber nachdem ich ihn bestrichen habe, schnarcht er wie ein Pferd.«

»Wenn das ist,« sagte die Dueña, »so wollen wir in den Vorsaal gehen; dort können wir den Herrn singen hören, und uns ein wenig vergnügen.«

»Das wollen wir,« sagte Leonore; »doch Guiomar bleibe als Wache hier, damit sie uns Nachricht geben kann, wenn Carrizales erwachen sollte.« »Ich Negerin bleiben,« sprach Guiomar, »Weißem gehn; Gott sein allen gnädig.«

Die Negerin blieb, und sie gingen in den Saal, wo eine reiche Estrade war, auf welcher sie sich alle niederließen, und den Herrn in die Mitte nahmen. Die gute Mari-Alonso nahm eine Kerze, und fing an, den guten Musikanten vom Kopf bis zur Zehe zu beleuchten. »Ach, was hat er für niedliches, krauses Haar!« sprach die eine. »Welche blendenden Zähne!« rief eine andere; »wahrhaftig, weißer und niedlicher, als geschälte Mandeln!« – »Was für große, offene Augen!« bemerkte eine Dritte; »beim Leben meiner Mutter, sie sind so grün, daß man glaubt, Smaragde zu sehen!« Eine lobte den Mund, eine andere die Füße, und so gingen alle Glied für Glied durch. Nur Leonore betrachtete ihn schweigend, und er kam ihr schöner vor, als ihr Eheherr.



Jetzt nahm die Dueña die Zither, die der Neger hatte, und gab sie Loaysen mit der Bitte, ein Liedchen zu spielen, das damals in Sevilla sehr im Schwange war. Es fing an:

Mutter, meine Mutter, Habt auf mich nur Acht usw.

Loaysa erfüllte ihren Wunsch. Alle Mädchen standen auf, und begannen tüchtig zu tanzen. Die Dueña wußte das Lied auswendig, und sang es mit besserer Laune, als Stimme. Es lautete:

Mutter, meine Mutter,  
Habt auf mich nur Acht;  
Hüt' ich mich nicht selber,  
Bleib' ich unbewacht.

Bücher, sagt man, lehren, –  
Und das ist sehr wahr –  
Das Verbot gebar  
Heißeres Begehren,  
Und von dem Entbehren  
Wächst der Liebe Drang;  
Haßt darum den Zwang,  
Der es schlimmer macht;  
Hüt' ich mich nicht selber,  
Bleib' ich unbewacht.

Wenn der Wille nicht  
Selber sich mag hüten,  
Wird ihn nimmer hüten  
Weder Furcht, noch Pflicht.

Er wird, zweifelt nicht,  
Durch den Tod selbst dringen,  
Bis ihm wird gelingen,  
Was ihr nicht gedacht.

Hüt' ich mich nicht selber,  
Bleib' ich unbewacht.

Welches Herz nur immer Liebesbande zwingen,  
Folgt, gleich Schmetterlingen,  
Ihres Lichtes Schimmer,  
Und sie hüten nimmer  
Lästige Begleiter,  
Ginge man auch weiter,  
Als ihrs ausgedacht.

Hüt' ich mich nicht selber,  
Bleib' ich unbewacht.

Wie doch Amor schaltet!  
Ob's die Schönste wäre,  
Wird sie zur Chimäre:  
Denn zu Wachs gestaltet  
Sich die Brust; drin waltet  
Glut; so leicht, wie Schaum,  
Ist der Fuß; zu Flaum I  
st die Hand gemacht.

Hüt' ich mich nicht selber,  
Bleib' ich unbewacht.

Die Mädchenschar kam mit ihrem Gesange und Tanze, unter Anführung der guten Dueña, zu Ende, als Guiomar ganz erschrocken gelaufen kam, und an Händen und Füßen zitterte, als hätte sie die fallende Sucht. »Der Herr aufgewacht, Frau!« rief sie mit heiserer, halblauter Stimme. »Der Herr aufwacht, Frau! Stehst auf und kommt her.«

Wer schon eine Schar Tauben sah, die auf einem Acker sorglos den Samen aufpickten, den fremde Hände gestreut haben, wie sie durch den starken Knall eines Feuergewehrs aufgescheucht, das Futter vergessen und bestürzt sich in die Lüfte zerstreuen, der kann sich eine Vorstellung von dem Zustande machen, in welchen die Schar der erschrockenen Tänzerinnen geriet, wie ihnen Guiomar diese unerwartete Nachricht brachte.

Indem jede auf ihre Entschuldigung und alle auf ihre Rettung bedacht waren, schlüpfte die eine dahin und die andere dorthin, um sich auf den Böden und in den Winkeln des Hauses zu verstecken und ließen den Musikanten allein, der Sang und Klang ruhen ließ und in seiner Bestürzung nicht wußte, was er anfangen sollte. Leonore rang ihre schönen Hände; Mari-Alonso schlug sich mit den Händen (doch nicht zu derb) ins Gesicht; kurz, überall war lauter Angst, Schrecken und Verwirrung.

Doch die Dueña, die schlauer und gefaßter war als die anderen, ließ den Loaysa auf ihr Zimmer gehen und blieb mit ihrer Frau in dem Saale; denn sie meinte, schon eine Entschuldigung zu finden, im Fall ihr Herr sie hier träfe. Loaysa versteckte sich augenblicklich, und die Dueña horchte, ob ihr Herr käme. Wie sie kein Geräusch hörte, schöpfte sie wieder Mut und schlich leise zu seinem Schlafgemache, wo sie ihn nach wie vor schnarchen hörte. Wie sie sich überzeugt hatte, daß er noch schlief, nahm sie ihre Röcke zusammen und eilte mit der frohen Botschaft zu ihrer Frau zurück, bei der sie dadurch keine geringe Freude erregte.

Die gute Dueña wollte den günstigen Augenblick, den ihr das Schicksal darbot, nicht verlieren, um vor den übrigen die Freuden zu genießen, die sie sich von dem Musikus versprach. Sie bat darum Leonoren, im Saale zu warten, während sie hineinging ihn zu rufen, und ließ sie allein. Sie ging auf das Zimmer, wo Loaysa sich befand, der ebenso verwirrt als nachdenklich war und auf Nachricht hoffte, wie es mit dem gesalbten Alten stehe. Er verwünschte die Untauglichkeit der Salbe und beklagte sich über die Leichtgläubigkeit seiner Freunde, sowie über seine eigene Unachtsamkeit, die Salbe nicht vorher an jemand anderem versucht zu haben, ehe man sie beim Carrizales brauchte.

Indem kam die Dueña und versicherte ihm, daß der Alte fester als je schlafe. Er wurde wieder

ruhig und hörte das lange, verliebte Geschwätz der Mari-Alonso an, das ihm ihre schlechten Absichten verriet und ihn bestimmte, sie als Angel zu brauchen, um ihre Frau damit zu fischen.

Während diese beiden miteinander sprachen, kamen die anderen Mägde wieder aus ihren verschiedenen Schlupfwinkeln hervor, um zu sehen, ob ihr Herr wirklich erwacht sei, und wie überall eine Totenstille herrschte, gingen sie in den Saal, wo sie ihre Frau gelassen hatten und erfuhren von ihr, daß ihr Herr noch schlafe. Sie fragten nach dem Musikanten und der Dueña, und wie sie hörten, wo sie seien, zogen sie alle, ebenso still wie sie gekommen waren, ab, um an der Tür zu horchen, was zwischen beiden vorfiele. In dem Zuge fehlte die Negerin Guiomar nicht, wohl aber der Neger, der auf die Nachricht, daß sein Herr erwacht sei, die Zither genommen und sich auf seinem Strohboden versteckt hatte, wo er unter der Decke seines armseligen Lagers in Schweiß und Todesangst lag. Dennoch unterließ er es nicht, an den Saiten seiner Zither zu klimpern: so groß war seine verwünschte Leidenschaft zur Musik.

Die Mädchen hörten halb vernehmlich die verliebten Reden der Alten, und jede gab ihr einen Schimpfnamen. Keine hieß sie bloß die Alte, ohne die gehörigen Beiwörter von verhext, bärtig, mannstoll und noch andere hinzuzufügen, die wir der Sittsamkeit wegen verschweigen. Doch am drolligsten drückte sich die portugiesische Negerin Guiomar aus, wie sie in ihrem schlechten Spanisch auf die Dueña loszog.

Das Gespräch der beiden schloß damit, daß er versprach, ihrem Willen nachzukommen, wenn sie ihm vorher ihre Frau übergeben hätte. Die Dueña willigte nur äußerst ungerne in den Antrag des Musikers; doch, um die Leidenschaft zu befriedigen, die sich schon ihrer ganzen Seele bemächtigt und ihr Mark und Bein durchdrungen hatte, hätte sie ihm die unmöglichsten Dinge von der Welt versprochen. Sie verließ ihn, um mit ihrer Frau zu sprechen; und wie sie alle Mägde vor ihrer Tür versammelt fand, befahl sie ihnen, sich auf ihre Kammern zurückzuziehen und sagte, einen anderen Abend würden sie den Musikus mit weniger oder gar keiner Störung genießen können, da ihnen für diese Nacht doch der Schrecken einmal das Vergnügen verwässert habe.

Sie merkten zwar alle, daß die Alte gern allein sein wollte, doch konnten sie nicht umhin, ihr zu gehorchen, weil es ihre Vorgesetzte war. Die Mägde entfernten sich und die Dueña ging in den Saal, um Leonoren zu bereden, Loaysens Wünschen nachzugeben, was sie in einer so langen und durchdachten Rede tat, daß sie sich mehrere Tage darauf vorbereitet zu haben schien. Sie rühmte ihr seine Artigkeit, seinen Wert, seine Anmut und mannigfaltigen Reize vor. Sie zeigte ihr, wie unweit genußreicher die Umarmungen des jungen Liebhabers, als die ihres alten Eneherrn für sie sein würden; sie sicherte ihr Verschwiegenheit und Fortsetzung des Genusses zu und schwatzte ihr noch andere ähnliche Dinge vor, die ihr der Teufel eingab und die sie mit so lebendigen und verführerischen rhetorischen Farben schilderte, daß sie wohl einen harten Marmor hätte bewegen können, wie vielmehr das zarte und unachtsame Herz der einfältigen und unvorsichtigen Leonore.

Oh, ihr Dueñas, dazu geboren und in der Welt, um tausend wohlüberlegte und gute Anschläge zu vereiteln! O, ihr langen, verbrämten Schleier, dazu ausersehen, in den Prunksälen und auf den Sofas vornehmer Frauen zu glänzen, wie tut ihr in eurem, beinahe unentbehrlich gewordenen Berufe gerade das Gegenteil von dem, was ihr solltet!

Kurz, die Dueña brauchte solche Worte und Überredungskünste, daß sich Leonore ergab, betrogen ward und in ihr Verderben rannte, indem sie zugleich alle Vorkehrungen des klugen Carrizales vereitelte, der indes den Todesschlaf seiner Ehre schlief. Mari-Alonso nahm ihre Gebieterin bei der Hand und führte die Weinende beinahe gewaltsam in Loaysas Zimmer.

Nachdem sie ihnen mit falschem, teuflischem Lächeln eine gute Nacht gewünscht hatte, schloß sie die Tür zu und legte sich auf die Estrade zur Ruhe oder erwartete vielmehr den Lohn ihrer Dienste. Doch weil sie die vergangenen Nächte gewacht hatte, so überwältigte sie hier die Müdigkeit, und sie schlief ein.

Jetzt hätte man wohl den Carrizales fragen mögen – wenn man nicht gewußt hätte, daß er schlief –, wo denn seine wohlüberlegten Maßregeln geblieben seien; seine Besorgnisse; seine Reden und Ermahnungen; die hohen Mauern seines Hofes; die Verbannung selbst des Schattens von irgendeinem männlichen Geschöpfe aus seinem Hause; das wohlverwahrte Drehfenster; die dicken Wände; die lichtlosen Fenster; die strenge Einsperrung; das ansehnliche Leibgedinge, das er Leonoren ausgesetzt hatte; die Freuden, die er ihr beständig machte; die gute Behandlung seiner Mägde und Sklavinnen; die Bereitwilligkeit, mit der er alles gewährte, was sie brauchten oder wünschen konnten. Doch diese Frage wäre, wie gesagt, überflüssig gewesen, weil er fester schlief, als es nötig war. Und hätte er's gehört und vielleicht darauf geantwortet, so hätte er mit Achselzucken und gerunzelter Stirn erwidern müssen: »Alles dies untergrub, wie ich glaube, die Schlauheit eines leichtfertigen und verdorbenen Jünglings, die Bosheit einer falschen Dueña und die Unachtsamkeit eines verführten Kindes. Bewahre Gott jeden Mann vor solchen Feinden, gegen die kein Schild der Klugheit schützt und die kein Schwert der Vorsicht abhält.«

Doch Leonore besaß so viel sittliche Kraft, daß sie dieselbe in dem gefährlichsten Augenblicke gegen die frechen Zudringlichkeiten ihres schlaunen Verführers zu bewähren wußte, der sie nicht zu besiegen vermochte. Er mühte sich vergeblich ab; sie trug den Sieg davon, und beide schliefen zuletzt ein.

Hier fügte es der Himmel, daß Carrizales, trotz der Salbe, erwachte und, nach seiner Gewohnheit, überall im Bette umherfühlte. Wie er sein liebes Weib nicht fand, sprang er erschrocken und außer sich aus dem Bette, mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit, wie sie sich nicht von seinen Jahren erwarten ließ. Wie er seine Gemahlin auch nicht im Zimmer fand, die Tür offen sah, und den Schlüssel unter der Matratze vermißte, da dachte er von Sinnen zu kommen. Doch wie er sich etwas gefaßt hatte, ging er in die Galerie und schlich ganz leise in den Saal, wo die Dueña schlief. Wie er sie allein, ohne Leonoren, fand, begab er sich nach dem Zimmer der Dueña, öffnete leise die Tür und sah, was er nie wünschte gesehen zu haben, wofür er lieber das Licht seiner Augen gemißt hätte, um es nicht zu sehen – er sah Leonoren in Loaysens Armen, in so tiefem Schläfe, als wenn an ihnen, und nicht an dem eifersüchtigen Alten, die Salbe ihre Wirkung getan hätte. Carrizales erstarrte bei diesem schmerzlichen Anblicke; die Zunge klebte ihm am Gaumen; er ließ die Arme sinken und war zu einem kalten Marmorbilde geworden. Obgleich der Zorn seine natürliche Wirkung tat und die beinahe erstorbenen Lebensgeister wieder anfachte, so wirkte doch der Schmerz so stark, daß er ihm den Atem benahm. Dennoch hätte er für diesen großen Frevel gebührende Rache genommen, wenn er Waffen gehabt hätte. Er beschloß darum, von seinem Zimmer einen Dolch zu holen, und die Flecken seiner Ehre in dem Blute seiner beiden Feinde, ja, aller im Hause, abzuwaschen. Mit diesem ehrenhaften und notwendigen Entschlusse kehrte er ebenso still und vorsichtig, als er gekommen war, in sein Schlafgemach zurück, wo ihm Schmerz und Bedrängnis dergestalt zusetzten, daß er ohnmächtig auf sein Bett sank.

Unterdessen kam der Tag und traf das neue ehebrecherische Paar in wechselseitiger Umarmung. Mari-Alonso erwachte und wollte sich ihre Schuld abtragen lassen; doch wie sie sah, daß es schon so hoch am Tage war, beschloß sie, es für den Abend aufzusparen. Leonore erschrak, wie sie sah, daß es so spät war und verwünschte ihre und der vermaledeiten Dueña Sorglosigkeit. Beide eilten bestürzt in das Zimmer des Carrizales, indem sie stumme Wünsche zum Himmel

emporschickten, daß sie ihn noch schnarchend antreffen möchten. Wie sie ihn still auf dem Bette liegen sahen, glaubten sie, die Salbe wirke noch, weil er noch schlafe, und umarmten sich vor Freude. Leonore faßte ihren Mann beim Arme und legte ihn auf die andere Seite, um zu sehen, ob er erwache und ihnen die Mühe erspare, ihn mit Weinessig zu waschen, um ihn zu ermuntern. Carrizales aber erwachte aus seiner Ohnmacht; und indem er einen tiefen Seufzer holte, sagte er mit kläglicher und schwacher Stimme: »Ich Unglücklicher! Zu welchem traurigen Ziele hat mich mein Schicksal gebracht!«

Leonore wußte nicht, was ihr Gemahl damit sagen wollte; wie sie ihn jedoch wach sah und sprechen hörte, wunderte sie sich, daß die Salbe nicht die angegebene Zeit gewirkt habe. Sie legte ihr Gesicht an das seine und sagte, indem sie ihn fest umschlungen hielt: »Was fehlt dir, mein Gemahl; du scheinst dich zu beklagen?«

Wie der unglückliche Alte die Stimme seiner süßen Feindin hörte, öffnete er mit Anstrengung die Augen und starrte Leonoren eine lange Zeit staunend und betroffen an, ohne nur eine Miene zu verziehen; dann sprach er: »Tue mir den Gefallen, Frau, und laß unverzüglich deine Eltern in meinem Namen rufen; denn ich habe etwas auf dem Herzen, das mich sehr beklemmt und mir, wie ich fürchte, bald das Leben rauben wird; ich wünschte sie vor meinem Tode noch einmal zu sehen.«

Leonore glaubte zwar, ihr Gemahl habe wahr gesprochen, doch maß sie sein Übelbefinden nicht dem, was er gesehen hatte, sondern der Salbe bei. Sie versprach, seine Bitte zu erfüllen, schickte sogleich den Neger zu ihren Eltern, umarmte ihren Gemahl zärtlicher als je und fragte ihn in so teilnehmenden und liebevollen Ausdrücken nach seinem Befinden, als wär' er ihr das Liebste auf Erden. Er sah sie mit dem vorigen starren Blicke an, und jedes Wort und jede Liebkosung von ihr war ein Dolchstich für sein Herz.

Die Dueña hatte bereits die Leute im Hause und Loaysen von der Krankheit ihres Herrn in Kenntnis gesetzt und bemerkt, daß sie von Bedeutung sein müsse, weil er vergessen habe, zu befehlen, die Tür nach der Straße zu verschließen, wie der Neger ausgegangen sei, um die Eltern ihrer Gebieterin zu rufen. Über diese Einladung selbst wunderten sie sich ebenfalls; denn beide hatten, seit der Verheiratung ihrer Tochter, das Haus nicht einmal betreten. Kurz, alle waren betroffen und in sich gekehrt, weil sie die eigentliche Ursache von dem Übelbefinden ihres Herrn nicht errieten, der von Zeit zu Zeit so tiefe und schmerzliche Seufzer von sich gab, daß er mit jedem die Seele auszuhuchen schien. Leonore weinte, wie sie ihn in diesem Zustande sah, er aber lachte wie ein Wahnsinniger, indem er das Heuchlerische ihrer Tränen erwog.

Leonorens Eltern kamen und waren nicht wenig verwundert und erschrocken, wie sie die Haus- und Hoftür offen fanden und das Haus selbst menschenleer und in Totenstille begraben. Sie traten in das Zimmer ihres Schwiegersohns und fanden ihn in dem angegebenen Zustande, die Augen noch immer auf seine Gemahlin geheftet, deren Hände er hielt und beide in Tränen schwimmend; sie, bloß, weil sie ihn weinen sah; er, weil er ihre Tränen für Verstellung hielt.

Wie die Eltern hereintraten, sprach Carrizales: »Setzt euch, meine lieben Eltern; ihr anderen aber tretet ab, und bloß Frau Mari-Alonso bleibe hier.«

Alle verließen das Zimmer, und die Fünfe blieben zurück. Carrizales wartete nicht, bis ein anderes das Wort nahm, sondern, nachdem er sich die Augen gewischt hatte, sprach er mit ruhiger Stimme: »Ich bin versichert, meine verehrten Eltern, daß ich bei euch keine Zeugen brauche, damit ihr mir dasjenige glaubt, was ich euch jetzt sagen will; ihr könnt unmöglich vergessen haben, mit welcher Liebe und Zärtlichkeit ihr mir heute vor einem Jahre, einem Monate, fünf Tagen und neun Stunden eure geliebte Tochter als meine rechtmäßige Gemahlin

übergeben habt; ebenso wißt ihr auch, wie reichlich ich sie bedacht habe; denn die Summe, die ich ihr ausgesetzt, reichte hin, mehr als drei ihresgleichen in Wohlstand zu setzen; ebenso muß es euch auch erinnerlich sein, wie sehr ich mir's angelegen sein ließ, ihr jeden Anzug und Putz zu verschaffen, den sie sich nur wünschen konnte und den ich für sie angemessen fand. Ihr habt auch gesehen, wie ich, teils zufolge meiner Gemütsart, teils aus Furcht vor dem Unglück, das mir ohne Zweifel das Leben kosten wird, teils wegen meiner vieljährigen Erfahrung von den seltsamen und mannigfaltigen Ereignissen in der Welt, dies Kleinod, das ich mir aussuchte und das ihr mir übergabt, mit aller nur möglichen Vorsicht zu hüten suchte. Ich erhöhte die Mauern meines Hofes; benahm den Fenstern nach der Straße die Aussicht; verdoppelte die Schlösser an den Türen; ließ ein Drehfenster machen, wie in einem Kloster; verbannte für immer alles aus dem Hause, was nur den Namen oder Schatten eines männlichen Geschöpfes hatte; gab meiner Frau Mägde und Sklavinnen zur Bedienung und versagte weder ihnen, noch ihr die Gewährung irgendeiner Bitte; ich ging mit ihr auf gleichem Fuße um, teilte ihr meine geheimsten Gedanken mit und ließ sie über mein ganzes Vermögen schalten. Das alles sind Dienste, für die ich billigerweise im ruhigen und ungestörten Besitze desjenigen hätte bleiben müssen, was mir so teuer zu stehen kam, und sie hätte sich bemühen sollen, mir nie, auch nur entfernt, Anlaß zur Eifersucht zu geben. Doch da keine menschliche Vorsicht die Strafe abwenden kann, die der Himmel über diejenigen verhängt, die nicht mit ungeteiltem Vertrauen ihre Wünsche und Hoffnungen ihm anheimstellen, so ist es kein Wunder, daß ich mich in den meinen betrogen sehe, und mir selbst das Gift gemischt habe, welches mir das Leben rauben wird. Doch da ich sehe, wie ihr alle gespannt seid auf das, was kommen soll, so will ich den langen Eingang meiner Rede schließen und euch mit einem Worte sagen, was sich nicht in tausenden sagen läßt. Wißt, meine Freunde, alles, was ich geredet und getan habe, hat zu weiter nichts gefruchtet, als daß ich heute morgen diese, zum Untergange meiner Ruhe und meines Lebens Geborne (er wies auf seine Gemahlin), in den Armen eines artigen Burschen gefunden habe, der noch jetzt auf dem Zimmer dieser verpesteten Dueña sich befindet.«

Kaum hatte Carrizales diese letzten Worte gesprochen, so schwindelte Leonoren und sie sank ohnmächtig auf die Knie ihres Gemahls. Mari-Alonso entfärbte sich, und Leonorens Eltern war die Kehle zugeschnürt, daß sie kein Wort vorbringen konnten. Carrizales aber fuhr fort:

»Die Rache, die ich für diesen Schimpf zu nehmen gedenke, soll keine gewöhnliche sein. Wie meine ganze Handlungsweise seltsam gewesen ist, so soll es auch meine Rache sein, indem ich sie an mir selbst nehme, als dem Schuldigsten bei diesem Vorgehen. Ich hätte bedenken sollen, wie schlecht dies fünfzehnjährige Kind und ein beinahe achtzigjähriger Greis zueinander sich schickten. Ich bin es gewesen, der, wie eine Seidenraupe, sich selbst sein Sterbehaus gebaut hat. Dir mess' ich die Schuld nicht bei, du übelberatenes Kind! (mit diesen Worten bog er sich herab, und küßte das Gesicht der ohnmächtigen Leonore) dir mess' ich die Schuld nicht bei, denn die Überredungskünste schlauer, alter Weiber und die Liebkosungen verliebter Jünglinge siegen leicht über die Unerfahrenheit so junger Jahre. Aber damit jedermann sehe, wie innig und treu ich dich geliebt habe, so will ich in diesen letzten Augenblicken einen Beweis davon geben, der in der Welt ein unerhörtes Beispiel, wo nicht von Güte, doch von Einfalt des Herzens bleiben soll. Man hole gleich einen Notarius; denn ich will ein anderes Testament machen, worin ich Leonorens Leibgedinge verdoppeln und sie bitten werde, nach meinem Tode, der nicht lange mehr ausbleiben wird, sich zu entschließen – und dieser Entschluß wird ihr nicht schwer ankommen –, den Jüngling zu heiraten, den die grauen Haare dieses unglücklichen Greises nie beleidigt haben. Sie wird daraus ersehen, daß ich, wie im Leben, so auch im Tode, immer nur darauf bedacht war, ihr Freude zu machen; und ich wünsche nur, daß sie sie bei demjenigen finden mag, den sie so sehr lieben muß. Mein übriges Vermögen will ich zu frommen Stiftungen

verwenden und auch euch, meine lieben Eltern, so viel vermachen, daß ihr bis an euren Tod anständig leben könnt. Holt nur gleich den Notarius; denn der Schmerz setzt mir so heftig zu, daß mein Tod nicht lange mehr ausbleiben kann.«

Bei diesen Worten befiel ihn eine schwere Ohnmacht, und er sank so dicht neben Leonoren hin, daß sich ihre Gesichter berührten: ein rührender, schmerzlicher Anblick für die Eltern, in diesem Zustande ihre geliebte Tochter und ihren teuren Schwiegersohn zu sehen.

Die schlechte Dueña mochte nicht die Vorwürfe abwarten, die sie von den Eltern ihrer Gebieterin befürchtete, sondern sie verließ das Zimmer und hinterbrachte Loaysen alles, was vorgefallen war. Sie riet ihm, eiligst das Haus zu verlassen, und versprach, ihm von dem, was weiter vorfiel, durch den Neger Nachricht zu geben, da Schloß und Riegel es nicht verhinderten. Loaysa wunderte sich über diese Neuigkeit, befolgte ihren Rat, legte sein Bettlerkleid wieder an, und suchte seine Freunde auf, um sie von dem seltsamen und beispiellosen Ausgange seines Liebeshandels in Kenntnis zu setzen.

Während die beiden in Ohnmacht lagen, schickte Leonorens Vater nach einem Notarius, mit dem er bekannt war, und dieser traf gerade ein als Tochter und Schwiegersohn aus ihrer Ohnmacht erwachten. Carrizales machte sein Testament, wie er gesagt hatte, ohne jedoch Leonorens Fehltritt zu erwähnen, sondern es hieß im Testamente, er bäte sie aus guten Gründen, sich nach seinem Tode mit dem jungen Manne zu verheiraten, den er ihr insgeheim genannt habe.

Wie Leonore dies hörte, warf sie sich ihrem Gemahl zu Füßen, und sagte mit klopfendem Herzen: »Lebe noch viele Jahre, mein Gemahl, mein alles! Denn ob du wohl nicht verbunden bist, dem was ich dir sagen will, in einem einzigen Stücke zu glauben, so wisse doch, daß ich dich nicht weiter als in Gedanken beleidigt habe.«

Wie sie sich darauf weiter entschuldigen, und den Hergang der Sache ausführlich erzählen wollte, versagte ihr die Sprache, und sie sank in eine neue Ohnmacht. Der bewegte Greis schloß sie in seine Arme, die Eltern umarmten sie, und alle weinten so bitterlich, daß selbst der Notarius, der das Testament aufsetzte, sich der Tränen nicht enthalten konnte.

In dem Testamente wurden alle Mägde im Hause versorgt, den Sklavinnen und dem Neger die Freiheit geschenkt, der falschen Mari-Alonso aber weiter nichts, als ihr Gehalt vermacht. Der Schmerz beklemmte ihn dergestalt, daß er am siebenten Tage zu Grabe getragen ward.

Er hinterließ Leonoren als eine betrübt und reiche Witwe. Loaysa hoffte, sie solle den letzten Willen ihres Gemahls, um den er bereits wußte, erfüllen; und wie er sah, daß sie eine Woche darauf in eins der strengsten Klöster trat, ging er voller Ärger und beinahe beschämt nach Indien.

Leonorens Eltern waren in tiefe Betrübniß versetzt, doch durch das Vermächtnis ihres Schwiegersohns getröstet. Damit trösteten sich auch die Mägde, die Sklavinnen aber und der Neger mit Wiedererlangung ihrer Freiheit. Die gottlose Dueña sah sich arm und in ihren schändlichen Hoffnungen betrogen. Ich selbst sehne mich, beim Schluß dieser Erzählung anzulangen, die ein lehrreiches Beispiel abgibt, wie wenig man sich auf Schloß, Mauer und Drehfenster verlassen könne, wenn die Neigung frei bleibt, und wie man noch weniger der Jugend trauen dürfe, wenn sie den Einflüsterungen solcher Dueñas, in schwarzer Nonnentracht und in langen, weißen Schleiern, ausgesetzt ist.

Ich weiß indes nicht, warum sich Leonore nicht ernstlicher entschuldigte, und ihren eifersüchtigen Gemahl von der Bewahrung ihrer Unschuld und Treue zu überzeugen suchte. Doch die Bestürzung band ihr die Zunge, und der schnell erfolgte Tod ihres Gemahls raubte ihr die Gelegenheit, sich zu rechtfertigen.





## Die beiden Nebenbuhlerinnen

Fünf Meilen von der Stadt Sevilla liegt ein Ort, namens Castilblanco, und in einem von den verschiedenen Gasthöfen, die es daselbst gibt, kam gegen Abend ein Reisender auf einem schönen ausländischen Pferde an. Er hatte keinen Bedienten bei sich, und ohne zu warten bis ihm jemand die Steigbügel hielt, sprang er sehr schnell vom Sattel. Der Wirt, ein tätiger und aufmerksamer Mann, eilte sogleich herbei, doch er war nicht so schnell bei der Hand, daß der Reisende nicht schon auf einer steinernen Bank vor der Türe Platz genommen hätte, wo er sich eiligst die Brust aufknöpfte, die Arme sinken ließ und deutliche Zeichen von Ohnmacht gab.

Die Wirtin, ein mitleidiges Weib, eilte herbei und sprengte ihm Wasser ins Gesicht, worauf er wieder zu sich kam. Man sah ihm an, daß es ihm unangenehm sei, daß man ihn in diesem Zustande erblickt habe; er knöpfte sich wieder zu und verlangte auf der Stelle ein Schlafgemach und womöglich für sich allein.

Die Wirtin sagte, sie habe im ganzen Hause nur ein einziges mit zwei Betten, und wenn noch jemand einkehre, so müsse man ihm eins davon überlassen. Der Reisende entgegnete, er wolle beide Betten bezahlen, es möge noch jemand kommen oder nicht, und zog ein Goldstück heraus, das er der Wirtin unter der Bedingung gab, daß sie niemandem das leere Bett überlassen solle.

Die Wirtin war mit der Zahlung nicht unzufrieden, sondern versprach vielmehr, seinem Befehle Folge zu leisten, und wenn der Dechant von Sevilla selbst diese Nacht in ihrem Hause übernachten wolle. Sie fragte ihn, ob er zu Abend speisen werde, was er ausschlug, und bloß sein Pferd ihrer sorgsamten Pflege empfahl. Er verlangte den Schlüssel zu seinem Schlafgemache, nahm ein großes Felleisen mit auf dasselbe und schloß sich nicht bloß ein, sondern lehnte auch noch, wie man nachher sah, ein paar Stühle vor die Türe.

Kaum hatte er sich eingeschlossen, so traten der Wirt, der Hausknecht und ein paar Nachbarn, die gerade gegenwärtig waren, zusammen, unterhielten sich über die große Schönheit und den einnehmenden Anstand des neuen Gasts, und erklärten, nie so viel Schönheit gesehen zu haben. Sie schätzten sein Alter ab und fanden, daß er sechzehn bis siebzehn Jahre alt sein müsse. Sie schwatzten ein langes und breites, woher wohl seine Ohnmacht habe herrühren können; doch, da sie es nicht errieten, begnügten sie sich seine Anmut zu bewundern.

Die Nachbarn gingen nach Hause, der Wirt nach dem Pferde und die Wirtin in die Küche, um ein Abendbrot zuzurichten auf den Fall, daß noch andere Gäste kämen. Und es währte nicht lange, so kam ein anderer an, der etwas älter war als der erste und nicht minder hübsch. Kaum hatte es die Wirtin gehört, so rief sie: »Was ist das, in aller Welt? Wollen vielleicht diesen Abend Engel bei mir einkehren?«

»Was wollt Ihr damit sagen, Frau Wirtin?« fragte der Kavalier.

»Nichts, gnädiger Herr,« versetzte die Wirtin; »ich meine nur, daß Ihr nicht absteigen mögt, weil ich Euch kein Bett geben kann; denn die beiden, die ich habe, hat ein Kavalier in Beschlag genommen, der das Zimmer dort bewohnt, und hat mich für beide bezahlt, ob er gleich nur eins braucht, damit niemand auf sein Zimmer komme. Er muß wohl großen Geschmack an der Einsamkeit finden und ich weiß, meiner Seele, nicht warum; denn er hat nicht ein Gesicht, das er zu verstecken brauchte, sondern das jedermann sehen und rühmen sollte.«

»So schön ist er, Frau Wirtin?« fragte der Kavalier.

»Ob er schön ist?! Jawohl, und mehr als überschön«, versetzte die Wirtin.

»Komm her, Bursche; ich muß den Menschen sehen, von dem man so viel Rühmens macht, und sollt' ich auf dem Erdboden schlafen«, sprach der Kavalier, hielt seinem Maultiertreiber den Zügel hin, stieg ab vom Pferde und bestellte ein Abendbrot, was ihm auch aufgetragen ward. Während er aß, kam ein Gerichtsdieners des Dorfes herein (wie das an kleinen Orten nichts seltenes ist) und setzte sich zu dem Kavalier, um mit ihm über dem Essen zu sprechen. Unter dem Reden ermangelte er nicht, drei Stutzen Wein hinunter zu gießen und ein ziemliches Stück Rebhuhn abzunagen, was ihm der Kavalier hatte zukommen lassen. Dafür bezahlte ihn der Gerichtsdieners damit, daß er bei ihm nach Neuigkeiten aus der Residenz fragte und nach dem Kriege in Flandern und dem Anmarsche der Türken, ohne die Taten des Siebenbürgers zu vergessen (den Gott in seinen Schutz nehmen möge). Der Kavalier aß und schwieg; denn er kam nicht aus solchen Gegenden, daß er ihm auf seine Fragen hätte Auskunft geben können.

Unterdessen hatte der Wirt das Pferd besorgt und setzte sich zu ihnen, um den dritten Mann beim Gespräche abzugeben und seinem Weine ebenso fleißig zuzusprechen als der Gerichtsdieners. Bei jedem Schluck bog er den Kopf auf die linke Schulter und erhob den Wein bis in die Wolken, wiewohl er's nicht wagte, ihn lange darin zu lassen, damit er nicht verwässert würde. Von Zeit zu Zeit wurde wieder von dem Gaste, der sich eingeschlossen hatte, viel Rühmens gemacht und erzählt, wie er ohnmächtig geworden, wie er sich eingesperrt und kein Abendbrot habe zu sich nehmen wollen. Sie würdigten seinen stattlichen Mantelsack, sein treffliches Pferd, seine prächtigen Reisekleider, was alles nach ihrem Bedünken einen Bedienten zu erfordern schien, der ihm aufwartete. Diese übertriebenen Schilderungen vermehrten die Neugier des Kavaliere, den Fremden zu sehen, und er bat den Wirt, es zu veranstalten, daß er in dem anderen Bette schlafe und versprach, ihm einen Goldgulden dafür zu geben. Obgleich der Wirt das Geld sehr gern verdient hätte, so fand er es doch unmöglich, weil das Schlafzimmer inwendig verschlossen war und er nicht wagte, denjenigen zu wecken, der darin schlief und ohnedem beide Betten bezahlt hatte. Alle diese Schwierigkeiten beseitigte der Gerichtsdieners und sagte: »Was sich tun läßt, ist, daß ich an die Türe klopfte und sage, ich sei eine Gerichtsperson, die auf Befehl des Herrn Schulzen diesen Kavalier hier im Gasthofe unterbringen solle, und weil kein anderes Bett im Hause sich vorfinde, so müsse ihm jenes überlassen werden. Der Wirt muß sich dann beschweren, daß ihm Gewalt geschehe und es nicht recht sei, dem es zu nehmen, der es bereits innehatte. So ist der Wirt entschuldigt und der Herr erreicht seinen Zweck.«

Allen gefiel der Anschlag des Gerichtsdieners, und der Neugierige gab ihm dafür vier Realen. Die Sache ward sogleich zur Ausführung gebracht. Der erste Gast öffnete mit sichtbarem Verdrusse dem Gerichtsdieners die Türe und der zweite legte sich in das leere Bett, nachdem er den anderen um Verzeihung wegen des Unrechts gebeten hatte, das man ihm, wie es schiene, um seinetwillen zugefügt hätte. Doch der andere erwiderte kein Wort und ließ ebensowenig sein Gesicht sehen; denn kaum hatte er die Türe geöffnet, so eilte er wieder in sein Bett, kehrte sich mit dem Gesichte nach der Wand und stellte sich, als schlief er, um keine Antwort zu geben. Der zweite legte sich nieder und hoffte, des Morgens beim Aufstehen seine Neugier zu befriedigen. Es war eine von den trägen und langen Dezembarnächten, und Kälte und Ermüdung von der Reise luden zur Ruhe ein. Doch der erste Gast hatte sie nicht, sondern bald nach Mitternacht begann er so tiefe Seufzer zu holen, daß er mit jedem derselben seine Seele auszuhauchen schien, so daß er durch sein klägliches Ächzen den anderen weckte. Dieser wunderte sich über das Schluchzen, womit er seine Seufzer begleitete und horchte aufmerksam, was er halblaut für sich zu sprechen schien.

Das Zimmer war finster und die Betten standen weit voneinander, aber dennoch hörte er unter

anderem den betrübten Gast mit leiser und schwacher Stimme folgendes vorbringen: »Ach Unglück! Wohin führt mich noch die unwiderstehliche Gewalt meines Schicksals? Auf welchem Wege bin ich oder wo such' ich den Ausgang aus dem verwickelten Labyrinth, in dem ich mich befinde? Ach, ihr jungen und unerfahrenen Jahre, wie unfähig seid ihr, irgendeine Überlegung anzustellen oder einen guten Rat zu befolgen! Wohin soll meine heimliche Reise führen? Ach, Ehre, wie bist du gekränkt! Ach, Liebe, welchen schlechten Dank erntest du! Ach, verehrte Eltern und Verwandte, wie hab' ich die Achtung gegen euch aus den Augen gesetzt! Ach und tausendmal Ach und Wehe über mich, daß ich mich so ungezügelt meiner Neigung überließ! O, falsche Worte, die mich verführten, sie durch Handlungen zu erwidern! Doch über wen beklag' ich mich, ich Arme? Hab' ich nicht selbst mich zu täuschen gewünscht? Hab' ich nicht selbst das Messer genommen, womit ich meine Ehre gemordet und die gute Meinung, die meine bejahrten Eltern von meiner Tugend hatten? O, treuloser Marco Antonio! Wie ist es möglich, daß den süßen Worten, die du mir sagtest, die Galle der Kränkung und Verachtung beigemischt war? Wo bist du, Undankbarer? Wohin hast du dich gewandt, Unerkenntlicher? Antworte mir; ich spreche mit dir. Wart' auf mich; ich folge dir. Halte mich; ich versinke. Bezahle mir, was du mir schuldig bist. Hilf mir, da du so viele Verbindlichkeiten gegen mich hast.«

Hier schwieg sie, und ihr Seufzen und Ächzen verriet, daß ihre Augen nicht aufhörten, zärtliche Tränen zu vergießen. Das alles hörte der zweite Gast mit ruhigem Schweigen an und nahm aus dem, was er gehört hatte, ab, daß das Klagen ohne Zweifel von einem Frauenzimmer herkommen müßte, was seine Neugier nur noch mehr reizte, sie kennenzulernen. Er war mehrere Male im Begriff, nach ihrem Bette zu gehen und hätte es auch getan, als er hörte, daß sie aufstand, die Tür öffnete und den Wirt rief, er sollte ihr Pferd satteln, weil sie abreisen wolle.

Nachdem sich der Wirt eine gute Weile hatte rufen lassen, antwortete er endlich, er möge sich noch gedulden, denn die Nacht sei noch nicht einmal halb vorüber und die Dunkelheit so groß, daß es verwegen sein würde, sich auf den Weg zu machen.

Dabei beruhigte sie sich, machte die Tür wieder zu und warf sich mit einem tiefen Seufzer auf das Bett. Der, welcher ihr zuhörte, fand es für gut, sie anzureden und ihr allen nur möglichen Beistand anzubieten, um sie dadurch zur Mitteilung ihrer traurigen Geschichte zu bewegen. »Herr Kavalier,« sprach er, »wenn Eure Seufzer und Reden nicht mein Mitleid erregt hätten, so könnt' ich sicher daraus abnehmen, daß ich ohne natürliches Gefühl wäre und ein Herz von Stein und eine Brust von hartem Erz hätte. Wenn meine Teilnahme und der Entschluß, Euch zum Besten – ist anders Euch zu helfen –, mein Leben zu wagen, eine Gegengefälligkeit verdient, so bitt' ich Euch, erzeigt sie mir, indem Ihr mir ohne Hehl die Ursache Eures Schmerzes mitteilt.«

»Hätt' er mich nicht der Besinnung beraubt,« versetzte die Klagende, »so hätt' ich überlegen müssen, daß ich nicht allein auf diesem Zimmer war; dann würde ich meine Zunge besser im Zaume gehalten und meine Seufzer mehr unterdrückt haben. Doch weil mich meine Besonnenheit gerade da verlassen hat, wo sie mir so nötig war, so will ich Euch Eure Bitte gewähren. Indem ich die traurige Geschichte meiner Leiden Euch wiederhole, raubt mir vielleicht der erneute Schmerz das Leben. Doch wenn Ihr wollt, daß ich tue, was Ihr begehrt, so müßt Ihr mir versprechen, so wahr Ihr Euch in Eurem Anerbieten aufrichtig gegen mich bewiesen habt und so wahr Ihr derjenige seid, für den man Euch, nach Eurer edlen Art, Euch auszudrücken, halten muß, daß Ihr, was Ihr auch von mir hören mögt, weder Euer Bett verlassen und dem meinen Euch nähern, noch auch mehr von mir ausforschen wollt, als was ich Euch ungefragt erzähle. Solltet Ihr dem entgegenhandeln, so werd' ich in demselben Augenblicke, wo ich merke, daß Ihr Euch rührt, mit dem Degen, den ich zum Haupte meines Bettes finde, meine Brust durchbohren.«

Der andere, der tausend unmögliche Dinge versprochen hätte, um zu erfahren, worauf er so neugierig war, versprach, nicht ein Haar breit von der gegebenen Vorschrift abzuweichen und bekräftigte seine Zusage noch mit tausend Schwüren.

»Im Vertrauen darauf«, versetzte die andere, »will ich tun, was ich bis jetzt noch nicht getan habe, nämlich meine Lebensgeschichte mitteilen. So hört denn:

Ihr müßt wissen, mein Herr, daß ich, der Manneskleider ungeachtet, in welchen ich, wie man Euch wohl gesagt hat, in diesen Gasthof kam, ein unglückliches Mädchen bin oder es doch vor acht Tagen noch war, wo ich aus Unachtsamkeit und Torheit es aufhörte zu sein, weil ich den falschen und gleisnerischen Worten eines treulosen Mannes Glauben beimaß. Mein Name ist *Theodosia*, meine Heimat ein angesehenes Ort hier in Andalusien, dessen Namen ich verschweige, weil Euch weniger daran liegt, ihn zu wissen, als mir, ihn zu verheimlichen. Meine Eltern sind von Adel und mehr als mittelmäßig reich. Sie haben einen Sohn und eine Tochter; jener macht ihnen Freude und Ehre, diese aber von allem das Gegenteil. Den Sohn schickten sie auf die Universität nach Salamanca, mich behielten sie im Hause und erzogen mich mit der Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die ihre Denkungsart und ihr Adel erforderten. Ich gehorchte ihnen immer, ohne daß mir's schwer ankam, und unterwarf meinen Willen in allem dem ihrigen, bis mein Unstern oder meine Vermessenheit meine Blicke auf den Sohn eines unserer Nachbarn lenkte, der reicher ist als meine Eltern und ebenso vornehm wie diese. Das erstemal, wo ich ihn sah, empfand ich weiter nichts als ein gewisses Vergnügen über seinen Anblick, und das war kein Wunder; denn sein Anstand, seine Artigkeit, sein Gesicht, seine Manieren nebst seinem Verstande und seiner Leutseligkeit wurden von jedermann gerühmt und geschätzt. Doch was hilft mir's, meinen Feind zu loben und dies für mich so unglückliche Ereignis oder vielmehr diesen Anfang meiner Torheit so weitläufig zu erzählen? Genug, er sah mich einmal und mehrmals aus einem Fenster, das dem meinen gegenüber war. Von dort sandte er mir, wie mir's vorkam, sein Herz in seinen Blicken, und die meinen fanden jetzt in seinem Anblicke eine andere Art von Vergnügen als das erstemal; ja, sie zwangen mich, alles für reine Wahrheit zu nehmen, was ich in seinem Gesichte und in seinen Mienen las. Die Blicke vermittelten eine Unterredung, die Unterredung eine Erklärung seines Wunsches, sein Wunsch erweckte den meinen und machte, daß ich ihm Glauben beimaß. Zu dem allen kamen noch Versprechungen, Schwüre, Tränen, Seufzer und alles, was nach meiner Meinung ein treuer Liebhaber tun kann, um die Aufrichtigkeit seiner Liebe und die Treue seines Herzens an den Tag zu legen. Für mich Unglückliche, die sich noch nie in dergleichen Lagen und Gefahren befunden hatte, war jedes Wort eine Artilleriesalve, die an dem Bollwerk meiner Ehre ein Stück Mauer einschob; jede Träne ein Brand, der meine Sittsamkeit anzündete; jeder Seufzer ein wütender Sturm, der die Glut dergestalt anfachte, daß sie meine Tugend, die bisher auch nicht versehrt war, völlig verzehrte. Kurz, sein Versprechen, mich trotz dem Willen seiner Eltern – die ein anderes Mädchen für ihn bestimmt hatten – zu heiraten, untergrub meine Sittsamkeit vollends, und ohne selbst zu wissen, wie, überließ ich mich ihm, ohne Vorwissen meiner Eltern und ohne einen anderen Zeugen meiner Torheit zu haben, als einen Pagen des Marco Antonio – so heißt derjenige, der mich um meine Ruhe gebracht hat.«

»Kaum hatte er den Besitz meiner Person, nach dem er strebte, erlangt, so verschwand er zwei Tage nachher aus unserem Orte, und weder seine Eltern noch sonst jemand konnten sagen oder erraten, wo er hingegangen sei. Wie mir dabei zumute ward, das schildere, wer es kann; ich war und bin nur imstande, es zu empfinden. Ich zerraupte mein Haar, als wenn diesem die Schuld meines Fehltrittes beizumessen sei, zerkratzte mein Gesicht, weil mir dieses einzig und allein mein Unglück veranlaßt zu haben schien; ich verwünschte mein Schicksal, klagte meinen raschen

Entschluß an, vergoß unzählige Tränen und erstickte beinahe in ihnen und in den Seufzern, die aus meiner schmerz erfüllten Brust drangen. Ich klagte meine Not im stillen dem Himmel und schweifte mit meiner Einbildungskraft umher, um einen Weg oder Steg zu meiner Rettung zu entdecken, und derjenige, den ich fand, war, Mannskleider anzulegen, mein elterliches Haus zu verlassen und diesen zweiten betrügerischen Äneas, diesen grausamen und meineidigen Vireno, diesen Zerstörer meiner guten Grundsätze und meiner gerechten und wohlbegründeten Hoffnungen aufzusuchen. Ohne lange Überlegungen anzustellen, nahm ich einen Reiseanzug meines Bruders, den mir die Gelegenheit in die Hände gab, und ein Pferd meines Vaters, das ich selbst sattelte, und verließ in einer stockfinsternen Nacht das elterliche Haus in der Absicht, nach Salamanca zu gehen, weil man, wie ich nachher erfuhr, vermutete, Marco Antonio sei dahin gegangen; denn er ist auch Student und ein Kamerad meines Bruders, von dem ich Euch gesagt habe. Ich versäumte dabei nicht, mich für vorkommende Notfälle gehörig mit Geld zu versehen.«

»Was mich am meisten beunruhigt, ist der Gedanke, daß mir meine Eltern nachsetzen lassen und durch meine Kleidung und das Pferd mich leicht ausfindig machen werden. Außerdem fürcht' ich mich auch vor meinem Bruder in Salamanca; denn erkennt er mich, so kann man sich leicht vorstellen, in welcher Lebensgefahr ich alsdann schwebe. Denn hört er auch meine Entschuldigung an, so überwiegt doch die geringste Kränkung seiner Ehre alles, was ich zu meiner Verteidigung anführen mag. Doch auch auf die Gefahr hin, mein Leben zu verlieren, bin ich fest entschlossen, meinen grausamen Gemahl aufzusuchen; denn er kann es nicht leugnen, daß er's ist, wenn nicht das Pfand, das er in meinen Händen gelassen hat, ihn Lügen strafen soll, nämlich ein Diamantenring mit der Devise: *Marco Antonio ist Theodosiens Gemahl*. Find' ich ihn, so soll er mir sagen, was er an mir gefunden hat, das ihn bewog, mich so schnell zu verlassen. Kurz, ich will es dahin bringen, daß er mir Wort und Treue hält, oder ich raub' ihm das Leben und zeige, daß ich ebenso rasch zur Rache schreite als ich's ihm leicht machte, mich zu beleidigen. Denn das adlige Blut, das mir meine Eltern gegeben haben, erweckt in mir einen Mut, der mir entweder Genugtuung oder Rache verschaffen wird.«

»Das, Herr Kavalier, ist die wahre und unglückliche Geschichte, die Ihr zu wissen wünschtet, und sie wird hinreichend sein, die Seufzer und Klagen zu entschuldigen, die Euch aus dem Schläfe geweckt haben. Könnt Ihr mir auch nicht helfen, so bitt' ich Euch wenigstens um einen guten Rat, wie ich den Gefahren entgehen kann, die mich bedrohen; wie ich die Furcht beschwichtige, daß man mich ausfindig macht und wie ich's am besten anzufangen habe, um dasjenige zu erlangen, was ich so sehr wünsche und bedarf.«

Geraume Zeit erwiderte der, welcher die Geschichte der verliebten Theodosia angehört hatte, kein Wort, und so lange, daß sie glaubte, er sei eingeschlafen und habe nichts gehört. Um zur Gewißheit zu kommen, ob ihre Vermutung begründet sei, fragte sie: »Schlafft Ihr, mein Herr? Es wär' Euch nicht übel zu nehmen; denn wer von Schmerz ergriffen seine Leiden einem anderen erzählt, der sie nicht fühlt, kann wohl seinen Zuhörer eher einschläfern als zum Mitleid bewegen.«

»Ich schlafe nicht,« versetzte der Kavalier, »sondern ich bin so wach und empfinde Euer Unglück so sehr, daß ich fast sagen möchte, es schmerze und beängstige mich in demselben Maße wie Euch selbst. Darum werd' ich es nicht bloß bei dem guten Rate bewenden lassen, um den Ihr mich bittet, sondern Euch auch aus allen Kräften beistehen. Denn ob sich gleich in der Art, wie Ihr mir Eure Geschichte erzählt habt, Euer seltener Verstand zu Tage legt, demzufolge mehr Eure Neigung Euch verführt haben muß als die Überredungen des Marco Antonio, so will ich doch als Entschuldigung Eures Fehltrittes Eure Jugend gelten lassen, welche die mannigfaltigen Verführungskünste der Männer noch nicht aus Erfahrung kennt. Beruhigt Euch, mein Fräulein,

und schläft, wenn ihr könnt, die wenigen Stunden der Nacht, die noch übrig sein können; wenn es Tag wird, wollen wir uns beide miteinander beraten und sehen, wie Euch zu helfen ist.«

Theodosia dankte ihm, so gut sie konnte und suchte etwas zu ruhen, damit der Kavalier schlafen könnte. Doch dieser vermochte nicht einen Augenblick zu ruhen, sondern fing an, sich in seinem Bette herumzuwerfen und dergestalt zu seufzen, daß Theodosia nicht umhin konnte, ihn zu fragen was ihm fehle; denn wenn sie ihm helfen könne, sollte es mit derselben Bereitwilligkeit geschehen, mit der er ihr seinen Beistand angeboten habe.

Der Kavalier versetzte darauf: »Ihr seid zwar selbst die Ursache von der Unruhe, die Ihr an mir wahrgenommen habt, mein Fräulein; aber Ihr seid nicht diejenige, die ihr abhelfen kann; denn könntet Ihr das, so wollt' ich mir keinen Kummer machen.«

Theodosia konnte nicht begreifen, was er mit dieser dunkeln Antwort sagen wolle, doch argwöhnte sie, es quäle ihn ein Liebesschmerz, dessen Gegenstand sie vielleicht selbst sei; und dieser Argwohn konnte auch leicht in ihr entstehen: denn es wäre kein Wunder gewesen, wenn die Gelegenheit, die Einsamkeit und die Finsternis in ihm einen bösen Gedanken erzeugt hätten, da er wußte, daß sie ein Frauenzimmer war. Weil sie dies besorgte, kleidete sie sich in aller Stille hurtig an und umgürtete sich mit ihrem Degen und Dolch und erwartete in dieser Rüstung, auf dem Bette sitzend, den Tag, der auch bald darauf seine Ankunft durch die Lichtstrahlen ankündigte, die durch die vielen Ritzen und Spalten hereinfließen, an denen es in den Zimmern der Schenken und Wirtshäuser nicht fehlt.

Der Kavalier hatte es ebenso wie Theodosia gemacht, und kaum sah er das Tageslicht in das Zimmer fallen, so stand er vom Bett auf und rief: »Steht auf, Fräulein Theodosia, denn ich will Euch auf dieser Reise begleiten und Euch nicht von meiner Seite lassen, bis Ihr den Marco Antonio als Euren rechtmäßigen Gemahl an der Eurigen habt, oder bis einer von uns den Tod gefunden hat. Ihr sollt daraus abnehmen, wie sehr Euer Unglück meine Teilnahme und meine Hilfe in Anspruch genommen hat.« Mit diesen Worten öffnete er die Tür und die Fensterladen des Zimmers.

Theodosia sehnte sich nach der Helligkeit, um denjenigen von Person kennenzulernen, mit dem sie die ganze Nacht gesprochen hatte. Doch wie sie ihn erblickt und erkannt hatte, wünschte sie, es hätte nie getagt und eine beständige Nacht hätte ihre Augen umgeben. Denn kaum hatte der Kavalier, der ebenfalls auf ihren Anblick begierig war, seine Augen auf sie gerichtet, so erkannte sie in ihm ihren Bruder, vor dem sie sich so sehr fürchtete. Bei seinem Anblicke erblindete sie beinahe und stand stumm, verwirrt und totenbleich vor ihm. Doch in ihrem Schrecken verließ sie ihr Mut nicht, noch in der Gefahr die Besonnenheit, sondern sie griff nach ihrem Dolch, faßte ihn bei der Spitze, warf sich ihrem Bruder zu Füßen und sagte mit bebender und ängstlicher Stimme: »Nimm diesen Stahl, mein Herr und geliebter Bruder und strafe damit den Fehltritt, den ich begangen habe, um deine Rache zu stillen, denn bei einem so großen Vergehen, wie das meine ist, darf kein Mitleid mich retten. Ich bekenne meine Schuld und verlange nicht, daß meine Reue mir zur Entschuldigung gereiche. Ich bitte dich bloß, wähle eine Strafe, die mir das Leben und nicht die Ehre raubt; denn ob ich diese gleich durch meine Flucht aus dem elterlichen Hause der größten Gefahr ausgesetzt habe, so wird sie doch gerettet, wenn die Strafe, die du über mich verhängst, geheim bleibt.«

Ihr Bruder sah sie an und obwohl die Unbesonnenheit ihres ausschweifenden Schrittes ihn zur Rache reizte, so besänftigten doch die zärtlichen und rührenden Ausdrücke, womit sie ihr Vergehen eingestand, sein Gemüt dergestalt, daß er sie mit freundlichen und sanften Blicken von der Erde aufhob und ihr, so gut er konnte und wußte, Trost einsprach. Unter anderem sagte er, er

schiebe ihre Bestrafung vor der Hand auf, weil ihm keine Strafe einfalle, die ihrer Torheit angemessen sei. Deshalb und weil er glaube, daß ihr das Schicksal noch nicht jeden rettenden Ausweg abgeschnitten habe, wolle er erst lieber alles mögliche zu ihrer Rettung aufbieten, als Rache für die Beleidigung nehmen, die sie ihm durch ihren grenzenlosen Leichtsinn zugefügt habe.

Bei diesen Worten gewann Theodosia ihre verlorenen Lebensgeister wieder; die Farbe kehrte auf ihr Gesicht zurück und ihre fast erstorbenen Hoffnungen lebten wieder auf. Don Rafael, so hieß ihr Bruder, wollte nicht weiter mit ihr von ihrem Fehlritte sprechen; er riet ihr bloß, den Namen *Theodosia* mit *Theodoro* zu vertauschen und mit ihm gleich nach Salamanca zu reisen, wo sie gemeinschaftlich den Marco Antonio aufsuchen wollten, wiewohl er fürchte, ihn nicht dort zu treffen, weil er ihn sonst wohl als seinen Kameraden würde gesprochen haben; doch wär's auch möglich, daß die Beleidigung, die er ihm zugefügt, ihm die Lust benommen habe, ihn zu sehen und zu sprechen.

Der neue Theodoro unterwarf sich dem Willen seines Bruders. Indem trat der Wirt herein, bei dem sie ein Frühstück bestellten, weil sie unverzüglich abreisen wollten.

Indes der Maultiertreiber die Tiere sattelte und das Frühstück kam, kehrte ein Edelmann in den Gasthof ein, den Don Rafael sogleich erkannte. Auch Theodoro erkannte ihn und wagte nicht, aus dem Zimmer zu gehen, um nicht entdeckt zu werden. Beide umarmten sich und Don Rafael fragte den Angekommenen, was es Neues in seiner Heimat gebe.

Der andere versetzte, er komme vom Hafen Santa Maria, wo er vier Galeeren verlassen habe, die nach Neapel abgehen wollten, und den Marco Antonio Adorno, den Sohn des Don Leonardo Adorno, der sich auf einer derselben eingeschifft habe. Über diese Nachricht freute sich Don Rafael; denn er hielt es für eine gute Vorbedeutung, daß er so unvermutet Nachricht von dem erhielt, was für ihn so wichtig war. Er bat seinen Freund, sein Maultier gegen das Pferd seines Vaters zu vertauschen, das der andere recht gut kannte, ohne ihm jedoch zu sagen, daß er von Salamanca komme, sondern er gab vor, er reise dahin und wolle ein so treffliches Pferd auf einen so weiten Weg nicht mitnehmen. Der andere, ein dienstfertiger Mann und sein Freund, war mit dem Tausche zufrieden und versprach, das Pferd seinem Vater zurückzuliefern. Sie frühstückten zusammen und Theodoro allein; dann nahm Don Rafaels Freund seinen Weg nach Cazalla, wo er eine reiche Erbschaft antreten wollte. Don Rafael reiste nicht mit ihm ab, sondern, um mit guter Art von ihm loszukommen, gab er vor, er müsse denselben Tag nach Sevilla zurück. Wie sich der andere auf den Weg gemacht hatte, die Tiere gesattelt, die Rechnung gemacht und dem Wirte bezahlt, auch Abschied genommen war, ritten die Geschwister fort und ließen im Gasthofs alle in Verwunderung über ihre Schönheit und Anmut; denn Don Rafael besaß als Mann nicht minder Anstand, Würde und einnehmendes Wesen, als seine Schwester Reiz und Grazie.

Gleich beim Wegreiten erzählte Don Rafael seiner Schwester, was er über Marco Antonio in Erfahrung gebracht habe, und er war der Meinung, daß sie so schleunig wie möglich nach Barcelona reisten, wo die Galeeren, die nach Italien gehen, oder von dorther kommen, gewöhnlich einige Tage haltzumachen pflegen, und wenn sie noch nicht angelangt seien, so könnten sie sie dort erwarten und sicher darauf rechnen, den Marco Antonio dort anzutreffen.

Seine Schwester versetzte, er solle in allen Stücken tun, was er für das Beste halte, denn sie habe keinen anderen Willen als den seinigen.

Don Rafael sagte zu dem Maultiertreiber, den er bei sich hatte, er solle sich die Zeit nicht lang werden lassen, wenn er ihn nach Barcelona begleiten müsse, und versprach, ihn für die Zeit, wo er bei ihm bleibe, reichlich zu lohnen. Der Bursche, der in seinem Geschäfte unverdrossen war

und Don Rafaels Freigebigkeit kannte, antwortete, er werde ihn selbst bis ans Ende der Welt begleiten und bedienen.

Don Rafael fragte seine Schwester, wieviel sie Geld bei sich habe. Sie antwortete, sie habe es nicht gezählt, sondern wisse bloß, daß sie sieben bis acht Griffe in den Schreibrack ihres Vaters getan und jedesmal eine Handvoll Goldgulden herausgenommen habe. Dieser Angabe nach schlug Don Rafael ihr Geld auf fünfhundert Goldgulden an, die mit den zweihundert und der goldenen Kette, die er bei sich führte, ihm hinlänglich schienen, um ihre Reise ganz bequem machen zu können, zumal, da er sicher darauf rechnete, den Marco Antonio in Barcelona zu treffen.

Sie beschleunigten sonach ihre Reise und kamen, ohne Unfall und Anstoß, bis zwei Meilen vor Igualada, einem Orte, der neun Meilen von Barcelona liegt. Unterwegs hatten sie gehört, daß ein Kavalier, der als Gesandter nach Rom gehe, in Barcelona auf die Galeeren warte, die noch nicht angelangt seien; eine Nachricht, die ihnen sehr willkommen war. In dieser frohen Stimmung ritten sie auf ein Wäldchen zu, das auf dem Wege lag und sahen einen Menschen aus demselben gelaufen kommen, der sich beständig ängstlich umsah. Don Rafael ritt ihm entgegen und fragte: »Warum reißt Ihr aus, guter Freund, oder was ist Euch zugestoßen, daß die Furcht Eure Schritte so zu beflügeln scheint?«

»Soll ich nicht laufen und Furcht haben,« versetzte der andere, »da ich wie durch ein Wunder einer Räuberbande entkommen bin, die in diesem Walde haust?« »Das ist schlimm, so wahr Gott lebt! Sehr schlimm«, versetzte der Maultiertreiber. »Strauchdiebe um diese Tageszeit? Meiner Seele, die werden uns einmal ordentlich bezahlen.«

»Macht Euch nur keine Angst, Bruder,« versetzte der aus dem Walde, »die Räuber sind bereits fort und haben über dreißig Reisende bis aufs Hemd ausgezogen und hier im Walde an Bäume gebunden; nur einen einzigen Mann haben sie in Freiheit gelassen, der die übrigen losbinden sollte, wenn sie über einen Hügel wären, den sie ihm angaben.«

»Wenn das ist,« sprach Calvete, das war der Name des Maultiertreibers, »so können wir sicher unsern Weg fortsetzen; denn an den Ort, wo die Strauchdiebe einen Raub verüben, kommen sie in einigen Tagen nicht wieder. Ich weiß davon ein Lied zu singen, denn ich bin selbst ein paarmal in ihre Hände geraten und kenne deshalb ihre Sitten und Gebräuche aufs Haar.«

»So verhält sich's«, sprach der andere, und Don Rafael beschloß deshalb weiter zu reiten. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie die Gebundenen antrafen, mehr als vierzig an der Zahl, welche der eine, den man nicht gefesselt hatte, eben losband. Es war ein seltsames Schauspiel, das sie darboten. Einige waren ganz nackt, andere in die Lumpen der Buscklepper gehüllt; einige weinten über ihren Verlust, andere lachten über den seltsamen Aufzug der anderen; dieser erzählte haarklein, was man ihm genommen habe; jener äußerte, von den vielen Habseligkeiten, die er bei sich geführt, tue ihm nichts so leid, als eine Schachtel Agnus, die er von Rom mitgebracht habe. Kurz, alles, was man hier hörte, waren Klagen und Seufzer der armen Beraubten.

Die beiden Geschwister betrachteten das alles mit teilnehmendem Schmerze, und dankten dem Himmel, daß er sie vor einer so nahen und großen Gefahr bewahrt habe. Doch was beide und besonders den Theodoro am meisten rührte, war ein Jüngling, dem Anscheine nach sechzehn Jahre alt, der im bloßen Hemde und leinenen Hosen an eine Eiche gebunden und so schön von Angesicht war, daß er aller Blicke auf sich zog. Theodoro stieg ab, ihn loszubinden, und der andere dankte ihm in sehr verbindlichen Ausdrücken für diese Wohltat. Um sie zu vergrößern, bat er den Maultiertreiber Calvete, ihm seinen Mantel zu leihen, bis sie in dem nächsten Orte



einen anderen für diesen artigen, jungen Mann kaufen könnten. Calvete gab ihn her und Theodoro warf ihn dem Jüngling um, indem er ihn fragte, wo er zu Hause sei, woher er komme und wohin er wolle.

Don Rafael war bei allem zugegen, und der junge Mann gab zur Antwort, er sei aus Andalusien, und nannte einen Ort, der nur zwei Meilen von dem ihrigen entfernt war. Er sagte, er komme von Sevilla und seine Absicht sei, nach Italien zu gehen, um hier sein Glück als Soldat zu versuchen, wie es viele andere Spanier zu tun pflegten; doch sein Schicksal habe ihn den Räubern in die Hände geführt, die ihm eine bedeutende Summe baren Geldes und Kleider, die mehr als dreihundert Taler wert wären, abgenommen hätten. Dessenungeachtet gedenke er seine Reise fortzusetzen; denn er sei nicht von der Art, daß die Hitze seines Eifers durch den ersten Unfall gedämpft würde.

Die vernünftigen Reden des Jünglings, die Nachricht, daß er so nahe bei ihrer Heimat zu Hause sei, besonders aber der Empfehlungsbrief, den ihm seine Schönheit gab, machten die beiden Geschwister geneigt, ihm, so viel sie vermochten, beizustehen; und nachdem sie an die, welche ihnen als die Bedürftigsten vorkamen, besonders an die Mönche und Geistlichen, deren über acht dabei waren, einiges Geld ausgeteilt hatten, ließen sie den jungen Mann auf Calvetes Maultier aufsitzen und eilten, ohne sich weiter aufzuhalten, nach Igualada, wo sie erfuhren, die Galeeren seien tags zuvor in Barcelona angekommen und würden in zwei Tagen wieder abgehen, wenn sie nicht durch ungünstige Witterung gezwungen würden, die Reede eher zu verlassen.

Diese Nachricht bestimmte sie, den anderen Morgen vor Sonnenaufgang aufzubrechen, wiewohl sie die Nacht zuvor nicht recht schliefen, sondern sie zum Teil unruhiger zubrachten, als die beiden Geschwister erwartet hatten. Wie sie nämlich mit dem Jünglinge, den sie losgebunden hatten, bei Tische saßen, faßte ihn Theodoro genauer ins Auge und es kam ihm vor, als habe er Löcher in den Ohren. Dies und sein schamhafter Blick brachte ihn auf die Vermutung, daß es vielleicht ein Frauenzimmer sei, und er sah mit Ungeduld dem Ende der Abendmahlzeit entgegen, um unter vier Augen über seine Mutmaßung ins reine zu kommen.

Über dem Essen fragte Don Rafael den Jüngling, wer sein Vater sei; denn er kannte alle Personen von Stande in seiner Heimat, wenn er sie anders richtig angegeben hatte.

»Der wohlbekannte Kavalier, Don Enrique de Cardenas«, versetzte der Jüngling.

Don Rafael entgegnete, er kenne den Don Enrique de Cardenas recht gut; doch wisse er bestimmt, daß dieser keinen Sohn habe. Wenn er es aber vorgegeben habe, um seine Eltern nicht zu entdecken, so liege nichts daran, daß er sie nenne, und er wolle nicht weiter darnach fragen.

»Es ist wahr,« erwiderte der Jüngling, »daß Don Enrique keine Söhne hat, wohl aber ein Bruder von ihm, Don Sancho.«

»Der hat ebensowenig Söhne,« versetzte Don Rafael, »sondern eine einzige Tochter, von der man sagt, sie sei eins der schönsten Mädchen in Andalusien. Doch weiß ich das bloß vom Hörensagen; denn so oft ich auch in ihrem Orte gewesen bin, so hab' ich sie doch nie zu Gesicht bekommen.«

»Alles was Ihr da sagt, ist wahr, mein Herr«, antwortete der Jüngling. »Don Sancho hat nur eine einzige Tochter, die jedoch nicht so schön ist, als sie das Gerücht macht; und wenn ich Don Enrique als meinen Vater angab, so geschah es bloß, um in Euren Augen etwas vorzustellen; denn er ist es nicht, sondern der Hausverwalter des Don Sancho, der sich seit vielen Jahren in seinen Diensten befindet. Ich bin in seinem Hause geboren und wegen eines gewissen Verdrusses, den ich meinem Vater machte, indem ich ihm eine bedeutende Summe Geldes

entwendete, beschloß ich, wie schon gesagt, nach Italien zu gehen und mich im Kriege zu versuchen, in welchem, wie ich selbst schon gesehen habe, auch Leute von niederer Herkunft sich berühmt machen können.«

Auf alle diese Reden und die Art, wie er sie vorbrachte, war Theodoro sehr aufmerksam und fand seine Vermutung immer mehr bestätigt. Nach geendigtem Abendessen stand man vom Tische auf, und während sich Don Rafael entkleidete, ging Theodoro mit Vorwissen seines Bruders, dem er seine Vermutung mitgeteilt hatte, in Gesellschaft des Jünglings auf den Erker eines großen Fensters, das auf die Straße ging, und nachdem sie sich beide an die Brüstung gelehnt, redete Theodoro den Jüngling folgendermaßen an:

»Ich wünschte, Herr Francisco – so hatte jener seinen Namen angegeben –, Euch so viele Gefälligkeiten erzeigt zu haben, daß Ihr mir keine Bitte abschlagen dürft, die ich an Euch tun könnte; doch die kurze Zeit unserer Bekanntschaft hat mir freilich dazu noch keine Gelegenheit gegeben. Indes erfahrt Ihr vielleicht in Zukunft, was meine freundschaftliche Gesinnung verdient, und wenn Ihr auch jetzt meinen Wunsch nicht erfüllen wollt, so werd' ich nicht aufhören, Euch gewogen zu sein, wie ich es auch jetzt bin, eh' ich Euch noch denselben entdeckt habe. Wißt, ob ich gleich ebenso jung bin, wie Ihr, so besitz' ich doch mehr Erfahrung von den Dingen in der Welt, als sich von meiner Jugend erwarten läßt; infolge derselben bin ich auf die Vermutung gekommen, daß Ihr keine Mannesperson seid, wie Eure Kleidung andeutet, sondern ein Frauenzimmer, und zwar von so edler Herkunft als Eure Schönheit verrät und vielleicht so unglücklich, als Eure Verkleidung zu erkennen gibt; denn zu solchen Verkleidungen nimmt einer nie im Glück seine Zuflucht. Ist meine Vermutung gegründet, so sagt es mir; denn ich schwöre Euch auf das Ehrenwort eines Kavaliere, was ich bin, Euch jeden möglichen Dienst und Beistand zu leisten. Ihr könnt es gegen mich nicht leugnen, daß Ihr ein Frauenzimmer seid, denn diese Wahrheit blickt deutlich genug aus den Ohrenlöchern hervor und Ihr seid etwas zu sorglos gewesen, daß Ihr sie nicht mit fleischfarbenem Wachs verklebt und versteckt habt, denn es wäre möglich, daß ein anderer, der bei gleicher Neugierde es nicht so redlich meinte als ich, dasjenige entdeckte, was Ihr so schlecht zu verbergen wußtet. Ich wiederhol' es, Ihr könnt Euch ohne Bedenken mir eröffnen, indem ich Euch meine Hilfe anbiete und die Verschwiegenheit zusage, die Ihr nur immer verlangt.«

Sehr aufmerksam hörte der Jüngling an, was Theodoro zu ihm sagte, und wie er sah, daß er schwieg, ergriff er, ehe er ein Wort erwiderte, seine Hände, führte sie zu seinem Munde, küßte sie inbrünstig und badete sie in einem Strom von Tränen, die seinen schönen Augen entquollen. Theodoro war dadurch so gerührt, daß er nicht umhin konnte, mit zu weinen, ein natürlicher und eigentümlicher Zug edler Frauen, den Schmerz und Kummer anderer sich nahe gehen zu lassen. Wie jedoch Theodoro mit Mühe seine Hände dem Jünglinge entzogen hatte und auf seine Antwort gespannt war, sprach dieser nach einem tiefen, von vielen Seufzern begleiteten Aufstöhnen: »Ich kann und will es nicht leugnen, mein Herr, daß Eure Vermutung Grund hat. Ich bin ein Frauenzimmer, und zwar das unglücklichste, das je ein Weib geboren hat. Und da das, was Ihr an mir getan habt und die Anerbietungen, die Ihr mir tut, mich verpflichten, allem was Ihr mir befiehlt zu gehorchen, so will ich Euch sagen wer ich bin, wenn es Euch anders nicht langweilt, fremde Leiden zu vernehmen.«

»Sie sollen mich beständig treffen,« versetzte Theodoro, »wenn sich nicht bei mir das Vergnügen, sie zu erfahren, zu dem Schmerze gesellt, zu wissen, daß es die Eurigen sind; schon jetzt empfind' ich sie wie meine eignen.« Er umarmte den Jüngling abermals und wiederholte seine aufrichtigen Anerbietungen, worauf dieser etwas beruhigter fortfuhr:

»Was mein Vaterland betrifft, so hab' ich die Wahrheit berichtet, aber nicht in betreff meiner Eltern; denn Don Enrique ist nur mein Oheim und sein Bruder Don Sancho mein Vater. Ich bin die unglückliche Tochter des Don Sancho, die nach der Erzählung Eures Bruders eine so berühmte Schönheit sein soll: ein Irrtum, der durch den Mangel an Reizen widerlegt wird, den man an mir wahrnimmt. Mein Name ist *Leocadia*. Vernehmt jetzt, was Veranlassung zu meiner Verkleidung gegeben hat. Zwei Meilen von meinem Heimort liegt eine der vornehmsten und reichsten Städte Andalusiens, in welcher ein vornehmer Kavalier lebt, der von den edlen und alten Adornos von Genua abstammt. Dieser hat einen Sohn, der, wenn das Gerücht sein Lob nicht ebenso übertreibt wie das meinige, einer der artigsten Männer ist, wie man sie sich nur wünschen kann. Teils wegen der Nachbarschaft, teils wegen der Jagd, der er ebenso eifrig zugetan war als mein Vater, kam er einigemal in unsere Wohnung und blieb fünf bis sechs Tage bei uns, und diese Zeit brachten sie, den ganzen Tag und zum Teil auch die Nacht, auf freiem Felde zu. Dies gab dem Schicksal, oder der Liebe, oder meiner Unachtsamkeit, hinlänglichen Anlaß, mich von der Höhe meiner guten Grundsätze in die Tiefe des Zustandes herabzustürzen, in dem ich mich jetzt befinde. Denn indem ich der Anmut und dem Verstande des Marco Antonio mehr Aufmerksamkeit schenkte, als es einem sittsamen Mädchen zukommt, und den Adel seines Geschlechts, sowie die großen Reichtümer seines Vaters in Erwägung zog, so glaubt' ich, wenn ich ihn zum Gemahl bekäme, alle nur zu wünschende Glückseligkeit gefunden zu haben. Nun fing ich an, ihn sorgfältiger zu betrachten, aber unstreitig auch sorgloser, denn er bemerkte, daß ich ihn betrachtete. Einen anderen Weg wünschte und brauchte der Verräter nicht, um in das Geheimnis meines Herzens einzudringen und mir das edelste Kleinod meiner Seele zu rauben.«

»Doch ich weiß nicht, mein Herr, warum ich Euch haarklein alle unbedeutenden Umstände erzähle, die nichts zur Sache tun, und nicht lieber auf einmal sage, was er durch mehrmalige Bemühungen von mir erlangt hat. Nachdem er mir nämlich unter den heiligsten und stärksten Schwüren sein Wort gegeben hatte, mich zu heiraten, war ich erbötig, ihn über mich frei schalten zu lassen. Doch mit seinen Schwüren und Worten, die in den Wind geredet sein könnten, noch nicht völlig zufrieden, ließ ich mir auch noch eine förmliche Verschreibung von ihm geben, mit seines Namens Unterschrift und so genau und umständlich abgefaßt, daß ich mich dabei beruhigte. Sobald ich diese in den Händen hatte, nahm ich mit ihm Abrede, daß er eines Abends in meinen Ort kommen und über eine Gartenmauer in mein Zimmer steigen sollte, wo er ganz ungestört die Frucht brechen könnte, die ihm allein bestimmt war. Endlich kam dieser von mir so heiß ersehnte Tag.«

Bis jetzt hatte Theodoro geschwiegen und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit Leocadiens Worte angehört, deren jedes sein Herz durchbohrte, besonders, als er den Namen Marco Antonio hörte, Leocadiens seltene Schönheit sah und ihre großen Vorzüge nebst dem ausgezeichneten Verstande in Betrachtung zog, den sie in der Erzählung ihrer Geschichte verriet. Wie sie aber sagte: »Endlich kam dieser von mir so heißersehnte Abend«, da war er nahe daran, die Geduld zu verlieren, und ohne weitere Überlegung rief er unwillkürlich aus: »Nun, was tat er denn, wie dieser glückliche Abend da war? Kam er glücklich auf Euer Zimmer? Habt Ihr Euch seiner erfreut? Hat er aufs neue die Verschreibung bestätigt? Fühlte er sich glücklich, von Euch erlangt zu haben, was, wie Ihr sagtet, nur ihm bestimmt war? Oder wie lief ein so kluges und sittsames Beginnen ab?«

»Es lief so ab,« sprach Leocadia, »daß es mich in den Zustand versetzt hat, in dem Ihr mich seht. Denn er genoß mich nicht und ich ihn nicht, noch kam er, wie es verabredet war.«

Bei diesen Worten schöpfte Theodosia wieder Atem, und ihre Lebensgeister, die – gereizt und beängstigt durch die rasende Pest der Eifersucht, die ihr allmählich durch Mark und Bein drang,

um von ihrer Besonnenheit Besitz zu nehmen – nach und nach sie verließen, kehrten wieder zurück. Doch war ihr Gemüt noch nicht so unbefangen, daß sie gelassen hätte zuhören können, wie Leocadia in ihrer Erzählung also fortfuhr:

»Er blieb nicht bloß aus, sondern nach acht Tagen erfuhr ich für gewiß, er habe seine Heimat verlassen und die Tochter eines vornehmen Kavaliere daselbst, namens Theodosia, ein ungemein reizendes und geistreiches Frauenzimmer, aus dem Hause ihrer Eltern entführt. Weil ihre Eltern so vornehmen Standes waren, so ward dieser Vorfall in meinem Orte bald ruchbar und kam auch mir zu Ohren. Mit dieser Nachricht durchbohrte zugleich der kalte und furchtbare Speer der Eifersucht mein Herz, und meine Seele entzündete ein Feuer, das meine Ehre in Asche legte, meinen guten Namen verzehrte, meine Geduld aufrieb und meinem Verstande ein Ende machte. Ich Unglückliche! Sogleich erschien mir Theodosia in meiner Einbildung schöner als die Sonne und verständiger als der Verstand selber, vor allem aber glücklicher als ich alles Glücks Beraubte! Ich durchlas sogleich die Verschreibung und fand sie bündig, gültig und durchgängig rechtskräftig. Doch, obwohl meine Hoffnung zu derselben wie zu einem Heiligtume flüchtete, so sank sie doch zu Boden, sobald ich an die verdächtige Gesellschaft dachte, in der Marco Antonio sich befand. Ich zerkratzte mein Gesicht, zerraupte mein Haar und verwünschte mein Schicksal. Das aber, was ich am schmerzlichsten empfand, war, daß ich wegen der unvermeidlichen Gegenwart meines Vaters nicht zu jeder Stunde meinem Schmerze diese Opfer bringen konnte. Endlich entschloß ich mich, um entweder ungestört klagen zu können, oder – was das Wahrscheinlichste ist – um mein Leben zu beschließen, das väterliche Haus zu verlassen. Und da bei Ausführung eines bösen Vorhabens die Gelegenheit selbst die Hand zu bieten und alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen scheint, so entwendete ich ohne Bedenken einem Pagen meines Vaters seine Kleider und meinem Vater selbst eine bedeutende Summe Geldes, verließ eines Abends unter dem schwarzen Deckmantel der Nacht das Haus, wanderte einige Meilen zu Fuß und kam in einen Ort namens Osuna, wo ich einen Wagen nahm und zwei Tage darauf in Sevilla anlangte, wo ich bereits sicher sein konnte, daß man mich nicht finden würde, wenn man mir auch nachsetzte.«

»Hier kaufte ich mir andere Kleider und ein Maultier und reiste in Gesellschaft einiger Kavaliere ab, die nach Barcelona eilten, um nicht die Gelegenheit zu verlieren, die ihnen einige Galeeren darbieten, welche nach Italien gehen. Gestern begegnete uns, wie Ihr wißt, der Unfall mit den Räubern, die mir alles abgenommen haben, was ich bei mir führte und unter anderen auch das Kleinod, welches mein Leben noch erhielt und mir die Bürde meiner Leiden erleichterte, die Verschreibung des Marco Antonio. Mit derselben gedachte ich nach Italien zu gehen, und wenn ich den Marco Antonio aufgefunden hätte, sie ihm als einen Beweis seiner Untreue, mich selbst aber als ein Muster der Beständigkeit darzustellen und ihn zu bestimmen, sein Wort zu erfüllen. Doch dabei hab' ich zugleich erwogen, wie leicht derjenige Worte ableugnen wird, die auf ein Papier geschrieben sind, der Verbindlichkeiten verleugnet, die in sein Herz eingegraben sein sollten. Denn es liegt am Tage, wenn die unvergleichliche Theodosia bei ihm ist, so wird er die unglückliche Leocadia nicht ansehen wollen. Dennoch will ich entweder sterben oder beiden unter die Augen treten, damit mein Anblick ihre Ruhe störe. Diese Feindin meines Glücks denke nur nicht, so leichten Kaufs das zu erlangen, was mein ist. Ich will sie aufsuchen; ich will sie finden; ich will ihr das Leben nehmen, wenn ich kann.«

»Nun, was hat denn Theodosia verschuldet,« sprach Theodoro, »da sie vielleicht von Marco Antonio ebenso betrogen ward, wie Ihr es seid, Fräulein Leocadia?«

»Wie ist das möglich,« versetzte Leocadia, »da er sie mit sich genommen hat, und wenn die, welche sich liebhaben, beieinander sind, was kann da für Betrug stattfinden? Gewiß keiner. Sie

sind zufrieden, weil sie beieinander sind, sie mögen nun, wie man zu sagen pflegt, in den fernen und heißen Sandwüsten Lybiens oder in den öden, entlegenen Steppen des rauhen Skythiens sich befinden. Sie erfreut sich seiner ohne Zweifel, sei's auch, wo es sei, und sie allein soll büßen, was ich leide, bis ich ihn finde.«

»Es wäre doch möglich, daß Ihr Euch irrtet,« versetzte Theodoro; »denn ich kenne diese Eure Feindin, von der Ihr sprecht, recht gut und weiß von ihrer Denkungsart und Sittsamkeit, daß sie sich nie unterfangen würde, das elterliche Haus zu verlassen und mit dem Marco Antonio fortzugehen. Aber hätt' sie es auch getan, so beleidigte sie *Euch* nicht, da sie Euch nicht kannte, noch um Euer Verhältnis zu ihm etwas wußte; wo aber keine Beleidigung stattfindet, da ist auch die Rache nicht am rechten Orte.«

»Von Sittsamkeit«, sprach Leocadia, »braucht nicht die Rede zu sein. Ich war so sittsam und züchtig, wie nur irgendein Mädchen in der Welt, und dennoch hab' ich getan, was Ihr gehört habt. Daß er sie mitgenommen hat, das leidet keinen Zweifel, und daß sie mich nicht beleidigt habe, muß ich bei unbefangener Überlegung eingestehen; allein der Schmerz, den mir die Eifersucht verursacht, stellt sie meiner Einbildung als ein Schwert dar, das meine Eingeweide durchdringt, und es ist kein Wunder, daß ich sie als das Werkzeug, das mich so martert, herauszureißen und zu zerstören suche, zumal, da die Klugheit rät, alles was uns schadet, von uns zu entfernen, und da es natürlich ist, alles zu verabscheuen, was uns Nachteil bringt und uns an unserer Glückseligkeit hinderlich ist.«

»Es sei so, wie Ihr sagt, Fräulein Leocadia,« versetzte Theodoro; »denn da ich sehe, daß Euch Eure Leidenschaft nicht erlaubt, ruhigere Überlegung anzustellen, so weiß ich auch, daß Ihr jetzt nicht imstande seid, guten Rat anzunehmen. Von meiner Seite kann ich Euch die Versicherung geben, die Ihr schon erhalten habt, daß ich Euch helfen und gefällig sein will in allem, was billig ist und in meinen Kräften steht. Eben das versprech' ich Euch auch im Namen meines Bruders, dem seine Denkungsart und sein Edelmut kein anderes Verfahren gestatten. Unsere Reise geht nach Italien; habt Ihr Lust, uns zu begleiten, so wißt Ihr schon ungefähr, was Ihr an unserer Gesellschaft habt. Das, worum ich Euch bitte, ist die Erlaubnis, meinem Bruder zu sagen, was ich von Euren Schicksalen weiß, damit er Euch mit gebührender Höflichkeit und Achtung begegne und sich für verpflichtet halte, sich Eurer, wie billig, anzunehmen. Zugleich bin ich der Meinung, daß Ihr Eure Verkleidung nicht aufgibt, und wenn sich in diesem Orte Gelegenheit dazu findet, will ich morgen den besten und schicklichsten Anzug für Euch kaufen. Was sonst Eure Angelegenheiten betrifft, so laßt die Zeit dafür sorgen, die vor allem geschickt ist, für die verzweifeltsten Fälle ein Heilmittel zu geben und ausfindig zu machen.«

Leocadia dankte Theodosien (die sie für Theodoro hielt) für ihre freundschaftlichen Anerbietungen und erlaubte ihr, ihrem Bruder alles mitzuteilen, was sie für gut fände. Sie bat zugleich, sie nicht zu verlassen, da am Tage liege, welchen Gefahren sie ausgesetzt sei, wenn man sie für ein Frauenzimmer erkennte.

Hierauf nahmen sie Abschied voneinander und gingen, sich schlafen zu legen, Theodosia auf das Zimmer ihres Bruders und Leocadia auf ein anderes, das daran stieß. Don Rafael war noch nicht eingeschlafen, weil er auf seine Schwester wartete, um zu erfahren, was zwischen ihr und dem mutmaßlichen Frauenzimmer vorgegangen war, und er befragte sie deshalb, wie sie hereintrat, eh' sie sich niederlegte. Sie erzählte ihm haarklein wieder, was ihr Leocadia gesagt hatte, wessen Tochter sie sei, ihre Liebschaft, die Verschreibung des Marco Antonio und den Zweck, den sie verfolge.

Don Rafael wunderte sich und sagte: »Wenn sie diejenige ist, für welche sie sich ausgibt, so kann

ich dir sagen, Schwester, daß sie eine der Vornehmsten in ihrem Orte und eins der adligsten Fräulein in ganz Andalusien ist. Ihr Vater ist mit dem unsrigen sehr gut bekannt, und was der Ruf von ihrer Schönheit sagt, das sehen wir auch vollkommen an ihrem Gesichte bestätigt. Ich bin der Meinung, wir müssen uns vorsehen, daß sie den Marco Antonio nicht eher zu sprechen bekommt als wir; denn die Verschreibung, die er ihr, wie sie sagt, ausgestellt hat, macht mir einige Sorge, ob sie sie gleich verloren hat. Doch, beruhige dich, Schwester, und leg dich nieder, denn es wird sich für alles ein Mittel finden.«

Theodosia gehorchte ihrem Bruder darin, daß sie sich niederlegte; doch sich zu beruhigen, stand nicht bei ihr, denn die wütende Krankheit der Eifersucht hatte schon von ihrem Herzen Besitz genommen. Oh, wie sehr vergrößerte nicht ihre Einbildungskraft Leocadiens Schönheit und die Treulosigkeit des Marco Antonio! Wie oft las sie nicht die Verschreibung, die jene von ihm erhalten hatte, oder bildete sich doch ein, darin zu lesen! Und welche Worte und Versicherungen dachte sie sich hinzu, wodurch sie gewisser und unumstößlicher gemacht ward! Wie oft wollte sie es nicht glauben, daß sie Leocadia verloren habe, und wie oft stellte sie sich vor, daß Marco Antonio auch ohne dieselbe nicht ermangeln würde, sein Versprechen zu erfüllen und das zu vergessen, was er ihr schuldig war! So brachte sie den größten Teil der Nacht schlaflos zu.

Und nicht ruhiger brachte sie Don Rafael, ihr Bruder, zu; denn wie er hörte, wer Leocadia sei, so erglühete sein Herz dergestalt gegen sie, als wenn er sie schon längst als seine Geliebte gekannt hätte. Denn eine solche Gewalt besitzt die Schönheit, daß sie in einem Augenblicke die Sehnsucht desjenigen auf sich richtet, der sie erblickt und kennenlernt. Und wenn sich dann irgendein Weg zeigt oder ahnen läßt, um zu ihrem Besitze und Genusse zu gelangen, so entzündet sie das Herz dessen, der sie betrachtet, so leicht und unwiderstehlich, wie ein Fünkchen das trockenste und feinste Pulver. Sie stand vor seiner Einbildungskraft nicht an den Baum gebunden, noch in zerrissenen Manneskleidern, sondern in weiblichem Anzüge und im Hause ihrer reichen und vornehmen Eltern. Er dachte nicht an die Ursache, die seine Bekanntschaft mit ihr herbeigeführt hatte und mochte es auch nicht. Er wünschte sehnlich, daß es Tag würde, um seine Reise fortzusetzen und den Marco Antonio aufzusuchen, nicht sowohl in der Absicht, ihn zu seinem Schwager zu machen, als um seine Heirat mit Leocadien zu hintertreiben, und Liebe und Eifersucht beherrschten ihn schon dergestalt, daß er sehr wohl zufrieden gewesen wäre, die Bemühungen seiner Schwester, in denen er sie unterstützen wollte, vereitelt und den Marco Antonio leblos vor sich zu sehen, wenn er dafür eine gewissere Hoffnung auf Leocadiens Besitz gewonnen hätte. Diese Hoffnung verhiess ihm bereits die glückliche Erreichung seines Wunsches entweder durch Gewalt oder durch Dienste und Gefälligkeiten, da Zeit und Umstände ihm zu beiden Gelegenheit darboten. Diese Hoffnung, mit der er sich schmeichelte, beruhigte ihn etwas. Bald darauf ließ sich der Tag sehen; sie verließen ihre Betten, und Don Rafael rief den Wirt und fragte ihn, ob man hier im Orte Kleider für einen Pagen bekommen könne, den Räuber rein ausgeplündert hätten.

Der Wirt versetzte, er selbst habe ein ziemlich gutes Kleid zu verkaufen. Er brachte es, und es paßte Leocadien. Don Rafael bezahlte es und sie zog es an und gürtete sich mit Schwert und Dolch so leicht und gewandt, daß sie auch in diesem Anzuge den Don Rafael bezauberte und Theodosiens Eifersucht vermehrte.

Calvete sattelte, und um acht Uhr brachen sie nach Barcelona auf, ohne das berühmte Kloster von Monserrate zu besuchen, was sie sich für die Zukunft vorbehielten, wann es dem Himmel gefiele, sie in einer ruhigeren Stimmung wieder nach ihrer Heimat zurückkehren zu lassen.

Es läßt sich nicht wohl beschreiben, was in der Seele der beiden Geschwister vorging und mit

was für verschiedenen Empfindungen sie Leocadien betrachteten. Theodosia wünschte ihr Tod und Don Rafael Leben, und beide waren von leidenschaftlicher Liebe und Eifersucht erfüllt. Theodosia suchte Fehler an ihr aufzufinden, um ihre Hoffnung nicht zu verlieren; Don Rafael nahm immer neue Vollkommenheiten an ihr wahr, deren jede ihn nötigte, sie noch mehr zu lieben. Darüber vergaßen sie jedoch nicht, ihre Reise so sehr zu beschleunigen, daß sie kurz vor Sonnenuntergang in Barcelona anlangten.

Sie bewunderten die Lage der Stadt und meinten, sie sei der Ausbund aller schönen Städte in der Welt, Spaniens Stolz, die Furcht und der Schrecken aller nahen und fernen Feinde, die Freude und Wonne ihrer Bewohner, der Schutzort der Fremden, die Schule der Ritterschaft, das Muster der Redlichkeit und der Inbegriff alles dessen, was nur die vernünftigen Wünsche des Wißbegierigen von einer großen, berühmten, reichen und wohlangelegten Stadt verlangen könnten.

Wie sie hineinkamen, hörten sie einen gewaltigen Lärm und sahen eine große Masse Menschen in Aufruhr. Sie erkundigten sich nach der Ursache dieses Lärms und Auflaufs und erfuhren, daß die Mannschaft der Galeeren, die vor Anker lagen, mit der Bürgerschaft sich veruneinigt und Händel angefangen habe.

Wie das Don Rafael hörte, wollte er hingehen, um den Auftritt mit anzusehen, und obgleich Calvete es ihm widerriet, weil es nicht der Klugheit gemäß sei, sich in augenscheinliche Gefahr zu begeben, da er wohl wisse, wie schlecht diejenigen führen, die sich in solche Händel mischten, die in dieser Stadt nichts Seltenes seien, wenn Galeeren vor Anker lägen, so vermochte doch der gute Rat des Calvete nicht, ihn davon abzuhalten, und die anderen folgten ihm alle. Wie sie an die Küste kamen, sahen sie viele bloße Degen und eine Menge Menschen, die unbarmherzig aufeinander einhieben. Dennoch näherten sie sich, ohne abzusteigen, soweit, daß sie die Gesichter der Streitenden deutlich erkennen konnten, weil die Sonne noch nicht untergegangen war. Eine zahllose Menge Menschen strömte aus der Stadt herbei und eine große Masse von Leuten kam von den Galeeren ans Land, obgleich der Befehlshaber Don Pedro Vique, ein Valencianischer Kavalier, von dem Hinterteile seiner Galeere die, welche sich auf Booten eingeschifft hatten, um ihren Leuten zu Hilfe zu kommen, durch Drohungen zurückzuhalten suchte. Doch, wie er sah, daß sein Drohen und Rufen nichts half, ließ er die Galeeren in Front gegen die Stadt legen und eine Kanone ohne Kugel abfeuern, zum Zeichen, daß eine scharfgeladene folgen werde, wofern sie nicht auseinander gingen.

Don Rafael sah indes dem blutigen und hitzigen Gefechte sehr aufmerksam zu und bemerkte, daß unter den Tapfersten der Schiffsmannschaft ein Jüngling sich besonders hervortat, der zweiundzwanzig Jahre oder etwas älter sein mochte und grün gekleidet war, mit einem Hute von derselben Farbe, welcher mit einer reichen, dem Anschein nach diamantenen Schnur geziert war. Die Geschicklichkeit, mit der der Jüngling focht, richtete die Blicke aller Zuschauer auf ihn, und so wurden ihn auch Theodosia und Leocadia gewahr, welche beide in demselben Augenblicke ausriefen: »Wahrlich! Ich bin entweder blind oder der im grünen Kleide ist Marco Antonio!«

Mit diesen Worten sprangen sie geschwind von ihren Maultieren, begaben sich unerschrocken mitten in das Gedränge und stellten sich, die eine rechts, die andere links, dem Marco Antonio zur Seite – denn das war der Jüngling im grünen Kleide, den wir beschrieben haben.

»Fürchtet nichts, Marco Antonio!« sprach Leocadia, wie sie zu ihm trat, »denn Ihr habt jemanden zur Seite, der mit seinem eigenen Leben Euch als Schild dienen wird, um Euer Leben zu beschirmen.«

»Wer zweifelt daran,« versetzte Theodosia, »da ich hier bin?«

Don Rafael, der sah und hörte, was vorging, folgte ihnen nach und ward ihr Kampfgenosse. Marco Antonio, der mit Angriff und Verteidigung beschäftigt war, achtete nicht auf die Reden der beiden Frauenzimmer, sondern von Kampfplust erhitzt, verrichtete er unglaublich scheinende Taten. Doch, da die Anzahl der Bürger mit jedem Augenblicke wuchs, so mußten sich die von den Galeeren so weit zurückziehen, daß sie im Wasser standen. Marco Antonio zog sich höchst ungern zurück und mit ihm die beiden Heldinnen Bradamante und Marfisa oder Hippolyta und Penthesilea zu seinen beiden Seiten.

Indem kam ein Catalonischer Kavalier aus dem berühmten Geschlechte der Cardonas auf einem stattlichen Rosse angeritten, sprengte zwischen die beiden streitenden Parteien und bewog die Bürger, die ihn kannten und Achtung vor ihm hatten, zum Rückzuge. Doch einige warfen noch immer mit Steinen auf die, die sich bereits auf die See zurückgezogen, und das Unglück wollte, daß ein Stein den Marco Antonio so heftig an die Schläfe traf, daß er in das Wasser sank, das ihm schon bis an die Knie ging. Kaum sah ihn Leocadia sinken, so umfaßte sie ihn und hielt ihn in ihren Armen, und Theodosia tat dasselbe. Don Rafael stand nicht weit davon und suchte sich der zahllosen Steine zu erwehren, die auf ihn losregneten, und wie er seiner Geliebten, seiner Schwester und dem Marco Antonio zu Hilfe eilen wollte, kam ihm der Catalonische Kavalier entgegen und rief ihm zu: »Ich bitt' Euch, mein Herr, bei allem, was einem wackeren Soldaten ziemt, verhaltet Euch ruhig und stellt Euch neben mich; denn ich will Euch vor der Grobheit und Ausschweifung dieses zügellosen Pöbels schützen.«

»Ach! Mein Herr,« versetzte Don Rafael, »laßt mich vorwärts, denn ich sehe diejenigen in Gefahr, die mir auf Erden das Teuerste sind.«

Der Kavalier ließ ihn gehen; doch wie er anlangte, waren bereits Marco Antonio und Leocadia, die ihn nicht aus ihren Armen ließ, von dem Boote der Hauptgaleere eingenommen, und wie Theodosia sich ebenfalls mit einschiffen wollte, hatte sie entweder vor Erschöpfung oder vor Schmerz über die Verwundung des Marco Antonio oder weil ihre ärgste Feindin mit ihm davonging, nicht die Kraft, das Boot zu besteigen und wäre gewiß ohnmächtig ins Wasser gesunken, wenn nicht ihr Bruder zu rechter Zeit ihr zu Hilfe gekommen wäre. Dieser empfand keinen geringeren Verdruß als seine Schwester, wie er sah, daß Leocadia mit dem Marco Antonio – den er ebenfalls bereits erkannt hatte – davonging.

Der Catalonische Kavalier, eingenommen von dem feinen Anstande des Don Rafael und seiner Schwester (die er für eine Mannesperson hielt), rief sie von dem Ufer weg und bat sie, mit ihm zu kommen, und die Furcht vor dem Pöbel, der noch immer nicht zur Ruhe zurückgekehrt war, bewog sie, das Anerbieten anzunehmen. Der Kavalier stieg vom Pferde, ließ sie neben sich hergehen und ging mit bloßem Degen mitten durch die unruhige Menge, die er bat, sich zurückzuziehen, was sie auch taten. Don Rafael sah sich allenthalben nach Calvete und den Maultieren um, allein er bekam ihn nicht zu Gesicht; denn wie sie abgestiegen waren, hatte er die Tiere nach dem Wirtshause getrieben, wo er sonst einzukehren pflegte.

Wie der Kavalier in seinem Hause anlangte, welches eins der vorzüglichsten in der Stadt war, fragte er Don Rafael, mit welcher Galeere er gekommen sei. Er antwortete, mit keiner; sondern er sei gerade in der Stadt angelangt, wie der Streit begonnen habe, und weil er den Kavalier kenne, der von Steinwürfen verwundet, in dem Boote weggeführt worden sei, so habe er sich in diese Gefahr begeben, und er bitte ihn, es zu veranstalten, daß man den Verwundeten ans Land bringe, weil seine Zufriedenheit und sein Leben von dem Schicksale desselben abhängen.

»Das will ich gern tun«, versetzte der Kavalier, »und ich weiß, der Befehlshaber, ein vornehmer Kavalier und mein Vetter, wird mir ihn sicherlich ausfolgen lassen.«



Ohne Verzug kehrte er nach der Galeere zurück und fand, daß Marco Antonio gerade verbunden wurde und daß die Wunde gefährlich war; denn die linke Schläfe war getroffen, was dem Wundarzte bedenklich vorkam. Er erlangte es bei dem Befehlshaber, daß ihm der Verwundete überlassen ward, um ihn am Lande zu verpflegen. Man brachte ihn sehr behutsam in das Boot, in welches auch Leocadia einstieg, die ihn nicht verlassen wollte, sondern ihm, wie dem Leitsterne ihrer Hoffnung, folgte. Wie sie ans Land kamen, ließ der Kavalier aus seinem Hause eine Sänfte holen, um ihn fortzubringen.

Unterdessen hatte Don Rafael den Calvete aufsuchen lassen, welcher in dem Wirtshause in Sorgen war, ehe er wußte, welches Schicksal seine Herrschaft betroffen habe, und wie er hörte, daß sie sich wohl befänden, sich ungemein freute und zu Don Rafael kam.

Indem langte der Herr vom Hause mit Marco Antonio und Leocadien an, und alle fanden bei ihm eine sehr freundliche und glänzende Aufnahme. Er ließ sogleich einen berühmten Wundarzt aus der Stadt kommen, der Marco Antonio von neuem verbinden sollte; doch der Wundarzt wollte es erst den folgenden Tag tun, indem er sagte, die Wundärzte bei den Heeren und Flotten seien sehr erfahren, weil sie beständig viele Verwundete unter den Händen hätten, weshalb es unnötig sei, den Verband noch heute zu erneuern; man solle nur den Kranken in ein vom Geräusche entferntes Zimmer bringen und ruhen lassen.

In dem Augenblicke kam auch der Wundarzt von der Galeere und stattete dem aus der Stadt Bericht von der Wunde ab, wie er sie behandelt und in welcher Lebensgefahr der Verwundete, nach seinem Bedünken, sich befinde. Hierdurch ward der aus der Stadt vollends überzeugt, daß der Verwundete gehörig verbunden sei, und nach dem Berichte des anderen erklärte er ebenfalls den Zustand des Marco Antonio für bedenklich.

Leocadien und Theodosien war's bei dieser Nachricht nicht anders zumute, als wenn ihnen ihr eigenes Todesurteil angekündigt würde; doch schwiegen sie und taten sich Gewalt an, um ihren Schmerz nicht zu verraten. Leocadia beschloß indes, zu tun, was sie ihrer Ehre schuldig zu sein glaubte: Wie nämlich die Wundärzte weggegangen waren, begab sie sich in das Zimmer des Marco Antonio, trat in Gegenwart des Herrn vom Hause, Don Rafael, Theodosiens und noch anderer Personen, zum Bette des Verwundeten, faßte seine Hand und sagte zu ihm: »Ihr befindet Euch jetzt nicht in dem Zustande, Herr Marco Antonio Adorno, daß man Euch mit vielen Worten belästigen dürfte; drum wünschte ich nur für einige wenige bei Euch Gehör, die, wenn auch nicht die Wohlfahrt Eures Körpers, doch die Eurer Seele befördern können. Allein, eh' ich sie vorbringe, müßt Ihr mir erst die Erlaubnis dazu erteilen und sagen, ob Ihr auch geneigt seid, mich anzuhören; denn da ich mich vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an bemüht habe, alles zu meiden, was Euch unangenehm sein könnte, so war' es Unrecht, wenn ich in diesem, den ich für den letzten halte, Euch lästig fallen wollte.«

Bei diesen Worten schlug Marco Antonio die Augen auf und heftete sie auf Leocadien, und da er sie beinahe mehr an der Stimme als an dem Gesichte erkannt hatte, antwortete er ihr mit schwacher und wehmütiger Stimme: »Sprecht, was Euch beliebt, mein Herr; denn ich bin weder so schwach, daß ich Euch nicht anhören könnte, noch ist mir diese Stimme so zuwider, daß ich sie mit Mißbehagen vernehmen sollte.«

Diesem Gespräch hörte Theodosia sehr aufmerksam zu, und jedes Wort, das Leocadia sagte, war ein scharfer Pfeil, der ihr durch das Herz und dem Don Rafael – der ebenfalls zugegen war – durch die Seele ging. Leocadia aber fuhr fort: »Wenn der Schlag, Herr Marco Antonio, der Euer Haupt oder vielmehr mein Herz getroffen hat, nicht das Bild derjenigen aus Eurem Gedächtnisse verdrängt hat, die Ihr noch vor kurzem Eure Wonne und Euren Himmel nanntet, so müßt Ihr

Euch wohl noch besinnen, wer Leocadia war und welche Verschreibung Ihr derselben von Eurer Hand und mit Eures Namens Unterschrift gegeben habt. Ihr werdet auch den Adel ihrer Eltern, die Unbescholtenheit ihres eigenen Rufs und ihrer Sitten und die Verbindlichkeit nicht vergessen haben, die Ihr gegen sie habt, weil sie stets allen Euren Wünschen entgegenkam. Habt Ihr das nicht vergessen, so werdet Ihr auch in dieser veränderten Tracht, in der Ihr mich seht, leicht Leocadien erkennen, die, sobald sie erfuhr, daß Ihr aus Eurer Heimat weggegangen wäret, aus Furcht, durch neue Umstände und Begebenheiten desjenigen beraubt zu werden, was ihr mit Recht gehört, sich über zahllose Schwierigkeiten hinwegsetzte und beschloß, Euch in dieser Verkleidung zu folgen und Euch in allen Teilen der Welt aufzusuchen, bis sie Euch gefunden hätte. Darüber werdet Ihr Euch auch nicht wundern, wenn Ihr anders je geahnet habt, wie weit die Macht aufrichtiger Liebe und die Wut eines betrogenen Weibes geht. Einige Drangsale hab' ich zwar bei diesem Aufsuchen bestanden, doch ich achte sie für Freuden, weil ich Euch dafür zu sehen bekomme. Denn ob Ihr Euch gleich in diesem mißlichen Zustande befindet, so werd' ich doch, wenn es auch dem Himmel gefiele, Euch aus diesem zu einem bessern Leben abzurufen, mich übergücklich schätzen, wenn Ihr vor Eurem Ende dasjenige tut, was Ihr Euch selbst schuldig seid, und ich versprech' Euch hiermit, nach Eurem Tode ein solches Leben zu führen, daß ich Euch in sehr kurzer Zeit auf dieser letzten und unvermeidlichen Reise nachfolgen werde. Darum bitt' ich Euch zuerst um Gottes willen, dem meine Wünsche und Bestrebungen angehören, dann um Euretwillen, wegen desjenigen, was Ihr Euch selbst schuldig seid, und endlich um meinetwillen, da Ihr mir mehr Verbindlichkeiten schuldig seid als irgendeiner anderen Person in der Welt: erklärt mich hier unverzüglich für Eure rechtmäßige Gemahlin und gebt nicht zu, daß Ihr von Gerichts wegen zu demjenigen gezwungen werdet, wozu Euch Eure eigene Vernunft durch so viele Gründe und Verbindlichkeiten auffordert.«

Weiter sprach Leocadia nichts. Alle Anwesenden hatten, während sie sprach, die größte Stille beobachtet und warteten jetzt ebenso aufmerksam auf die Antwort des Marco Antonio, der ihr folgendes entgegnete:

»Ich kann nicht leugnen, mein Fräulein, daß ich Euch kenne; Eure Stimme und Euer Gesicht gestatten es mir nicht. Ebenso wenig kann ich meine mannigfaltigen Verbindlichkeiten gegen Euch leugnen, noch den Adel Eurer Eltern und Eure eigene unvergleichliche Sittsamkeit und Eingezogenheit. Ihr verliert auch nicht in meinen Augen, daß Ihr in dieser Verkleidung gekommen seid, mich aufzusuchen; vielmehr schätz' ich Euch darum nur um so höher und es wird auch für die Zukunft der Fall sein. Doch da mich mein Unstern dahin gebracht hat, daß ich, wie Ihr selbst sagt, mein Ende erwarten kann, und da solch ein Zeitpunkt das Läuterungsfeuer der Wahrheit ist, so will ich Euch eine Wahrheit eröffnen, die, wenn sie Euch auch für jetzt nicht angenehm ist, doch für die Zukunft Euch vielleicht frommen kann.«

»Ich gestehe, schöne Leocadia, daß ich Euch liebte und Gegenliebe bei Euch fand; auch gesteh' ich, daß ich durch die Verschreibung, die ich Euch gegeben habe, mehr Euren als meinen Wünschen nachzukommen suchte; denn geraume Zeit vorher, eh' ich sie ausstellte, gehörte meine Neigung und mein Herz einem anderen Fräulein in meiner Heimat – die Euch wohlbekannt ist –, namens Theodosia, welche eben so edle Eltern hat wie Ihr selbst. Und wenn ich Euch eine schriftliche Erklärung gab, die von meiner Hand bestätigt war, so gab ich ihr diese Hand unter Gewährleistung solcher Handlungen und Zeugen, daß ich unmöglich meine Freiheit an jemand anders in der Welt vergeben kann. Meine Liebschaft mit Euch war eine flüchtige Neigung, von der ich, wie Ihr wißt, weiter nichts als die ersten Blüten erntete, was Euch auf keine Weise zum Nachteil gereicht oder gereichen kann. Bei Theodosien erntete ich die Früchte, die sie geben und die ich nur wünschen konnte, unter der heiligsten Zusage, ihr Gemahl zu sein, wie ich's wirklich

bin. Und wenn ich sie und Euch zu gleicher Zeit verließ: Euch getäuscht und in banger Ungewißheit, sie von Besorgnissen erfüllt und ihrer Meinung nach entehrt, so geschah es aus Unbesonnenheit und jugendlichem Leichtsinn, der mich das alles für Kleinigkeiten ansehen ließ, welche ich mir ohne einiges Bedenken erlauben dürfte. Dazu kam ein anderer Gedanke, der in mir aufstieg und mich antrieb, nach Italien zu gehen, um daselbst einige meiner Jugendjahre zuzubringen und nachher bei meiner Rückkehr zu sehen, was der Himmel über Euch und meine rechtmäßige Gemahlin verfügt habe. Doch der Himmel, der sich meiner erbarmte, hat es ohne Zweifel so gefügt, daß ich in die Lage gekommen bin, in der Ihr mich seht, damit ich durch das Geständnis dieser Wahrheiten, die mit meinen vielfachen Vergehungen zusammenhängen, meiner Pflicht noch in diesem Leben genüge und Ihr enttäuscht würdet, um frei über Eure Person schalten zu können. Wenn Theodosia einmal meinen Tod erfährt, so wird sie von Euch und denen, die hier anwesend sind, hören, wie ich im Tode das Wort erfüllt habe, das ich ihr bei meinem Leben gegeben hatte. Kann ich Euch, Fräulein Leocadia, in den wenigen Augenblicken, die ich noch zu leben habe, mit etwas dienen, so sagt es; denn ich werde – meine Vermählung mit Euch ausgenommen, die nicht in meiner Macht steht – nicht ermangeln, alles zu tun, was mir nur möglich ist, um Euch gefällig zu sein.«

Marco Antonio hatte, während er sprach, sein Haupt auf die Hand gestützt, und als er schwieg, ließ er den Arm sinken und ward ohnmächtig. Sogleich eilte Don Rafael herbei und sagte, indem er ihn fest in seine Arme schloß: »Erholt Euch, mein Herr und umarmt Euren Freund und Bruder, da Ihr selbst mich dafür erklärt habt. Erkennt in mir Euren Kameraden Don Rafael, der ein glaubwürdiger Zeuge der Liebe und Güte sein wird, mit welcher Ihr seine Schwester für die Eurige anerkennt.«

Marco Antonio kam wieder zu sich und erkannte im Augenblick Don Rafael. »Ich muß dir sagen, mein Herr und Bruder,« sprach er zu ihm, nachdem er ihn zärtlich umarmt und geküßt hatte, »daß die unendliche Freude, dich zu sehen, nichts geringeres als ein großes Unglück zur Folge haben kann, weil es heißt, daß Leid auf Freude folgt. Doch welches Leid mir auch zustoßen mag, es wird kein zu hoher Preis sein für die Freude, Euch gesehen zu haben.«

»Das Maß derselben will ich noch voller machen,« versetzte Don Rafael, »indem ich Euch das kostbarste Kleinod in der Person Eurer geliebten Gemahlin übergebe.«

Wie er sich nach Theodosien umsah, fand er sie weinend hinter den anderen Anwesenden, in Staunen und Verwirrung und zwischen Schmerz und Freude geteilt über das, was sie sah und mit angehört hatte. Ihr Bruder faßte sie bei der Hand und sie ließ sich von ihm ohne Widerstand zu dem Marco Antonio führen, der sie erkannte und umarmte, indem beide zärtlich Tränen der Liebe vergossen.

Alle Anwesenden wunderten sich beim Anblick so unerwarteter Auftritte und sahen einander schweigend an, voller Erwartung, was das alles für einen Ausgang nehmen würde. Doch die enttäuschte, unglückliche Leocadia, welche mit ihren eigenen Augen sehen mußte, wie sich Marco Antonio benahm, und die den vermeintlichen Bruder des Don Rafael in den Armen desjenigen erblickte, den sie für ihren Gemahl angesehen hatte; sie, die ihre Wünsche vereitelt und ihre Hoffnungen getäuscht sah, stahl sich unbemerkt aus dem Zimmer, wie aller Blicke auf den Kranken gerichtet waren, der den Pagen in seinen Armen hielt, und eilte den Augenblick auf die Straße, in der Absicht, vor Verzweiflung in die weite Welt zu gehen und den Anblick der Menschen zu meiden.

Doch sie war kaum auf der Straße, als Don Rafael sie vermißte und sich so angelegentlich nach ihr erkundigte, als fehle ihm seine Seele; allein niemand wußte ihm zu sagen, wo sie hingegangen

sei. Ohne daher länger zu warten, eilte er verzweifelt ihr nach, sie aufzusuchen und ging zunächst nach Calvetes Quartier, auf den Fall, daß sie sich dahin begeben habe, um sich ein Maultier zu holen. Wie er sie hier nicht fand, lief er wie wahnsinnig durch die Straßen und suchte sie bald da, bald dort. Endlich dachte er, sie könne vielleicht nach den Galeeren gegangen sein, und ging deshalb nach dem Ufer. Wie er nicht mehr weit davon war, hörte er jemanden rufen, man solle das Boot der Hauptgaleere ans Land schicken und erkannte die Stimme der schönen Leocadia, die, wie sie Tritte hinter sich hörte, vor Furcht nach dem Degen griff und seine Ankunft erwartete. Sie erkannte ihn gleich und es war ihr unangenehm, daß er sie aufgefunden hatte, zumal an einem so einsamen Orte, denn sie hatte bereits an mehr als einem Merkmale wahrgenommen, daß ihr Don Rafael nicht abhold war, sondern so hold, daß sie es gern gesehen hätte, die Neigung des Marco Antonio in diesem Maße zu besitzen.

In welchen Worten soll ich jetzt die Reden mitteilen, womit Don Rafael Leocadien sein Herz eröffnete, mit einer Zärtlichkeit, die ich nicht zu beschreiben wage? Doch da ich wenigstens etwas davon anführen muß, so sprach er unter anderen zu ihr: »Wenn es mir, reizende Leocadia, wie an Glück, so auch jetzt an Mut gebräuche, Euch die Geheimnisse meines Herzens zu entdecken, so bliebe die zärtlichste und reinste Neigung, die je in einem liebenden Herzen sich erzeugt hat oder erzeugt werden kann, in dem Schoße ewiger Vergessenheit begraben. Um aber – geh' es mir auch wie es wolle – meinem gerechten Wunsche dieses Unrecht nicht anzutun, so bitt' ich Euch, mein Fräulein, zu erwägen – wenn es anders Euer eingenommenes Gemüt erlaubt – daß Marco Antonio nichts vor mir voraus hat, als das Glück, von Euch geliebt zu sein. Ich bin ebenso edler Abkunft wie er und an Glücksgütern steh' ich ihm nicht weit nach; meiner natürlichen Vorzüge darf ich mich nicht rühmen, zumal, wenn diese in Euren Augen keinen Wert haben. Alles das führ' ich an, zärtliches Fräulein, damit Ihr den Ausweg einschlagt, den Euch das Schicksal in Eurer höchst bedenklichen Lage noch offen läßt. Ihr seht, daß Marco Antonio nicht der Eurige werden kann, weil ihn der Himmel meiner Schwester zugeteilt hat. Derselbe Himmel aber, der Euch heute den Marco Antonio nimmt, will Euch in mir einen Ersatz geben; denn ich begehre kein anderes Glück in diesem Leben, denn als Gemahl Euch anzugehören. Bedenkt, daß das Glück an die Pforte des Unglücks klopft, das bisher Euch verfolgt hat, und fürchtet nicht, daß Ihr durch den unbesonnenen Schritt, den Marco Antonio aufzusuchen, in meinen Augen etwas verloren habt, und daß ich Euch nicht ebenso schätzen sollte, als wenn es ungeschehen geblieben wäre. Denn in dem Augenblicke, wo ich wünsche und entschlossen bin, der Eurige zu werden und Euch zu meiner beständigen Gebieterin zu erwählen, muß ich alles vergessen und habe auch schon vergessen, was ich davon gesehen und in Erfahrung gebracht habe; denn ich weiß sehr wohl, daß dieselbe Macht, die mich gezwungen hat, so dreist und ungescheut Euch zu huldigen und meine Hand anzubieten, Euch ebenfalls in die Lage versetzt hat, in der Ihr Euch befindet. Wo demnach kein Fehltritt stattfindet, da ist es auch nicht nötig, auf eine Entschuldigung zu denken.«

Leocadia schwieg zu allem, was Don Rafael sagte und holte nur von Zeit zu Zeit einen tiefen Seufzer, der aus dem Innersten ihres Herzens kam. Don Rafael wagte es, ihre Hand zu nehmen und sie hatte nicht die Kraft, es ihm zu wehren. Er küßte sie wiederholt und fuhr fort: »Nehmt denn endlich, Gebieterin meines Herzens, ganz von mir Besitz, im Angesichte dieses gestirnten Himmels, der sich über uns wölbt und dieses ruhigen Meeres, das uns zuhört und dieses feuchten Sandes, auf dem wir stehen. Gebt mir Euer Jawort, da es Eurer eigenen Ehre ebenso angemessen ist, als meinen Wünschen. Ich wiederhol' es: ich bin, wie Ihr wißt, ein Kavalier, bin reich, und was Euch das Schätzbarste sein muß, ich lieb' Euch. Statt daß Ihr Euch allein seht, in einem Anzuge, der sich so wenig mit Eurer Ehre verträgt, fern von Euren Eltern und Verwandten, ohne Beschützer und ohne Hoffnung, das zu finden, was Ihr sucht, könnt Ihr in Euer Vaterland zurückkehren in dem Anzuge, der Euch zukommt und geziemt, begleitet von einem Gemahl, der

demjenigen, den Eure Wahl getroffen hatte, nicht nachsteht, reich, zufrieden, geachtet und geliebt, ja, selbst gelobt von allen, zu deren Kenntnis Eure Geschichte kommt. Ist dem so, wie es wirklich der Fall ist, so weiß ich nicht, wie Ihr Euch noch bedenken könnt. Erhebt mich vollends, ich bitt' Euch nochmals, aus dem Staube meines Elends in den Himmel Eures Besitzes; so nehmt Ihr Euer Bestes wahr und erfüllt die Gesetze des Anstandes und der Vernunft, indem Ihr Euch zu gleicher Zeit dankbar und klug beweiset.«

»Wohlan!« sprach jetzt die unschlüssige Leocadia, »weil es der Himmel so beschlossen hat und weder ich, noch irgendein Sterblicher imstande ist, seinen Ratschlüssen zu widerstreben, so geschehe sein Wille und der Eurige, mein Herr! Der Himmel weiß, wie verschämt ich Eurem Willen nachgebe, nicht als verkennt' ich, wieviel ich gewinne, indem ich Euch gehorche, sondern weil ich befürchte, wenn ich Euren Wunsch erfülle, mit anderen Augen von Euch angesehen zu werden als bisher, wo Euch Eure Blicke vielleicht getäuscht haben. Doch dem sei, wie ihm wolle, am Ende kann mir doch der Titel einer rechtmäßigen Gemahlin des Don Rafael de Villavicencio nicht verloren gehen, und dieser Titel wird mich allein schon glücklich machen. Und ist das Betragen, das Ihr an mir wahrnehmen werdet, nachdem ich die Eurige geworden bin, geeignet, mir einigermaßen Eure Achtung zuwege zu bringen, so will ich dem Himmel danken, daß er mich durch so seltsame Umwege und so vielfache Unfälle zu dem Glücke geführt hat, die Eurige zu sein. Gebt mir die Hand der Verlobung, Don Rafael und empfangt die meinige. Zeugen seien – wie Ihr sagt – der Himmel, das Meer, das sandige Ufer und diese Stille, die bloß von meinen Seufzern und Euren Bitten unterbrochen ward.«

Indem sie das sagte, ließ sie es zu, daß er sie umarmte und gab ihm ihre Hand, und er reichte ihr die seinige. Tränen, welche die Freude, trotz der bestandenen Leiden, ihren Augen entlockte, waren das einzige, womit sie diese neue, nächtliche Verlobung feierten. Sie kehrten darauf sogleich nach der Wohnung des Kavaliers zurück, welcher nebst Marco Antonio und Theodosien in großen Sorgen war, wie man sie vermißte.

Die beiden letzteren waren inzwischen durch einen Geistlichen bereits getraut worden; denn auf die Bitte Theodosiens – die besorgte, ein neuer Unfall möchte ihr das Glück, das sie gefunden hatte, wieder entreißen – hatte der Kavalier einen rufen lassen.

Wie Don Rafael und Leocadia hereintraten und Don Rafael erzählte, was zwischen ihm und Leocadien vorgefallen war, freute sich der Kavalier und seine Familie so herzlich darüber, als wären es ihre nahen Verwandten gewesen. Denn es ist ein Charakterzug des Catalonischen Adels, die Gesetze der Gastfreundschaft hochzuhalten und Fremden, die ihres Beistandes bedürfen, gefällig zu sein. Der anwesende Priester ersuchte Leocadien, sich umzukleiden und die Kleidung ihres Geschlechts anzulegen, und der Kavalier versah beide Frauenzimmer sehr zuvorkommend mit zwei reichen Kleidern seiner Gemahlin, einer edlen Dame aus dem berühmten und alten Geschlechte der Granolleques in diesem Königreiche. Man schickte auch wieder nach dem Wundarzte, aus Mitleid mit dem Verwundeten, der viel sprach und nicht allein gelassen ward. Der Wundarzt kam und riet, daß man ihn vor allen Dingen ruhen lassen sollte. Doch der Himmel, der oft, um ein Wunder vor unseren Augen zu verrichten, solche Mittel wählt, die ihrer Natur nach nicht helfen, fügte es so, daß die Freude und das viele Sprechen die Genesung des Marco Antonio dergestalt beförderte, daß man ihn den andern Tag, wie er wieder verbunden ward, außer Gefahr fand, und daß er in vierzehn Tagen so weit hergestellt war, daß er sich ohne Gefahr auf den Weg machen konnte.

Es ist zu bemerken, daß Marco Antonio auf seinem Krankenlager das Gelübde tat, wenn ihn der Himmel genesen lasse, zu Fuße nach Santiago in Galicien zu wallfahrten. Don Rafael, Leocadia

und Theodosia begleiteten ihn auf dieser Wallfahrt, und selbst der Maultiertreiber Galvete war – wozu sich sonst solche Leute selten verstehen – durch Don Rafaels Güte und Leutseligkeit bewogen, ihn nicht eher zu verlassen, als bis er in seine Vaterstadt zurückgekehrt wäre; und als er sah, daß sie als Pilger zu Fuße gehen mußten, so schickte er die Maultiere und auch das des Don Rafael nach Salamanca, wozu es ihm auch nicht an Gelegenheit fehlte.

Der Tag der Abreise kam und nachdem sie sich mit Pilgerkleidern und allem Notwendigen versehen hatten, nahmen sie von dem gastfreien Kavalier Abschied, der ihnen so viel Freundschaft und Liebe erzeigt hatte. Er hieß Don Sancho de Cardona, war sehr edler Herkunft und angesehen durch seine persönlichen Vorzüge. Alle versprachen ihm, daß sie und ihre Nachkommen – denen sie es anbefehlen würden – die vielen Beweise von Freundschaft, die sie von ihm erhalten hätten, nie vergessen wollten, um sie wenigstens in dankbarem Andenken zu behalten, wenn sie sie nicht durch Gegendienste erwidern könnten.

Don Sancho umarmte sie alle und sagte, es liege in seinem Charakter, diese und andere Dienste jedem zu erzeigen, den er als einen spanischen Edelmann kenne oder dafür ansehe. Man umarmte sich nochmals und nahm in einer Stimmung voneinander Abschied, die mit Freude und Wehmut vermischt war. Weil sie nicht schneller reisen konnten, als es die Zartheit der beiden neuen Pilgerinnen gestattete, so kamen sie in drei Tagen nach Monserrate, wo sie wieder drei Tage blieben und den Pflichten guter katholischer Christen nachkamen. Darauf setzten sie ihren Weg ebenso langsam fort und langten ohne einen Unfall in Santiago an. Nachdem sie hier ihr Gelübde mit aller Andacht erfüllt hatten, beschlossen sie, ihre Pilgertracht erst zu Hause abzulegen, wo sie, heiter und froh gestimmt, in kleinen Tagemärschen anlangten. Doch ehe sie anlangten, erblickten sie von einem Hügel aus Leocadiens und Theodosiens Geburtsorte, die, wie schon gesagt, nur eine Meile voneinander lagen, und konnten sich bei diesem Anblick der Freudentränen nicht enthalten, besonders die beiden neuvermählten Frauen, die bei diesem Anblicke wieder an die bestandenen Schicksale dachten.

Da, wo sie sich befanden, sah man in ein weites Tal, das beide Orte trennte. Dort nahmen sie unter dem Schatten eines Olivenbaums einen stattlichen Kavalier auf einem mächtigen Rosse wahr, mit einer glänzenden Tartsche am linken Arme und mit eingelegter, starker und langer Lanze in der Rechten. Wie sie ihn aufmerksam betrachteten, sahen sie noch zwei andere, ebenso stattliche Kavaliere, in derselben Rüstung, aus einem Olivenwäldchen reiten und wie sie bald darauf zusammengekommen und nur kurze Zeit beieinander gewesen waren, trennte sich einer von den zuletzt Gekommenen, nebst demjenigen, der zuerst unter dem Olivenbaume hielt, von dem Dritten, gaben beide ihren Pferden die Sporen und stürmten so heftig aufeinander los, daß man sah, es ging auf Leben und Tod, und die Kraft und Gewandtheit, womit sie jeden Stoß führten und abwehrten, zeigte hinlänglich, daß sie Meister in dieser Waffenübung waren. Der dritte Kavalier sah dem Zweikampfe zu, ohne sich von seiner Stelle zu bewegen. Doch Don Rafael, der beim Anblick dieses heftigen Zweikampfes es nicht ertragen konnte, so weit davon sich zu befinden, eilte in vollem Laufe den Hügel hinab, während ihm seine Gemahlin und Schwester folgten, und war in kurzem bei den Kämpfern, die schon beide etwas verwundet waren; und wie dem einen sein Hut und seine Stahlhaube entfiel, erkannte Don Rafael, wie er ihm ins Gesicht sehen konnte, seinen Vater und Marco Antonio den seinigen in dem anderen. Leocadia, die den dritten, der nicht am Kampfe teilnahm, aufmerksam betrachtet hatte, erkannte in ihm ihren eigenen Vater. Bei diesem Anblick waren alle vier erstaunt, betroffen und außer sich. Doch, indem ihre Verwirrung einer vernünftigen Überlegung Platz machte, stürzten die beiden Schwäger unverzüglich zwischen die beiden Streiter und riefen: »Halt, Kavaliere! Halt! Eure eigenen Söhne bitten und flehen Euch an.« »Ich bin Marco Antonio, lieber Vater,« rief

dieser, »ich bin derjenige, welcher, wie ich vermute, Euer ehrwürdiges Silberhaupt in diese Gefahr gebracht hat. Mäßigt Eure Wut und werft die Lanze weg oder kehrt sie gegen einen anderen Feind; denn der, welcher Euch gegenüber steht, ist von nun an Euer Bruder.«

Ungefähr dasselbe sagte Don Rafael zu seinem Vater, worauf die beiden Kavaliere innehielten und die Redenden aufmerksam betrachteten. Wie sie sich umsahen, wurden sie auch gewahr, daß Don Sancho, Leocadiens Vater, abgestiegen war und jemanden in den Armen hielt, den sie für einen Pilger ansahen. Leocadia war nämlich auf ihn zugeeilt, hatte sich ihm zu erkennen gegeben und ihn gebeten, zwischen den beiden Kämpfern Frieden zu stiften, indem sie ihm kurz erzählte, daß Don Rafael mit ihr und Marco Antonio mit Theodosien vermählt sei.

Wie dies ihr Vater hörte, sprang er vom Pferde und schloß sie in seine Arme, dann eilte er, zwischen den beiden anderen den Friedensstifter zu machen; doch es war nicht mehr nötig, denn sie hatten bereits ihre Söhne erkannt, waren abgestiegen und hielten sie in ihren Armen, während sie sämtlich Tränen der Freude und Zärtlichkeit vergossen. Sie traten jetzt alle zusammen, betrachteten abermals ihre Kinder und wußten nicht, wie ihnen geschah. Sie befühlten sie, ob sie nicht etwa Schattengebilde seien; denn ihre unerwartete Ankunft brachte sie auf diese und andere Vermutungen. Doch wie sie sich mehr und mehr überzeugten, daß keine Täuschung stattfand, flossen ihre Tränen wieder unter neuen Umarmungen.

Inzwischen erschien in demselben Tale eine Menge Bewaffneter zu Fuß und zu Pferde, welche kamen, um den Kavaliern aus ihrem Orte beizustehen. Wie sie aber anlangten und sie in den Armen dieser Pilger fanden und in Tränen zerfließend, stiegen sie ab und blieben verwundert stehen, bis ihnen Don Sancho kurz erzählte, was ihm seine Tochter Leocadia mitgeteilt hatte. Jetzt umarmten alle die Pilger mit Ausdrücken der Freude, die sich nicht schildern lassen. Don Rafael erzählte darauf von neuem in der Kürze, die Zeit und Ort notwendig machten, allen Anwesenden seine Liebesgeschichte und wie er mit Leocadien und seine Schwester Theodosia mit Marco Antonio sich vermählt habe, was wieder neue Freude verursachte.

Sie nahmen darauf von denen, die ihnen zu Hilfe gekommen waren, so viel Pferde, als sie für die fünf Pilger nötig hatten und kamen überein, nach dem Orte des Marco Antonio sich zu begeben, dessen Vater sich erbot, die beiden Hochzeiten bei sich auszurichten. Nach dieser getroffenen Abrede machten sie sich auf den Weg, während schon einige von den Anwesenden ihnen vorausgeeilt waren, um den Freunden und Angehörigen der Neuvermählten die frohe Botschaft zuerst zu hinterbringen.

Unterwegs erfuhren Don Rafael und Marco Antonio die Veranlassung zu diesem Zweikampfe. Sowohl Theodosiens als Leocadiens Vater hatten nämlich den Vater des Marco Antonio gefordert, weil sie glaubten, er habe um den zwiefachen Betrug seines Sohnes gewußt. Da sie beide zu gleicher Zeit eingetroffen waren und ihn allein fanden, so hatten sie nichts vor ihrem Gegner im Kampfe voraus haben, sondern als Ritter Mann gegen Mann sich schlagen wollen, und der Kampf hätte entweder des einen oder der beiden anderen Tod zur Folge gehabt, wenn nicht die vier Pilger dazu gekommen wären. Diese dankten dem Himmel für den glücklichen Ausgang, und den Tag nach ihrer Ankunft ward von dem Vater des Marco Antonio die doppelte Vermählungsfeier seines Sohnes mit Theodosien und Leocadiens mit Don Rafael mit fürstlichem Glanze und Aufwande ausgerichtet.

Beide Paare lebten lange Jahre in einer glücklichen Ehe und hinterließen eine edle Nachkommenschaft, die sich bis auf den heutigen Tag in den beiden Orten erhalten hat, die zu den besten in Andalusien gehören. Wenn wir sie nicht nennen, so geschieht es aus schonender Rücksicht gegen die *beiden Nebenbuhlerinnen*, denen vielleicht Lästerungen oder beschränkte

Splitterrichter es zur Last legen könnten, daß sie sich so schnell verliebt und so plötzlich verkleidet hätten. Diese bitt' ich, eh' sie sich zu Tadlern solcher unüberlegten Schritte aufwerfen, erst in ihrem eigenen Busen zu forschen, ob sie nicht auch einmal von den Pfeilen getroffen wurden, die man dem Amor beilegt. Denn es ist fürwahr eine sozusagen unwiderstehliche Gewalt, welche die Leidenschaft über die Vernunft ausübt.

Der Maultiertreiber Galvete behielt das Maultier, welches Don Rafael nach Salamanca geschickt hatte und ward noch außerdem von den beiden neuen Schwägern reich beschenkt; die Dichter jener Zeit aber erhielten Gelegenheit, ihre Federn in Bewegung zu setzen, um die Schönheit und die Schicksale der beiden ebenso kühnen als sittsamen Nebenbuhlerinnen zu schildern, die den Hauptgegenstand dieser seltsamen Geschichte ausmachen.



## Winkler und Schneider

In der Schenke zur »Kleinen Mühle«, die am Ende des berühmten Feldes von Alcudia liegt, wenn man von Castilien nach Andalusien geht, saßen an einem heißen Frühlingstage zwei Jungen von etwa vierzehn bis fünfzehn Jahren; keiner wenigstens war über die siebzehn hinaus. Beide wohlgebildet, aber sehr zerrissen, zerlumpt und verwahrlost. Mäntel hatten sie nicht, ihre Hosen waren von Leinwand und ihre Strümpfe von ihrer eigentlichen Haut, was freilich durch die Schuhe wieder ins Gleichgewicht gebracht wurde, denn diejenigen des einen bestanden aus Binsen, die sich schon auf manchem Gang abgemüht hatten und denen des anderen fehlten die Sohlen, so daß sie mehr den Dienst von Fußblöcken als von Schuhen verrichteten. Der eine trug eine grüne Jägermütze und der andere einen Hut ohne Band mit niederem Kopf und breitem Stulp. Über Schulter und Brust hatte der eine ein gemslederfarbiges Hemd gebunden, das ganz in den einen Ärmel geschlüpft und eingewickelt war; der andere ging ganz frei und ohne alles Gepäck, ausgenommen, daß ein großer Wulst vor seinem Busen hervortrat, der, wie sich in der Folge zeigte, eine Halskrause von der Art derjenigen war, die man gestärkte wallonische nennt, gestärkt nämlich mit Schmutz und von Alter so ausgefasert, daß das Ganze eigentlich nur wie ein Gitter von Fäden aussah. In demselben eingewickelt und verwahrt befand sich ein Spiel Karten von eiförmiger Gestalt, denn die Ecken waren durch den Gebrauch abgerieben und jene daher zum Zwecke längerer Dauer beschnitten und in die besagte Form gebracht worden. Beide Gäste hatten eine sonnenverbrannte Haut, schmutzige Nägel und nicht sonderlich reine Hände; der eine trug einen kurzen Degen, der andere ein Messer mit gelbem Heft, einen sogenannten Ochsentreiber (vaquero). Beide waren in die Laube oder den Vorbau, welcher sich vor dem Wirtshaus befand, gekommen, um hier Mittagsruhe zu halten, und wie sie hier Anblick gegen Anblick saßen, begann der dem Ansehen nach Ältere also gegen den Jüngeren:

»Aus welchem Lande sind Euer Gnaden, gestrenger Herr, und woher kommt Ihr des Weges?«

»Mein Vaterland, Herr Ritter,« erwiderte der Befragte, »kenne ich nicht und weiß ebensowenig, woher ich komme.«

»Nun, Ihr scheint doch nicht vom Himmel zu kommen«, entgegnete der Ältere, »und dieser Ort ist auch nicht zum Bleiben, sondern man muß wohl weitergehen.«

»Ihr habt recht,« sagte der Jüngere, »doch verhält sich's so, wie ich gesagt habe; denn meine Heimat geht mich nichts an, weil ich weiter nichts dort habe als einen Vater, der mich nicht als Sohn hält, und eine Stiefmutter, die mich als Stiefsohn behandelt. Mein Weg geht aufs Geratewohl und wäre zu Ende, wo ich jemand fände, der mir das Nötige gebe, um dies elende Leben zu fristen.«

»Versteht Ihr irgendein Gewerbe?« fragte der Große.

»Ich kann weiter nichts«, entgegnete der Kleinere, »als laufen wie ein Hase und springen wie eine Gemse; auch schneid' ich sehr fein mit der Schere.«

»Das ist alles gut, nützlich und ersprießlich,« sagte der Große; »denn mancher Küster wird Euch die Spende vom Allerheiligenfeste geben, damit Ihr ihm für den grünen Donnerstag die Papierzieraten für das Leichengerüst ausschneidet.«

»Mein Schneiden ist nicht von der Art,« versetzte der Kleine, »sondern mein Vater ist durch Gottes Barmherzigkeit Kleider- und Strumpfschneider und hat mich unterwiesen, Überstrümpfe

zuzuschneiden, die man, wie Euch bekannt sein wird, über die Schuhe zieht und die gewöhnlich Gamaschen heißen. Ich schneide sie so gut zu, daß ich fürwahr mein Meisterstück liefern könnte, wenn mich nicht das Unglück niederhielte.«

»Das alles und noch mehr widerfährt den Guten«, versetzte der Große, »und ich habe mir immer sagen lassen, daß große Talente am wenigsten ihr Glück machen. Doch Ihr steht ja noch in den Jahren, wo Ihr Eure Lage verbessern könnt. Irr' ich mich indes nicht und sehen meine Augen recht, so besitzt Ihr noch andere geheime Gaben und wollt sie nicht kund werden lassen.«

»Die besitzt' ich,« versetzte der Kleine, »doch läßt sich nicht vor den Leuten davon sprechen, wie Ihr sehr richtig bemerkt habt.«

»Nun, ich kann Euch versichern,« sagte der Große, »daß ich einer der verschwiegensten Burschen bin, die weit und breit zu finden sind; und damit Ihr Euch mir eröffnet und zu Eurem Vertrauten macht, will ich Euch zuvor mich entdecken; denn ich glaube, das Schicksal hat uns nicht von ungefähr zusammengeführt, und denke, wir sollen von heute an bis an unseren Tod die besten Freunde bleiben. Ich bin aus Fuenfrida gebürtig, Herr Junker, einem Orte, der durch die vornehmen Reisenden bekannt und berühmt ist, die beständig durchkommen. Mein Name ist Peter Winkel und mein Vater eine Standesperson, denn er ist beim heiligen Kreuzzuge als Ablaßkrämer angestellt. Ich half ihm eine Zeitlang bei seinem Geschäfte und lernte es dergestalt, daß mir es der Geschickteste im Ablaßverkauf nicht hätte zuvortun sollen. Doch weil ich eines Tages das Geld für die Bullen noch mehr liebte als die Bullen selbst, so umarmte ich einen Geldbeutel und begab mich damit nach Madrid, wo ich bei den Gelegenheiten, die man hier gewöhnlich findet, dem Beutel die Eingeweide nahm, so daß er runzlicher aussah als das Schnupftuch eines Bräutigams. Der Rechnungsführer kam hinter mir her; ich ward verhaftet, hatte wenig Gönner; doch aus Rücksicht auf meine jungen Jahre begnügten sich die Herren, mich an den Pranger zu stellen, mir den Buckel etwas ausstäupen zu lassen und mich auf vier Jahre aus der Hauptstadt zu verweisen. Ich faßte mich in Geduld, zog die Schultern ein, hielt die Strafe aus und eilte so sehr der mir auferlegten Entfernung an Madrid nachzukommen, daß mir keine Zeit blieb, mich nach einem Wagen oder Maultier umzutun. Von meinen Habseligkeiten nahm ich mit, was ich konnte und was ich für das Unentbehrlichste hielt und unter anderen auch diese Karten – hier zog er die erwähnten Karten aus dem Halskragen hervor –, mit denen ich mir in den Wirtshäusern und Kneipen von Madrid bis hierher meinen Unterhalt durch das Vingt-un-Spiel erworben habe. So schmutzig und mitgenommen sie aussehen, so haben sie doch für den Kenner die wundersame Eigenschaft, daß er jedesmal ein As abhebt, und wenn Ihr dies Spiel kennt, so seht Ihr, in welchem Vorteile derjenige steht, der gewiß weiß, daß die erste Karte ein As ist, das er als eins und als elf zählen kann: das verhilft oft zu einundzwanzig, und die Kasse steht sich gut dabei. Außerdem lernte ich von dem Koch eines gewissen Gesandten allerhand Kunstgriffe in Quinola und Pharao, die man den Rummel zu nennen pflegt. Wie Ihr darum im Zuschneiden der Gamaschen Euch examinieren lassen könnt, so kann ich auf die Meisterschaft in der Gaunerkunst Anspruch machen. Das sichert mich vor dem Hungertode; denn wenn ich auch nur in ein Gehöft komme, so findet sich immer jemand, der sich die Zeit mit einem Spielchen vertreiben will. Und damit wollen wir beide gleich den Versuch machen, indem wir unser Garn stellen, ob einer von den Fuhrleuten hier der Vogel ist, der hineingerät. Ich meine, wir wollen zusammen Vingt-un spielen, als ging es um Geld und wenn einer der dritte Mann sein will, so soll er der erste sein, der sein Geld daläßt.«

»In Gottes Namen«, versetzte der andere. »Ich bin Euch sehr verbunden für die Mitteilung Eurer Lebensumstände, wodurch Ihr mir die Verbindlichkeit auferlegt habt, Euch die meinigen nicht zu verhehlen, welche, mich kürzer zu fassen, folgende sind: Ich bin aus Pedroso gebürtig, einem

Orte zwischen Salamanca und Medina del Gampo. Mein Vater ist Schneider und hat mich in seinem Handwerke unterwiesen. Bei meinem guten Kopfe ging ich vom Kleider- zum Beutelschneiden über. Das eingeschränkte Dorfleben und die lieblose Behandlung meiner Stiefmutter ward mir lästig. Ich verließ mein Dorf, begab mich nach Toledo, um meinem Gewerbe nachzugehen und tat Wunder darin; denn kein noch so verschleiertes Reliquienkästchen, keine noch so versteckte Tasche gibt es, die meine Wünsche nicht ausspüren und meine Schere nicht erreichen sollte, und wenn Argusaugen sie bewachten. In den vier Monaten, die ich in dieser Stadt zubrachte, ward ich nie in einer Tür ergriffen, noch von Häschern überrascht und in Verlegenheit gebracht, noch von einem Ohrenbläser angegeben; doch, die Wahrheit zu sagen, vor acht Tagen setzte ein durchtriebener Spion den Corregidor von meiner Geschicklichkeit in Kenntnis, der von meinem Talente eingenommen wurde und mich zu sehen wünschte. Doch weil ich aus Demut nicht mit so großen Herren umgehen mag, so war ich darauf bedacht, nicht mit ihm zusammen zu kommen und verließ deshalb die Stadt so eilig, daß ich keine Zeit behielt, mich nach einem Maultiere, nach Geld, einer Retourkutsche oder doch wenigstens nach einem Karren umzutun.«

»Ich weiß genug,« sagte Winkel, »und weil wir uns nun kennen, so ist alles Prahlen und Großsprechen ohne Zweck; gestehen wir einander unverhohlen, daß wir keinen Heller, ja nicht einmal Schuhe haben.«

»So sei es«, entgegnete Dietrich Schneider – so hieß der Jüngere, wie er sagte –; »und da unsere Freundschaft dauernd sein soll, wie Ihr gesagt habt, Herr Winkel, so wollen wir sie mit heiligen und löblichen Bräuchen eröffnen.«

Mit diesen Worten stand Dietrich Schneider auf und umarmte Winkel und Winkel wieder ihn mit inniger Zärtlichkeit. Dann schritten sie sogleich zum Vingt-un mit den besagten Karten, von denen sie wohl Staub und Spreu, aber nicht Fett und Betrug abwischten, und in wenig Spielen hob Schneider das As ebensogut ab als sein Meister Winkel.

Indem kam ein Fuhrmann heraus, um unter dem Wetterdach sich abzukühlen und wünschte, den dritten Mann beim Spiele abzugeben. Sie nahmen ihn recht gern an und in weniger als einer halben Stunde gewannen sie ihm zwölf Realen und zweiundzwanzig Maravedis ab, was ebensoviel Dolchstiche für ihn waren. Der Fuhrmann, der nicht glaubte, daß so junge Leute sich zur Wehr setzen würden, wollte ihnen das Geld abnehmen; doch der eine griff nach seinem Hirschfänger und der andere nach seinem Hirtenmesser und machten ihm soviel zu schaffen, daß es ohne Zweifel sehr übel für ihn abgelaufen sein würde, wofern nicht seine Kameraden herausgekommen wären.

Zufällig kam gerade ein Trupp Reisender zu Pferde vorbei, welche in der Schenke des Alcalden, eine halbe Meile davon, Siesta halten wollten. Wie sie den Fuhrmann und die beiden Burschen im Streite begriffen sahen, machten sie die Friedensstifter und sagten den Burschen, wenn sie etwa nach Sevilla wollten, so sollten sie mit ihnen gehen.

»Dahin wollen wir eben«, sagte Winkel, »und werden den gnädigen Herrn in allem dienen, was sie uns heißen.«

Und ohne weiteres sprangen sie vor den Maultieren her und gingen mit den Reitern davon, während der Fuhrmann voller Ärger und Verdruß zurückblieb und die Wirtin sich über den Verstand der Schelme wunderte, deren Gespräch sie behorcht hatte. Wie sie dem Fuhrmanne erzählte, sie habe von ihnen gehört, daß sie falsche Karten bei sich führten, raufte er sich den Bart aus und wäre ihnen gern bis in die nächste Schenke nachgelaufen, um wieder zu seinem Gelde zu kommen; denn er meinte, es sei doch Schimpf und Schande, daß ein Paar Kinder einen so alten

Kerl wie ihn sollten angeführt haben. Seine Kameraden hielten ihn indes zurück und rieten ihm, nicht zu gehen, sei's auch nur, damit er nicht sein Ungeschick und seine Einfalt unter die Leute brächte. Kurz, sie beredeten ihn, zu bleiben, ob sie ihm gleich seinen Ärger nicht ausreden konnten.

Schneider und Winkel waren inzwischen so dienstfertig gegen die Reisenden, daß diese sie den größten Teil des Weges hinter sich aufsitzen ließen, und ob sich gleich einige Male Gelegenheit darbot, auf die Mantelsäcke ihrer Herren einen Versuch zu wagen, so benutzten sie sie doch nicht, um nicht eine so gute Gelegenheit nach Sevilla zu verlieren, wohin sie sich sehr sehnten. Wie man indes um Vesperzeit bei der Stadt anlangte und wegen der Visitation und des Zolles das Zolltor passierte, konnte Schneider sich doch nicht enthalten, den Mantelsack eines zur Reisegesellschaft gehörigen Franzosen aufzuschneiden. Er brachte dem Mantelsack eine so tiefe und breite Wunde bei, daß seine Eingeweide völlig zum Vorschein kamen und zog auf eine geschickte Art ein Paar gute Hemden, eine Sonnenuhr und ein Schreibbuch heraus; Sachen, die ihnen bei näherer Besichtigung eben keine große Freude machten. Sie dachten, da der Franzose einmal einen Mantelsack führe, so müsse derselbe nicht bloß solche Kleinigkeiten enthalten und waren Willens, einen zweiten Angriff darauf zu versuchen; doch unterließen sie es, weil sie besorgten, man habe das Gestohlene vermißt und das übrige in bessere Verwahrung gebracht.

Ehe sie den Diebstahl begingen, hatten sie bereits von denen, die sie bisher freigehalten hatten, Abschied genommen. Den anderen Tag verkauften sie die Hemden auf dem elenden Trödelmarkte vor dem Sandtore und lösten zwanzig Realen daraus. Dann sahen sie sich in der Stadt um und bewunderten die Größe und Pracht der Hauptkirche und das Menschengewühl am Ufer des Flusses; denn es war gerade zur Zeit, wo man die Flotte belud. Darunter waren auch sechs Galeeren, deren Anblick ihnen einen Seufzer auspreßte und sie mit Bangigkeit an den Tag denken ließ, wo ihre Vergehen sie für Lebenszeit darauf bringen würden. Sie sahen mehrere Jungen mit Marktkörben hier auf- und abgehen und erkundigten sich bei einem derselben, was das für ein Gewerbe sei, ob es viel Arbeit mit sich führe und was es eintrage.

Ein asturischer Junge, an den sie diese Frage richteten, gab ihnen zur Antwort, es sei ein ganz gemächliches Geschäft ohne Gewerbesteuer und habe ihm manchen Tag fünf und sechs Realen eingetragen; er esse, trinke und prasse wie ein König, ohne daß er sich nach einem Herrn umzutun brauche, der Bürgschaft verlange und ohne im Essen an eine bestimmte Stunde gebunden zu sein, denn er finde es jederzeit in der geringsten Garküche, deren es so viele und vorzügliche hier gäbe.

Den beiden Freunden gefiel die Beschreibung des kleinen Asturiers so wenig übel, wie sein Gewerbe, das ihnen wie gerufen zu kommen schien, um das ihrige sicher und versteckt treiben zu können, weil es ihnen Gelegenheit verschaffte, in alle Häuser zu kommen. Sie beschlossen daher augenblicklich, sich die nötigen Gerätschaften dazu anzuschaffen, weil sie es ohne abgelegtes Meisterstück treiben durften, und fragten den Asturier, was sie sich zu kaufen hätten. »Jeder«, erwiderte er, »ein reines, neues Säckchen und drei Handkörbe, zwei große und einen kleinen, worein das Fleisch, die Fische und die Früchte verteilt werden, und in das Säckchen kommt das Brot.«

Er führte sie hierauf hin, wo diese Sachen feil waren, und sie kauften sich alles für das Geld, das sie aus der Beute von dem Franzosen gelöst hatten. Innerhalb zweier Stunden waren sie schon wie Meister in ihrem neuen Geschäfte, so gut nahmen sie sich mit den Körben und Säcken aus. Ihr Führer machte sie mit den Plätzen bekannt, wo sie sich einzufinden hätten: des Morgens nämlich bei den Fleischbänken und auf dem San Salvadorplatze, die Fasttage auf dem

Fischmärkte und der Costanilla, jeden Abend beim Flusse und Donnerstags auf dem Markte.

Diesen Unterricht prägten sie sich wohl ein und waren am anderen Morgen bei guter Zeit auf dem San Salvadorplatze. Kaum waren sie hier angelangt, als sie von ihren Kameraden, die an dem Glanze der Körbe und Säckchen sahen, daß sie das erstemal hier waren, umringt wurden. Man tat tausenderlei Fragen an sie, auf die sie lauter kluge und gewandte Antworten erteilten. Indem kamen ein Kandidat und ein Offizier an und, angelockt durch die Sauberkeit der Körbe, rief der erstere Schneidern und der andere Winkel.

»In Gottes Namen«, sagten beide.

»Glück zum Anfang meines Gewerbes,« sagte Winkel, »Eure Gnaden geben mir das Handgeld.«

»Das wird nicht schlecht ausfallen,« sagte der Offizier, »denn ich komme vom Gewinnen und bin verliebt und will heute einigen Freundinnen meiner Geliebten einen Schmaus geben.«

»Ladet mir nur auf nach Eurem Belieben,« sagte Winkel, »denn ich habe Mut und Kraft, den ganzen Markt abzuräumen, und wenn meine Hilfe bei der Zurichtung nötig wäre, so ständ' ich gern zu Diensten.«

Dem Offizier gefiel die Laune des Burschen und er sagte zu ihm, wenn er Lust hätte, in Dienste zu treten, so wolle er ihn von diesem niederen Geschäfte erlösen.

Winkel versetzte darauf, weil es der erste Tag sei, an dem er's treibe, so wolle er's nicht so schnell wieder aufgeben, sondern es wenigstens erst von seiner guten und bösen Seite kennenlernen. Doch wenn es ihm nicht gefalle, so gebe er ihm sein Wort, eher bei ihm als bei einem Domherren zu dienen.

Der Offizier lachte, belud ihn tüchtig und zeigte ihm das Haus seiner Dame, damit er es künftig ohne ihn finden könnte. Winkel versprach, ehrlich und gut sich aufzuführen, empfing vom Offizier drei Viertelrealen und war in einem Nu wieder auf dem Markte, um keine Gelegenheit zu versäumen; denn auch darauf hatte sie der Asturier aufmerksam gemacht und ihnen zugleich gesagt, wenn sie kleine Fische als Gründlinge, Sardellen oder Schollen zu tragen hätten, so könnten sie immerhin einige nehmen, doch müsse das mit aller Klugheit und Vorsicht geschehen, um nicht das Zutrauen zu verscherzen, worauf es bei ihrem Geschäfte vorzüglich ankomme.

So schnell auch Winkel zurückkehrte, so fand er doch bereits Schneidern auf seinem vorigen Posten. Er kam auf Winkel zu und fragte, wie es ihm gegangen sei. Winkel öffnete die Hand und zeigte ihm die drei Viertelrealen. Schneider griff in den Busen und zog ein Geldbörschen hervor, das vor Zeiten goldgelb gewesen zu sein schien und ziemlich angefüllt war. »Damit«, sprach er, »und mit zwei Viertelrealen obendrein hat mich Seine Würden der Student abgesoldet. Nehmt die Börse an Euch, Winkel, man weiß nicht, was sich zutragen kann.«

Kaum hatte er ihm das Beutelchen heimlich zugesteckt, als der Student schwitzend und in Todesängsten zurückgelaufen kam und Schneidern, wie er seiner ansichtig ward, fragte, ob ihm etwa eine Börse mit den und den Kennzeichen zu Gesicht gekommen sei, die er vermisse mit fünfzehn Stück Goldgulden, drei halben Gulden und ebensoviel Maravedis in Quartos und Oktaven. Er möge ihm doch sagen, ob sie ihm sei entwendet worden, wie er mit ihm beim Einkaufe herumgegangen sei. Mit der größten Verstellung und ohne im geringsten verlegen auszusehen oder nur die Miene zu verziehen, versetzte Schneider: »Was ich Euch über diese Börse sagen kann, ist, daß sie nicht verloren sein kann, wofern Ihr sie nicht schlecht verwahrt habt.«

»Das ist es eben, Gott verzeih' mir meine Sünden,« versetzte der Student, »ich muß sie schlecht

aufgehoben haben, weil man sie mir gestohlen hat.«

»Eben das sag' ich auch,« versetzte Schneider; »doch für alles gibt es ja Mittel, den Tod ausgenommen, und das erste und vorzüglichste, das ich Eurer Würden empfehlen kann, ist, Geduld zu haben: denn Gott hat uns arm geschaffen und ein Tag kommt nach dem anderen; einmal gibt, das andere Mal nimmt man. Vielleicht bereut es derjenige mit der Zeit, der Euch die Börse genommen hat, und gibt sie Euch gefüllter zurück.«

»Die Zugabe wollt' ich ihm gern erlassen«, versetzte der Student.

»Überdem«, fuhr Schneider fort, »gibt es ja Bannbullen, Bannflüche und unverdrossene Betriebsamkeit, die die Mutter des Glücks ist. Doch ich möchte wahrlich nicht die Börse genommen haben; denn wenn Ew. Würden Priester ist, so dächt' ich eine große Blutschande oder Kirchenraub begangen zu haben.«

»Wie sollt' es nicht Kirchenraub sein?« sagte der traurige Student; »denn ob ich gleich nicht Priester bin, sondern Küster bei einem Nonnenkloster, so gehörte doch das Geld in der Börse zu dem Tertial einer Pfarre und ich hatte es für einen Priester, der mein Freund ist, eingenommen; es ist sonach heiliges und geweihtes Geld.«

»Nun, der Dieb esse aus, was er eingebrockt hat,« sagte Winkel jetzt, »ich mag nicht mit ihm teilen. Es kommt ein Tag des Gerichtes, wo alles vergolten wird und dann wird man sehen, wer der Galgenstrick und Wagehals gewesen ist, der sich unterstanden hat, das Tertial einer Pfarre anzugreifen, zu bestehlen und zu verkümmern. Aber sagt mir doch, wenn ich Euch bitten darf, was trägt denn die Pfarre jährlich ein, Herr Küster?«

»Den Teufel trägt sie ein,« sagte der Küster ganz entrüstet; »hab' ich jetzt Zeit, Euch auf solche Fragen zu antworten? Sagt mir, Freund, ob Ihr etwas von der Börse wißt, sonst gehabt Euch wohl, denn ich will sie ausrufen lassen.«

»Das Mittel scheint mir nicht übel zu sein«, sagte Schneider. »Doch habt wohl acht, daß Ihr die Kennzeichen der Börse nicht vergeßt noch das Geld, das drinnen war; denn wenn Ihr Euch nur um einen Heller irrt, so bekommt Ihr sie Euer Lebtag nicht wieder zu Gesichte, das sag' ich Euch voraus.«

»Das ist nicht zu besorgen,« versetzte der Küster, »denn ich habe es besser im Gedächtnisse als das Läuten der Glocken und werde mich nicht um einen Heller irren.«

Indem zog er ein mit Spitzen besetztes Schnupftuch aus der Tasche, um sich den Schweiß abzuwischen, der ihm vom Gesicht herabfloß wie aus einem Destillierkolben. Kaum hatte es Schneider gesehen, als er es für sich ausersah, und wie der Küster fort war, ihm nachging und ihn auf den Stufen einholte. Hier rief er ihn beiseite und schwatzte ihm soviel albernes Zeug vor über die Entwendung und Wiedererlangung seiner Börse, indem er ihm allerhand Hoffnungen machte, ohne eine einzige Rede zu Ende zu bringen, daß der arme Küster ihm ganz verwirrt zuhörte und sich manches zwei- oder dreimal wiederholen ließ, weil er nicht wußte, was er hatte sagen wollen. Schneider sah ihm aufmerksam ins Gesicht und verwandte kein Auge von den seinen. Der Kirchner starrte ihn ebenso an, schien ihm jedes Wort am Munde absehen zu wollen. Dieses Hinstarren gab Schneidern Gelegenheit, seinen Streich auszuführen und unvermerkt zog er ihm das Tuch aus der Tasche und sagte noch beim Abschiede zu ihm, er möge nicht versäumen, ihn abends hier wieder zu treffen, denn er habe einen diebischen Jungen von seinem Gewerbe und seiner Größe als Dieb der Börse auf dem Korne und er mache sich anheischig, es über kurz oder lang auszumitteln.

Damit tröstete sich der Küster etwas und nahm von Schneidern Abschied, der zu Winkeln ging, welcher nicht weit davon alles mit angesehen hatte. Etwas entfernter stand ein anderer Marktjunge, der ebenfalls alles gesehen hatte, was vorgefallen war und wie Schneider Winkeln das Schnupftuch gab. Dieser trat zu ihnen und fragte sie: »Sagt mir, meine schönen Herren, *geht ihr ins Dorf* [Fußnote: Ein Ausdruck der Gaunersprache, soviel als: Stehlt ihr aus der Tasche?] oder nicht?«

»Das verstehen wir nicht, mein schöner Herr«, versetzte Winkel.

»So, *ihr verkneißt's nicht* [Ihr versteht's nicht], meine Herren *Jammakener* [Spitzbuben] ?« fragte der andere wieder.

»Wir sind weder aus Theben, noch aus Jamaica,« entgegnete Schneider; »will der Herr sonst etwas, so sag' Er's, sonst geh' Er in Gottes Namen.«

»Ihr versteht's nicht?« versetzte der Bursche, »nun, so will ich's euch erklären und mit einem silbernen Löffel eingeben: ich meine, ob ihr Spitzbuben seid, meine Herren? Doch ich weiß nicht, weshalb ich darnach frage, da mir ja bekannt ist, daß ihr's seid. Aber sagt mir doch, warum ihr nicht auf den Packhof des Herrn Einbein gegangen seid?«

»Entrichten denn hierzulande die Spitzbuben auf ihr Gewerbe Zoll, mein schöner Herr?« fragte Winkel.

»Wenn auch das nicht,« gab der andere zur Antwort, »so werden sie doch bei Herrn Einbein eingetragen, denn er ist ihr Vater, Meister und Beschützer. Ich rat' Euch daher, mit mir zu kommen, um ihm eure Aufwartung zu machen, oder sonst untersteht euch nicht, ohne seine Losung zu stehlen, wenn es euch nicht teuer zu stehen kommen soll.«

»Ich dachte,« sagte Schneider, »das Stehlen wäre ein freies Gewerbe, ohne Zins und Zoll, und wenn man zahle, so gescheh' es ein für allemal mit dem Halse oder dem Buckel. Doch da dem so ist und jeder Ort seine Gebräuche hat, so wollen wir uns auch in die hierzulande üblichen fügen; denn da wir an dem vornehmsten Orte in der Welt sind, so werden hier wohl auch die zweckmäßigsten Gebräuche sein. Ihr könnt uns daher zu dem Kavalier führen, von dem Ihr sprecht; denn nach dem, was ich eben von ihm gehört habe, vermut' ich, daß er sehr geschickt, ausgezeichnet und wohlbewandert in dem Fache ist.«

»Jawohl ist er sehr geschickt, erfahren und tüchtig,« versetzte der andere, »so daß in den vier Jahren, wo er unser Vater und Oberhaupt ist, bloß vier an den Wispel [Galgen] gekommen sind, ungefähr dreißig *Speck und Blaukohl bekommen* [den *Staupbesen bekommen*] haben und zweiundsechzig auf die *Floschen* [Schiffe, Galeeren] geschickt worden sind.«

»In Wahrheit, mein Herr,« sagte Winkel, »diese Wörter verstehen wir ebenso wie das Fliegen.«

»Wir wollen uns nur auf den Weg machen,« versetzte der andere, »und unterwegs will ich sie euch schon erklären, nebst einigen anderen, deren Kenntnis euch ebenso unentbehrlich ist als das Brot, das dem Maule geboten wird.« Und so erklärte er ihnen im Laufe des Gesprächs, das nicht kurz war – denn ihr Weg war lang –, diese und noch andere Ausdrücke der Diebessprache, die man gewöhnlich Rotwelsch nennt. Winkel fragte seinen Führer, ob er auch etwa ein Spitzbube sei.

»Ja,« antwortete dieser, »Gott und guten Leuten zu dienen; doch keiner von den ausgelerten, denn ich stehe noch in meinem Lehrjahre.«

»Das ist etwas Neues für mich,« versetzte Schneider, »daß es Spitzbuben in der Welt gibt, Gott

und guten Leuten zu dienen.«

»Herr, ich kümmere mich nicht um Theologie,« entgegnete der andere, »aber so viel weiß ich, daß jeder in seinem Berufe Gott preisen kann, zumal nach der Vorschrift, die Einbein allen seinen Leuten gegeben hat.«

»Ohne Zweifel muß diese gut und heilig sein,« sagte Winkel, »da sie bewirkt, daß die Spitzbuben Gott dienen.«

»Sie ist so heilig und gut,« versetzte der andere, »daß ich nicht weiß, ob es bei unserem Gewerbe eine bessere geben könne. Er hat angeordnet, daß wir von dem Gestohlenen eine Beisteuer oder ein Almosen zum Öl für die Lampe eines hochverehrten Heiligenbildes in dieser Stadt geben, und wir haben fürwahr große Wirkungen von diesem guten Werke verspürt; denn in diesen Tagen erhielt ein *Sußrackeler*, der ein paar *Borkchen* geschuppt hatte, drei Zwicke auf der Inne, und ob er gleich entkräftet war und das viertägige Fieber hatte, so ertrug er sie doch, ohne zu *pfeifen[gestehen]*, als wär' es nichts. Wir Zunftgenossen messen dies seiner Frömmigkeit bei; denn aus eigener Kraft hätte er nicht den ersten Zwick des *Talgers* aushalten können. Und weil ihr einige Ausdrücke, die ich gebraucht habe, werdet erklärt haben wollen, so will ich mein Gewissen verwahren und sie erklären, eh' ihr mich darum befragt. Wißt denn, *Sußrackeler* bedeutet einen *Pferdedieb*, *Inne* die Folter, *Borkchen*, mit Ehren zu melden, Eselchen; der erste Zwick des *Talgers* ist der Daumenstock. Wir tun noch mehr: denn wir beten unseren Rosenkranz jeden Tag in der Woche, und viele von unseren Leuten stehlen Freitags nicht und gehen Sonnabends mit keinem Weibsbilde um, das Maria heißt.«

»Das alles scheint mir sehr angemessen zu sein,« sagte Schneider; »doch sagt mir, gibt es außerdem bei Euch noch Heiligenabgaben und Bußen?«

»Von andern Abgaben kann nicht die Rede sein,« versetzte der andere, »denn das ist eine Unmöglichkeit wegen der vielen Teile, in die das Gestohlene geht, da jeder von den Dienern und Gesellen den seinigen bekommt; folglich kann der erste Dieb nichts mehr abgeben. Außerdem macht es uns auch niemand zur Pflicht, da wir nie beichten, und wenn man Bannbriefe gegen uns ausfertigt, so kommen sie nie zu unserer Kenntnis, weil wir nie in die Kirche gehen, wann sie verlesen werden, außer an Jubelfesten, wo wir uns bei dem großen Zusammenflusse von Menschen einen Vorteil machen können.«

»Und schon um deswillen haltet Ihr Herren Euren Lebenswandel für fromm und gut?« sagte Schneider.

»Nun, was ist denn daran auszusetzen?« versetzte der andere. »Ist es nicht weit schlimmer, ein Ketzer oder ein Renegat zu sein, Vater und Mutter ums Leben zu bringen oder ein Solomit zu sein?«

»Sodomit wollt Ihr sagen«, sprach Winkel.

»Ja, das mein' ich«, entgegnete der andere.

»Das alles ist schlimm,« versetzte Schneider; »doch da das Schicksal gewollt hat, daß wir in diese Bruderschaft treten, so schreitet rasch vorwärts, denn ich sterbe vor Verlangen, mit dem Herrn Einbein zusammenzukommen, von dem ich soviel Vorteilhaftes gehört habe.«

»Euer Wunsch wird gleich erfüllt werden,« sagte der andere, »denn man sieht schon von hier aus seine Wohnung; wartet einstweilen vor der Tür, bis ich hineingehe und sehe, ob er geschäftslos ist: denn das sind die Stunden, wo er Audienz zu geben pflegt.«



»Gut«, versetzte Winkel und ihr Führer, der etwas vorausgegangen war, ging in ein Haus von schlechtem Aussehen, während die beiden anderen vor der Tür warteten. Er kam gleich wieder heraus und ließ sie eintreten und in einer kleinen, mit Backsteinen ausgelegten Halle warten, die so sauber gehalten waren, daß sie wie der feinste Karmin aussahen. Auf der einen Seite stand eine Bank mit drei Füßen und auf der anderen ein Krug ohne Schneppe mit einem ebenso schadhafte Kännchen. Außerdem lag noch eine Binsenmatte da, und in der Mitte stand ein Blumenasch.

Die beiden Burschen betrachteten aufmerksam den Hausrat, eh' Herr Einbein herabkam, und weil er länger ausblieb, so hatte Winkel die Dreistigkeit, in eins von den beiden kleinen und niedrigen Zimmern zu gehen, die sich im Erdgeschoß befanden. Hier sah er ein Paar Fechtdegen und Tartschen von Kork, die an vier Nägeln hingen, ferner einen großen Kasten ohne Deckel und drei andere Binsenmatten auf den Erdboden ausgebreitet. An die Wand der Tür gegenüber war ein schlechtes Marienbild geklebt und weiter unten hing ein Körbchen und ein in die Wand eingefügtes weißes Becken, woraus Winkel schloß, daß jenes die Almosenbüchse und dieses den Weihkessel vorstellen sollte, und so verhielt sich's auch.

Unterdessen kamen zwei junge Leute herein, ungefähr zwanzig Jahre alt und als Studenten gekleidet, und nicht lange nachher zwei Marktjungen und ein Blinder, die alle, ohne ein Wort zu reden, in der Halle auf- und abgingen. Es dauerte nicht lange, so kamen ein Paar Greise in Friesröcken und mit Brillen auf der Nase, wodurch sie ein ernstes, ehrwürdiges Ansehen bekamen. Jeder von ihnen hatte einen Rosenkranz mit klingenden Kügelchen in der Hand. Nach ihnen kam ein altes Weib mit langen Rockschoßen, die, ohne etwas zuzusagen, in das Zimmer ging, sehr andächtig Weihwasser nahm und vor dem Bilde niederkniete. Erst nach einer guten Weile, nachdem sie zuvor dreimal den Erdboden geküßt und ebenso vielmal Augen und Arme gen Himmel gerichtet hatte, stand sie wieder auf, warf ihr Almosen in den Korb und begab sich zu den übrigen in die Halle.

Mit einem Worte, hier versammelten sich in kurzer Zeit gegen vierzehn Personen von allerlei Tracht und Hantierung. Zuletzt kamen auch ein paar muntere geputzte Burschen mit großen Knebelbärten, breiten Hüten, Walloner Halskragen, farbigen Strümpfen und Kniegürteln mit großen Schleifen. Sie hatten ungewöhnlich lange Degen, statt der Dolche Pistolen, und ihre Tartschen hingen an den Gürteln. Beim Hereintreten warfen sie einen befremdeten Blick auf Winkel und Schneider und fragten sie, ob sie zur Bruderschaft gehörten.

»Ja, zu dienen, meine Herren«, versetzte Winkel.

Jetzt war der Augenblick da, wo Herr Einbein herabkam, ebenso sehnlich erwartet als gern gesehen von der ganzen ehrenwerten Gesellschaft. Er schien ein Fünf- bis Sechsendvierziger zu sein, war von hohem Wuchse, braun von Gesichtsfarbe, mit zusammenlaufenden Augenbrauen, einem starken, schwarzen Barte und tiefliegenden Augen. Er ging im Hemde und zeigte durch den vorderen Schlitz einen Wald, so stark war seine Brust mit Haaren bewachsen. Ein Friesmantel ging ihm fast bis auf die Füße, an welchen er ausgetretene Schuhe trug. Seine Schenkel bedeckten weite, leinene Pumphosen, die bis an die Knöchel reichten. Sein Hut war glockenförmig und mit breiten Krempe. Über Schultern und Brust hing ihm ein Wehrgehänge mit einem kurzen, breiten Säbel. Seine Hände waren kurz und haarig, die Finger dick und die Nägel in das Fleisch gewachsen. Seine Schenkel sah man nicht, aber die Füße waren ungeheuer breit und schwielig. Kurz, er stellte den plumpesten und mißgestalteten Kerl von der Welt dar.

Mit ihm kam der Führer der beiden Kameraden herunter, der sie jetzt bei der Hand nahm und dem Einbein vorstellte. »Das sind die beiden wackeren Burschen,« sagte er, »Herr Einbein, von

denen ich Euch erzählt habe. *Vexaminiert* sie und Ihr sollt sehen, daß sie verdienen, in unseren Bund aufgenommen zu werden.«

»Das will ich sehr gern tun«, versetzte Einbein.

Ich habe vergessen zu erwähnen, daß, wie Einbein herunterkam, augenblicklich alle, die auf ihn gewartet hatten, ihm eine tiefe Verbeugung machten, bis auf die beiden Haudegen, die kaum an den Hut griffen und dann sogleich wieder auf- und abgingen.

Einbein schritt in der Halle umher und fragte jetzt die beiden Ankömmlinge nach ihrer Hantierung, ihren Eltern und ihrer Heimat.

»Unsere Hantierung«, versetzte Winkel, »ist schon ausgesprochen, da wir vor Euch erscheinen; auf den Namen unserer Heimat und Eltern kommt, dünkt mich, nicht viel an, da wir nicht in einen ehrenvollen Orden treten wollen, der diese Nachforschung erforderte.«

»Du hast recht, mein Sohn«, versetzte Einbein, »und es ist sehr ratsam, dergleichen Dinge zu verschweigen; denn wenn es nicht geht wie es soll, so ist es nicht gut, wenn unter dem Siegel des Notars oder im Fremdenbuche steht: N. N. der Sohn des und des, da und da zu Hause, ist den und den Tag gehangen oder gestäubt oder dergleichen mehr; wenigstens feine Ohren beleidigt es. Ich wiederhol's darum, es ist eine nützliche Vorsicht, Heimat und Eltern geheim zu halten und seinen Namen zu vertauschen. Ob nun gleich unter uns nichts zu verheimlichen ist, so will ich doch für jetzt bloß Eure Namen wissen.«

Winkel sagte ihm den seinigen und Schneider auch.

»Nun so verlang' ich«, versetzte Einbein, »und es ist mein Wille, daß du, Winkel, dich künftig Winkler und du, Schneider, dich Schneidler nennst; denn diese Namen sind für euer Alter und unsere Verfassung wie gemacht. Zufolge derselben müssen wir auch die Namen von den Eltern unserer Mitbrüder wissen, weil es bei uns Brauch ist, jährlich gewisse Seelenmessen für unsere verstorbenen Wohltäter lesen zu lassen, wozu wir ein Stipendium von einem Teile des *Geschuppten*[*Gestohlenen*] erheben, um dem, der sie liest, ein Almosen zu reichen. Diese Messen sollen, wenn sie gehörig gelesen und bezahlt werden, solchen Seelen zur besonderen *Rekondemnation* gereichen.

Zu unseren Wohltätern gehört der Anwalt, der uns verteidigt; der *Wetsch*[*Häscher*], der uns Nachricht gibt; der Henker, der Mitleid mit uns hat; ferner derjenige, welcher, wenn einer von uns auf der Straße ausreißt und die Leute hinterher rufen: ›Ein Spitzbube! Halt't auf! Halt't auf!‹ sich ins Mittel schlägt, dem Strome der Verfolger in den Weg tritt und zu ihnen sagt: ›Laßt den armen Teufel: er ist unglücklich genug; sein Gewissen strafe ihn.‹ Unsere Wohltäterinnen sind auch die hilfreichen Frauen, die uns in dem *Kettchen*[*Kerker*] wie vor dem *Mischbet*[*Gericht*] mit ihrem sauer verdienten Schweiß unterstützen; desgleichen die Eltern, die uns auf die Welt gesetzt haben; ferner der Notarius, der es gut mit uns meint, so daß kein Frevel für ein Verbrechen gilt und kein Verbrechen schwer bestraft wird. Für alle diese, die ich genannt habe, hält unsere Brüderschaft jährlich ihr Adversarium mit möglichstem Popp und Solität.«

»Gewiß,« sagte Winkler, dem dieser Name bereits beigelegt war, »das ist ein Werk, würdig des hohen und tiefsinnigen Geistes, der uns an Euch gerühmt worden ist, Herr Einbein. Doch unsere Eltern sind noch am Leben, und sollten sie vor uns sterben, so wollen wir dieser glücklichen und angesehenen Brüderschaft sogleich Nachricht davon geben, damit für ihre Seelen diese Rekondemnation oder dieses Adversarium, wovon Ihr gesprochen habt, mit der gewöhnlichen Solennität und Pomp begangen werde; wenn es nicht besser mit Solität und Popp geschieht, wie

Ihr so richtig Euch ausgedrückt habt.«

»Das soll geschehen oder ich will kein ganzes Glied behalten«, sagte Einbein und rief ihren Führer zu sich. »He, Kuppelmann,« sprach er zu ihm, »sind die Wachen ausgestellt?«

»Ja,« versetzte der Führer, »drei Wachen stehen auf der Lauer, und wir haben keinen Überfall zu besorgen.«

»Um nun wieder auf unsere Sache zukommen,« sprach Einbein, »so möcht' ich doch wissen, was ihr versteht, meine Söhne, um euch ein Geschäft und einen Wirkungskreis anweisen zu können, wie er eurer Neigung und Geschicklichkeit angemessen wäre.«

»Ich bin kein ganz schlechter *Freischupper*[*falscher Spieler*] und *Fallenmacher*[*einer der zum falschen Spiel anlockt*]; die *Briefe*[*Karten*] kenn' ich von weitem. Ich kann die *Johnen* mischen und abheben, die *Volte* schlagen, den *Rummel* erstehen, und den geschicktesten *Ratscher*[*Kartenspieler*] anführen, er mag sich vorsehen, wie er will.«

»Das ist ein Anfang,« sagte Einbein; »doch das sind alles so alte und verbrauchte Künste, daß sie jeder Anfänger versteht und daß sie nur bei solchen *Schoden*[*einfältigen Menschen*] anwendbar sind, die sich am hellen lichten Tage über den Löffel barbieren lassen. Doch die Zeit wird hingehen und wir wollen uns dann wieder sprechen; denn wenn auf diese Grundlage ein halbes Dutzend Lehrstunden gesetzt werden, so hoffe ich zu Gott, Ihr sollt ein berühmter *Gleicher*[*Gesell*], wo nicht gar *Erlat*[*Meister*] werden.«

»Alles Euch und den Herren Mitbrüdern zu dienen«, versetzte Winkler.

»Und du, Schneider, was verstehst du denn?« fragte Einbein.

»Ich verstehe mit der *Schere* [Fußnote: In der Gaunersprache bedeutet Schere zwei zusammengespietzte Finger, um etwas gewandt hinweg zu nehmen] umzugehen oder die Kunst, die man *Zwei hinein und Fünf heraus* nennt, und weiß jede Tasche sehr genau und behend zu untersuchen.«

»Verstehst du sonst noch etwas?« fragte Einbein.

»Nein, Gott verzeih' mir meine Sünden«, erwiderte Schneider.

»Mach' dir darüber keinen Kummer, mein Sohn,« versetzte Einbein, »denn du bist in einen Hafen und in eine Schule gekommen, wo du nicht bloß vor dem Versinken gesichert bist, sondern auch in allem, was dir von Nutzen sein kann, die besten Fortschritte machen wirst. Aber was den Mut betrifft, wie steht's da mit euch, meine Söhne?«

»Wie soll's da anders als sehr gut stehen?« versetzte Winkler. »Wir haben Mut, alles zu wagen, was in unser Fach und Gewerbe schlägt.«

»Das ist wohl gut,« sagte Einbein; »aber ich wollte, ihr hättet auch Mut, ein halbes Dutzend Zwicke auf der Inne auszuhalten, ohne die Lippen aufzutun oder das Maul zu verziehen.«

»Wir wissen schon, Herr Einbein,« sagte Schneider, »was *Inne* sagen will und wir haben zu allem Herz; denn wir sind nicht so unerfahren, daß wir nicht wissen sollten, daß die Gurgel bezahlt, was die Zunge schwatzt, und der Himmel erzeigt dem Waghals – um ihm keinen anderen Namen zu geben – eine große Gnade, daß er Leben und Tod auf seine Zunge legt; gleich als hätte ein Nein mehr Silben denn ein Ja.«

»Halt!« rief jetzt Einbein; »mehr braucht's nicht. Ich erkläre, daß dies eine Wort mich überführt, verpflichtet, überzeugt und zwingt, euch unter die *Gleicher* aufzunehmen und das Lehrjahr

nachzulassen.«

»Ich bin derselben Meinung«, erklärte einer von den beiden Haudegen, und alle Anwesenden, die das Gespräch mit angehört hatten, pflichteten ihm bei und baten Einbein, sie sogleich in den Genuß aller Gerechtsame ihrer Verbrüderung zu setzen, weil ihr einnehmendes Äußere und ihre Reden es alles verdienten.

Einbein antwortete, um dem allgemeinen Wunsche nachzukommen, räume er beiden von Stund' an die Gerechtsame ein. Er machte Winklern und Schneidlern zugleich darauf aufmerksam, wie hoch sie diese Begünstigung anzuschlagen hätten; denn sie brauchten nicht die Hälfte von ihrem Anteile an dem ersten Diebstahle zu entrichten, den sie ausführten, noch sich ein Jahr lang den niederen Diensten zu unterziehen, nämlich den Gesellen im Gefängnisse oder in ihrem Hause Botschaft zu bringen. Sie dürften *kauschern Judel basen*[unvermischten Wein trinken] und wann, wie und wo sie wollten, eine Schmauserei anstellen, ohne von ihrem Obern Erlaubnis einzuholen; ebenso erhielten sie gleich von jetzt an wie jeder ältere Bruder ihren Anteil an der Beute, vieles andere nicht zu erwähnen, was sie alles als eine außerordentliche Begünstigung aufnahmen und wozu die anderen ihre Zustimmung in sehr verbindlichen Ausdrücken erteilten.

Indem kam ein Knabe ganz atemlos hereingestürzt und meldete, der Häscher komme gerade auf das Haus zu, doch führe er keine Iltisse[Schaarwächter] bei sich.

»Niemand gerate darüber in Bestürzung«, sagte Einbein, »denn er ist unser Freund und kommt nie zu unserem Schaden. Bleibt ruhig sitzen; ich will hinausgehen und mit ihm sprechen.«

Alle erholten sich wieder von ihrer Bestürzung, und Einbein ging vor die Türe, wo er den Häscher fand und eine Weile mit ihm sprach. Dann ging er wieder hinein und fragte: »Wer hat heute den San Salvadorplatz gehabt?«

»Ich«, versetzte Kuppelmann.

»Warum ist denn noch kein gelbes Börschen zum Vorschein gekommen«, sagte Einbein, »das heute Morgen in diesem Bezirke mit fünfzehn Goldgulden, zwei halben Gulden und ich weiß nicht wieviel Quartos weggekommen ist?«

»Es ist wahr«, sagte Kuppelmann, »diese Börse wurde heute vermißt; doch ich habe sie nicht genommen, noch kann ich mir vorstellen, wer es getan haben soll.«

»Ich lasse mir kein Blendwerk vormachen«, versetzte Einbein, »die Börse muß zum Vorschein kommen, denn der Häscher verlangt sie, unser Freund, der uns das Jahr über tausend Gefälligkeiten erzeigt.«

Der Bursche schwur von neuem, er wisse nichts darum und Einbein geriet dergestalt in Zorn, daß seine Augen Feuerflammen zu sprühen schienen. »Niemand«, rief er, »treibe Possen mit dem geringsten unserer Gesetze oder es soll ihm das Leben kosten. Das *Fuchsnetz*[Der Geldbeutel] muß heraus, und wenn es jemand verheimlicht, um nicht die Gebühren zu zahlen, so will ich ihm seinen Anteil unverkürzt geben und das übrige aus meinen Mitteln dazutun, denn der Häscher muß durchaus befriedigt werden.«

Kuppelmann begann abermals zu schwören und sich zu verfluchen und sagte, er habe die Börse weder genommen noch mit Augen gesehen. Hierdurch geriet Einbein noch mehr in Wut und die ganze Bande in Aufruhr, wie sie sahen, daß ihre Statuten und schönen Gesetze gebrochen wurden.

Wie Winkler diesen großen Lärm und Zwiespalt bemerkte, hielt er's für ratsam, ihn beizulegen

und seinem Obern, der vor Wut bersten wollte, sich gefällig zu zeigen. Er beriet sich darum mit seinem Freunde Schneider und nach gemeinschaftlichem Beschlusse zog er die Börse des Küsters hervor und sagte: »Aller Streit hab' ein Ende, meine Herren, hier ist die Börse mit dem Inhalte, den der Häscher angegeben hat. Mein Kamerad Schneider hat sie heute erwischt und ihrem Herrn noch obendrein ein Schnupftuch abgenommen.«

Schneider zog das Tuch hervor und zeigte es.

»Schneider der Gute,« sprach Einbein, – »denn diesen Beinamen soll er in Zukunft führen – behält das Tuch, und für diesen Dienst bleib' ich sein Schuldner. Die Börse soll der Häscher bekommen, denn sie gehört einem Küster, der mit ihm verwandt ist, und man muß das Sprichwort befolgen: Wer dir ein ganzes Huhn gibt, dem gib ein Beinchen davon. Dieser gute Häscher übersieht in einem Tage mehr als wir ihm in hundert anderen vergelten können.«

Alle gaben einstimmig dem Edelmute der beiden neuen Kameraden und dem Ausspruche ihres Oberhauptes ihren Beifall und dieser ging hinaus, dem Häscher die Börse zuzustellen. Schneider behielt den Beinamen des Guten, wie Don Alonso Perez de Guzman der Gute, der das Messer über die Mauern von Tarifa warf, um seinem Sohne damit den Hals abzuschneiden.

Wie Einbein zurückkam, traten ein Paar Dirnen mit ihm herein, mit gefärbten Gesichtern, Lippen voll Schminke und Busen voll Bleiweiß, in Mäntelchen von Sarsche, voll Frechheit und Schamlosigkeit, woraus Winkler und Schneider abnahmen, daß es Buhlschwestern sein müßten, und sie irrten sich nicht. Wie sie eingetreten waren, eilten sie mit offenen Armen, die eine auf Chiquiznaque, die andere auf Eisenhand zu: so hießen nämlich die beiden Haudegen, und Eisenhand aus dem Grunde, weil er eine eiserne Hand hatte, statt derjenigen, die ihm von Gerichtswegen abgehauen war. Sie umarmten die Dirnen sehr vergnügt und fragten sie, ob sie nichts bei sich hätten, um den Hauptkanal zu netzen. »Sollte es daran fehlen, mein Fechter?« versetzte die eine, die sich die Gananciosa nannte; »dein *Kniff[Bube]* Silvatillo kann nicht lange mehr mit dem Wäschekorbe ausbleiben, der mit dem angefüllt ist, was uns Gott beschert hat.«

Und so verhielt sich's auch, denn in dem Augenblicke trat ein Knabe mit einem Wäschekorbe herein, über welchen ein Bettuch gebreitet war. Alle freuten sich über Silvatos Ankunft, und augenblicklich befahl Einbein, eine von den Binsenmatten aus dem Zimmer zu holen und sie mitten in der Halle auszubreiten. Ebenso hieß er alle ringsherum darauf Platz nehmen, um bei abgekühltem Zorne allerlei Nötiges zu besprechen.

»Mein Sohn Einbein,« sagte darauf die Alte, die vor dem Bilde gebetet hatte, »ich bin nicht zu Schmausereien aufgelegt, denn ich habe seit ein paar Tagen Schwindel, der mich schier von Sinnen bringt; überdem muß ich noch vormittags meine Andacht verrichten und unserer Frau zu den Gewässern und dem heiligen Kruzifixe des heiligen Augustin meine Kerzchen auf stecken, was ich nicht unterlassen würde, wenn's auch schneite und stürmte. Hergekommen bin ich, weil der Renegat und der Hundertfuß gestern Abend einen Korb mit Wäsche in mein Haus gebracht haben, der etwas größer als dieser hier ist. Weiß Gott, die Wäsche war meiner Seele noch voll Laugenasche, und die armen Schelme müssen keine Zeit gehabt haben, sie abzuspülen. Wie sie kamen, schwitzten sie so starke Tropfen, daß es ein Jammer war, zu sehen, wie sie keuchten und das Wasser ihnen vom Gesichte herunterlief, daß sie wie Engelchen aussahen. Sie sagten mir, sie gingen einem Viehhändler nach, der in der Fleischbank habe Hammel wiegen lassen, um zu sehen, ob sie einer gewaltigen Katze mit Realen zusprechen könnten, die er bei sich führe. Die Wäsche ward von ihnen im Vertrauen auf meine Gewissenhaftigkeit weder ausgepackt noch gezählt, und so gewiß erfülle Gott meine frommen Wünsche und bewahre uns alle vor den

Händen der Obrigkeit, als ich den Korb nicht angerührt habe und er noch so unversehrt dort steht, wie er zur Welt gekommen ist.«

»Das alles glaub' ich, Frau Mutter,« versetzte Einbein, »und der Korb bleibe unausgepackt, denn beim Einbrüche der Nacht will ich hinkommen und nachsehen, was drin ist und jedem ehrlich und gewissenhaft seinen Anteil geben, wie ich gewohnt bin.«

»Wie Ihr befiehlt, mein Sohn,« erwiderte die Alte, »und weil ich bald fort muß, so gebt mir doch, wenn Ihr's habt, ein Schlückchen für meinen schwachen Magen, woran ich beständig leide.«

»Trinkt Ihr wohl so eins, meine Mutter ?« fragte Escalanta – so hieß Gananciosens Gefährtin –, und indem sie den Korb aufdeckte, kam ein Schlauch zum Vorschein mit ungefähr einem halben Eimer Wein und ein Korkbecher, der gut und gern sein Maß halten konnte. Diesen füllte Escalanta und reichte ihn der andächtigen Alten, die ihn mit beiden Händen faßte und nachdem sie den Schaum etwas weggeblasen hatte, sagte: »Du hast viel eingeschenkt, Tochter Escalanta; doch Gott wird mir ja zu allem Kräfte verleihen.« Dann setzte sie ihn an den Mund und leerte ihn in einem Zuge und Atem aus. »Von Guadalcanal ist das Herrlein«, sagte sie beim Absetzen, »und schmeckt unmerklich nach Gips. Gott stärke dich, Tochter, wie du mich gestärkt hast, wenn's mir nur auch bekommt, weil ich noch nüchtern bin.«

»Das wirds, Mutter,« versetzte Einbein, »denn es ist Dreifirner.«

»Das hoff ich zur Jungfrau«, entgegnete die Alte. »Seht doch zu, Mädchen, ob Ihr etwa einen Viertelreal bei Euch habt, um die Kerzchen für meine Andacht zu kaufen; denn in der Eil' und Hast, mit der ich hergelaufen bin, um Euch die Nachricht vom Korbe zu hinterbringen, habe ich meine Geldtasche vergessen.«

»Ich bin damit versehen, Frau Pipota« – so hieß die gute Alte –, versetzte Gananciosa, »hier sind zwei Viertelrealen und für den einen kauft auch eins für mich und steckt's dem Herrn Sankt Michel auf, und könnt Ihr zwei dafür kaufen, so steckt das andere dem Herrn Sankt Blas auf, denn das sind meine Schutzheiligen. Ich wollte, Ihr könntet auch eins der Frau Sankt Lucia aufstecken – denn wegen der Augen verehr' ich auch diese –, doch habe ich kein kleines Geld bei mir; ein andermal will ich mich mit allen abfinden.«

»Daran wirst du sehr wohl tun, meine Tochter; nimm dich vor Knickerei in acht: denn es kommt viel darauf an, die Kerzen vor sich herzutragen, eh' man stirbt und nicht darauf zu warten, daß sie die Erben oder Testamentsvollzieher aufstecken sollen.«

»Mutter Pipota hat recht«, sagte Escalanta, griff in ihren Beutel und gab ihr auch einen Viertelreal mit dem Auftrage, ihr dafür auch zwei Kerzchen für die Heiligen zu kaufen, welche ihr die nützlichsten und erkenntlichsten zu sein schienen. Damit ging Pipota weg und sagte im Fortgehen: »Genießt die Freude, Kinder, jetzt, wo Ihr noch Zeit dazu habt; denn das Alter wird kommen, wo Ihr dann jede Stunde beweinen würdet, die Ihr in der Jugend verloren habt, wie ich sie beweine. Empfiehlt mich Gott in euren Gebeten, wie ich es jetzt für mich und euch tun will, daß er uns auf unseren gefahrvollen Wegen vor den Überfällen der Justiz schütze und bewahre.«

Wie die Alte fort war, setzten sie sich alle um die Binsenmatte herum, und Gananciosa deckte das Bettuch als Tischtuch auf. Das erste, was sie aus dem Korbe herausnahm, war ein großes Bündel Rettiche, gegen zwei Dutzend Pomeranzen und Zitronen und gleich darauf eine große Schüssel mit Stockfisch, in Butter gebraten. Hierauf erschien ein halber holländischer Käse, ein Topf mit herrlichen Oliven, ein Gericht Seekrebs, eine große Menge Flußkrebse mit Kapern und Pfeffer zugerichtet und drei weiße Fladen von Gandul. Der Frühstückenden waren gegen vierzehn und jeder nahm sein Hirtenmesser heraus bis auf Winkler, der seinen Hirschfänger zog. Die beiden

Alten in den Friesröcken und der Führer hatten den Korkbecher umherzureichen.

Doch kaum hatten sie den Pomeranzen zugesprochen, als sie alle durch ein heftiges Klopfen an der Türe aufgeschreckt wurden. Einbein befahl in Ruhe zu bleiben, ging in das niedere Zimmer, nahm eine Tartsche herunter und die Hand an den Degen gelegt, ging er zur Tür und fragte mit hohler, fürchterlicher Stimme: »Wer klopft?«

»Ich bin's,« antwortete eine Stimme von draußen, »sonst niemand. Ich bin Falk, der diesen Morgen die Wache hat und will melden, daß Juliane, die Bauswange, hierher kommt, ganz zerzaust und verweint, und es scheint ihr ein großes Unglück begegnet zu sein.«

Indem kam sie selbst schluchzend an und wie sie Einbein hörte, ließ er sie ein und befahl Falken, wieder auf seinen Posten zu gehen und künftig, was er sehe, mit weniger Lärm und Aufsehen zu hinterbringen, was er versprach. Die Bauswange, eine Dirne von demselben Schlage und Gewerbe wie die beiden anderen, kam herein mit zerzausten Haaren und das Gesicht voller Beulen, und wie sie in die Halle trat, sank sie ohnmächtig zu Boden. Gananciosa und Escalanta eilten ihr zu Hilfe, und wie sie ihre Schnürbrust lösten, fanden sie die ganze Brust schwarz unterlaufen und wie zerwalkt. Man sprengte ihr Wasser ins Gesicht und wie sie wieder zu sich kam, schrie sie: »Gottes und des Königs Strafgericht über diesen spitzbübischen Schinder, diesen feigen Hundsfott, diesen lausigen Schurken, den ich mehrmal vom Galgen befreit habe als er Haare im Barte hat! Ich Unglückliche! Seht, wem ich meine Jugend und die Blüte meiner Jahre aufgeopfert habe: einem grausamen, verruchten und verstockten Taugenichts.«

»Gib dich zufrieden, Bauswange,« sprach Einbein »denn ich bin hier, um dir Recht zu schaffen. Erzähl' uns dein Leid, denn du sollst länger zubringen, es zu erzählen, als ich dich zu rächen. Sag' mir, hast du etwas mit deinem Ehrenverfechter vorgehabt? Wenn's das ist und du verlangst Rache, so brauchst du's nur zu lallen.«

»Was für'n Ehrenverfechter?« versetzte Juliane, »eher soll der Teufel meine Ehre verfechten, als dieser Löwe unter den Schafen und dieses Lamm unter den Männern. Mit dem sollt' ich wieder an einem Tische essen, ein Lager teilen? Eher sollen mir Wölfe das Fleisch fressen, das er mir so übel zugerichtet hat, wie ihr jetzt sehen sollt.«

Zugleich hob sie ihre Röcke bis ans Knie und noch etwas weiter auf und zeigte ihnen Beine voller Striemen. »So«, fuhr sie fort, »hat mich der undankbare Repolido zugerichtet, der mir mehr verdankt, als der Mutter, die ihn gebar. Und warum meint Ihr wohl, daß er's getan hat? Gelt, ich hab' ihm dazu Anlaß gegeben? Nein, gewiß nicht. Weiter nichts ist dran schuld, als daß er gespielt und verloren hat und durch seinen Kniff Bockart dreißig Realen mir abfordern läßt; ich schick' ihm nicht mehr als vierundzwanzig, meinen sauer und mühselig erworbenen Schweiß, den mir der Himmel bei meiner Sündenschuld zugute rechnen mag. Zum Lohn für meine Güte und Unterstützung nimmt er mich, in der Meinung, ich hätte mir von dem, was ich nach seiner Rechnung haben konnte, einen Schwänzelpfennig gemacht, diesen Morgen mit sich aufs Feld, hinter den Königsgarten, zieht mich nackend aus und gibt mir mit seinem Gürtel, ohne auch nur das Eisenwerk daran loszumachen – wenn ich's doch einmal als Schellen an seinen Händen und Füßen sehen sollte – solche Prügel, daß er mich für tot liegen läßt; von dieser wahren Geschichte legen diese Striemen hinlänglich Zeugnis ab, die ihr seht.«

Hier schrie sie abermals Zeter und verlangte Genugtuung, die ihr auch von Einbein und allen anwesenden Haudegen zugesagt ward. Gananciosa faßte sie bei der Hand, ihr Trost einzusprechen und sagte, sie gäbe sehr gern eins von ihren liebsten Kleinodien hin, wenn sie mit ihrem Geliebten denselben Auftritt hätte haben sollen. »Denn du mußt wissen, Schwester Bauswange, wenn du's noch nicht weißt, was sich liebt, das schlägt sich, und wenn uns diese

Taugenichtse zerbläuen, zerwalken und Fußtritte geben, so beten sie uns an. Oder sag' mir 'nmal aufrichtig, wie dich Repolido geschlagen und abgeprügelt hatte, erwies er dir dann nicht irgendeine Liebkosung?«

»Eine?« versetzte sie schluchzend, »hunderttausend erwies er mir und er hätte 'nen Finger von der Hand hingegeben, wenn ich mit ihm nach seinem Quartiere gegangen wäre; ja, es kam mir vor, als träten ihm die Tränen in die Augen, wie er mich zerwalkt hatte.«

»Daran ist nicht zu zweifeln,« versetzte Gananciosa, »und er würde weinen vor Schmerz, wenn er sehen sollte, wie er dich zugerichtet hat. Denn solche Mannsleute haben in solchen Fällen sich nicht so bald an uns vergangen, als auch die Reue eintritt, und du sollst sehen, Schwester, ob er nicht noch, eh' wir weggehen, herkommt, dich aufzusuchen und dir alles Vorgefallene abzubitten und so geschmeidig gegen dich ist, wie ein Lamm.«

»Wahrlich,« versetzte Einbein, »der feige Schurke soll mir nicht hier über die Schwelle kommen, bevor er nicht für das begangene Verbrechen volle Buße tut. Was? Er konnte sich unterstehen, Hand an das Gesicht und den Leib der Bauswange zu legen, die doch ebenso schmuck und betriebsam ist wie Gananciosa selbst hier vor uns, was doch alles sagen will.«

»Ach, Herr Einbein,« sagte Juliane, »sprecht doch nichts Schlechtes auf diesen schlechten Kerl: denn so schlecht er ist, so hab' ich ihn doch lieber als mein eigenes Herz, und was meine Freundin Gananciosa zu seiner Entschuldigung vorgebracht hat, das kehrt mir das Herz im Leibe um und ich bin wirklich nahe dran, selbst zu gehen und ihn aufzusuchen.«

»Das tu' ja nicht, wenn ich dir raten soll,« versetzte Gananciosa, »denn er wird sich breitmachen und aufblähen und mit dir wie mit einem Kreisel spielen. Sei nur ruhig, Schwester, denn du sollst ihn bald so reuig ankommen sehen, wie ich gesagt habe, und wenn er nicht kommt, so wollen wir ihm einen Zettel in Versen schreiben, der ihm zu Herzen gehen soll.«

»Ja, das wollen wir,« sagte die Bauswange, »denn ich habe ihm tausenderlei Dinge zu schreiben.«

»Ich will der Sekretär sein, wenn's nottut,« sagte Einbein, »ich bin zwar kein Dichter, doch wenn sich einer nur dran macht, so kann er ein paar tausend Verse machen, ohne sich umzusehen. Und wenn sie nicht ausfallen wie sie sollen, so hab' ich einen Barbier zum Freunde, einen tüchtigen Vermacher, der uns zu jeder Stunde damit versorgen kann. Doch für jetzt wollen wir das angefangene Frühstück beseitigen, alles andere wird sich nachher schon finden.«

Juliane fügte sich gern dem Willen ihres Obern, und alle kehrten zu ihrem Gelage zurück, und in kurzer Zeit kam man dem Korbe und dem Schlauche auf den Grund. Die Alten zechten *sine fine*, die Jungen wacker und die Frauen nicht minder. Die Alten baten um Erlaubnis zu gehen, die ihnen Einbein sogleich erteilte und ihnen einschärfte, genau alles zu hinterbringen, was der Gesellschaft nützlich und dienlich sein könne. Sie versprachen, sich's wohl angelegen sein zu lassen und gingen weg.

Winkler, der von Natur neugierig war, fragte Einbein, nachdem er ihn zuvor um Entschuldigung und Erlaubnis gebeten hatte, was denn ein paar so bejahrte, ehrwürdige und wohlgekleidete Personen der Brüderschaft für Dienste leisteten.

Einbein gab ihm darauf zur Antwort, sie hießen in ihrer Sprache *Weisel* und gingen den Tag über in der Stadt umher, um auszuspähen, in welchem Hause man des Nachts einbrechen könne und um denen nachzugehen, die Geld von der Börse oder aus der Münze brächten, damit sie sähen, wo es hingetragen und niedergelegt würde. Seien sie darüber ins Reine, so untersuchten sie die



Dicke der Mauern und mitteilen die schicklichste Stelle aus, wo man ein *Gugge* (so viel als Loch) zum Einbruch machen könne. Kurz, er sagte, es seien die nützlichsten oder doch ebenso nützliche Leute, als irgendwelche in ihrer Bruderschaft, und sie erhielten von jedem Diebstahle, den sie vermittelten, ihren fünften Teil, wie Ihre Majestät von den Schätzen. Dabei seien es grundehrliche und achtbare Männer von unbescholtenem Rufe und Lebenswandel und so gottesfürchtig und gewissenhaft, daß sie jeden Tag mit der größten Andacht eine Messe hörten. »Manche von ihnen«, fuhr er fort, »sind so bescheiden, und namentlich auch diese beiden, die eben weggegangen sind, daß sie mit weit wenigerem Vorliebe nehmen, als ihnen nach unserer Taxe zukommt. Wir haben noch zwei andere, die Lastträger sind. Da diese jeden Augenblick von einem Hause ins andere kommen, so kennen sie alle Gänge und Schliche zu jedem Hause in der Stadt und wissen, wo etwas zu holen ist oder nicht.«

»Das alles scheint mir ganz vortrefflich,« sagte Winkler, »und ich wünschte einer so ehrenwerten Bruderschaft von einigem Nutzen sein zu können.«

»Der Himmel begünstigt stets fromme Wünsche«, sagte Einbein.

Indem sie so sprachen, klopfte man an die Tür. Einbein ging hinaus, um zu sehen wer es sei, und erhielt auf seine Frage zur Antwort: »Macht auf, Herr Einbein, ich bin Repolido.«

Wie Juliane diese Stimme hörte, erhob sie die ihrige und schrie: »Macht ihm nicht auf, diesem Matrosen von Tarpija, diesem Tiger von Orkanien.«

Einbein ermangelte darum doch nicht, ihm die Tür zu öffnen. Wie das die Bauswange sah, sprang sie auf, lief in das Zimmer, wo die Tartschen hingen, schloß hinter sich zu und schrie: »Schafft mir's aus den Augen, das nichtsnutzige Fratzens Gesicht, den Henker der Unschuld, diesen Schreckvogel der Haustauben.«

Eisenhand und Chiquiznaque hielten Repolido fest, der durchaus zu der Bauswange hinein wollte. Doch da sie ihn nicht hinein ließen, rief er von außen: »Genug nun, meine Erzürnte, um alles in der Welt willen, gib dich zufrieden, so lieb dir's ist, einen Mann zu kriegen.«

»Ich einen Mann kriegen, Boshafter?« versetzte die Bauswange. »Seht, was er für Saiten aufzieht. Du sähst wohl gern, daß ich dich nähme; aber eher ein Totengerippe als dich.«

»Nu, Närrin,« entgegnete Repolido, »wir wollen Feierabend machen, denn es wird spät, und mach' dich nur nicht so patzig, weil du siehst, daß ich so gelind rede und mich so nachgiebig zeige, denn so wahr Gott lebt, wenn mir der Kopf erst heiß wird, so ist der letzte Zorn ärger, als der erste. Gib nach, wir wollen alle nachgeben und dem Teufel keinen Schmaus bereiten.«

»Ich wollt' ihm auch noch ein Abendessen dreingeben,« schrie die Dickwange, »wenn er dich hinschleppte, wo dich meine Augen nie wieder sähen.«

»Sag' ich's Euch nicht?« sprach Repolido. »Ich merke wohl, Fräulein Gelbschnabel, ich muß das Oberste zu unterst kehren, mag's auch ablaufen wie es will.«

»In meiner Gegenwart darf kein Krakeel angefangen werden«, sagte Einbein. »Die Bauswange soll herauskommen, aber nicht durch Drohungen bewogen, sondern mir zuliebe und alles wird gut gehen; denn die Zwiste zwischen denen, die sich gern haben, machen nur umsomehr Vergnügen, wenn sie beigelegt sind. Julchen, liebes Kind, meine Bauswange, komm heraus, mir zuliebe. Ich will's dahin bringen, daß Repolido dir auf den Knien Abbitte tut.«

»Im Fall er das tut,« sagte Escalanta, »wollen wir uns alle für ihn verwenden und Julen bitten, herauszukommen.«

»Soll ich nachgeben, wo es auf meine Beschimpfung abgesehen ist,« sagte Repolido, »so soll mich kein Schweizerheer in Reih' und Glied dazu bewegen; doch kommt's darauf an, der Bauswange einen Gefallen zu tun, so will ich mich nicht auf die Knie, sondern als ihr Sklave aufs Gesicht werfen.«

Chiquiznaque und Eisenhand lachten darüber, und Repolido, der dachte, sie machten sich über ihn lustig, geriet darüber in solche Wut, daß er mit grimmiger Gebärde ausrief: »Wer lacht oder zu lachen gedenkt über das, was die Bauswange gegen mich oder ich gegen sie gesagt habe oder sagen werde, dem sag' ich, daß er lügt und lügen wird, so oft er lacht oder zu lachen gedenkt, wie ich bereits gesagt habe.«

Chiquiznaque und Eisenhand blickten sich mit so böser Miene und Gebärde an, daß Einbein sah, die Sache werde sehr übel ablaufen, wenn er nicht Vorkehrungen treffe. Er trat deshalb unverzüglich zwischen sie und sagte: »Geht nicht weiter, Kavaliere, sagt euch keine beleidigenden Worte, sondern laßt sie zwischen den Zähnen ersterben, und da die, welche bisher vorgebracht sind, keinen besonders angehen, so beziehe sie auch niemand auf sich.«

»Wir verhoffen durchaus nicht,« versetzte Chiquiznaque, »daß jene Redensarten uns gesagt sind oder künftig gesagt werden. Denn müßte man das denken, so sollte man bald hören, wie gut sich unsere Hände aufs Pauken verstehen.«

»Unsere Fäuste können das auch, Musje Chiquiznaque,« erwiderte Repolido, »und das Trommeln dazu, wenn's nottut. Und ich hab's bereits gesagt, wer sich lustig macht, der lügt und wer anders gesonnen ist, der komm' mit mir; denn ein Mann fragt nicht nach einem Käsemesser, um seine Rede zu beweisen.«

Mit diesen Worten wollte er zur Tür hinaus. Die Bauswange hatte alles mit angehört und wie sie merkte, daß er zornig davon ging, lief sie heraus und sagte: »Haltet ihn zurück; laßt ihn nicht fort, denn er wird sonst einen von seinen Streichen spielen. Seht ihr nicht, daß er im Zorne fortgeht? Und er ist ein Judas Makarelus in dem Punkte der Tollkühnheit. Kehr' um, du aller Welt und meiner Augen Eisenfresser.«

Somit packte sie ihn am Mantel und hielt ihn mit Einbeins Hilfe zurück. Chiquiznaque und Eisenhand wußten nicht, ob sie grollen sollten oder nicht und warteten ruhig ab, was Repolido tun werde. Wie dieser sah, daß ihn die Bauswange und Einbein baten, kehrte er um und sagte: »Freunde sollten nie Freunden Anlaß zum Zorne geben, noch sich über Freunde lustig machen, zumal wenn sie sehen, daß sich Freunde ärgern.«

»Hier ist kein Freund,« versetzte Eisenhand, »der den anderen Freund ärgern oder sich über ihn lustig machen will. Und da wir alle Freunde sind, so sollen sich die Freunde die Hand geben.«

»Ihr habt alle als gute Freunde gesprochen, meine Herren,« sagte Einbein, »und als solche Freunde gebt euch einander die Freundeshand.«

Man gab sie sich sogleich und Escalanta zog einen Pantoffel aus und schlug darauf, wie auf ein Tamburin. Gananciosa nahm einen frischen Palmbesen, der gerade dalag und brachte einen Ton damit hervor, der zwar rau und schnarrend war, aber doch zur Pantoffelmusik stimmte. Einbein zerbrach einen Teller, nahm zwei Stücke davon zwischen die Finger, schlug sie sehr behend aneinander und spielte den Kontrapunkt zum Pantoffel und Besen.

Winkler und Schneidler wunderten sich über die neue Erfindung mit dem Besen, die ihnen bisher noch nicht vorgekommen war, und Eisenhand, der es merkte, sagte zu ihnen: »Ihr wundert euch wohl über die Besenmusik? Und das mit Recht, denn eine leichtere, harmlosere, wohlfeilere

Musik ist noch nicht in der Welt erfunden worden. Ja, ich hörte wirklich einmal einen Studenten sagen, weder Negrophus, der die Heuritze aus der Hölle holte, noch Maron, der einen Delphin bestieg und aus dem Meere geritten kam, wie ein Reiter auf seinem Mietesel, noch der andere große Spieler, der eine Stadt mit hundert Toren und ebensoviel Nebentürchen baute, hätten je eine bessere Art von Musik erfunden, die so leicht zu erlernen, so bequem zu spielen sei, so ohne Griff, Wirbel und Saiten und so, ohne daß man zu stimmen brauchte. Sagt man doch auch, daß sie ein junger Herr in dieser Stadt erfunden habe, der sich rühmt, ein Hektor in der Musik zu sein.«

»Das glaub' ich recht gern,« versetzte Winkler, »aber wir müssen auch hören, was unsere Musikanten singen wollen, denn Gananciosa hat sich, glaub' ich, geräuspert und will singen.«

Das war an dem, denn Einbein hatte sie ersucht, einige von den gewöhnlichen Seguidillen anzustimmen; doch diejenige, welche zuerst anhub, war Escalanta, die mit zarter und biegsamer Stimme sang:

»Es ist ein Sevillaner, rot, in Wallonertracht,  
Der mir das Herz im Leibe zu Flammen angefacht.«

Gananciosa sang weiter:

»Ein munterer brauner Bursche, von frischem Angesicht;  
Sagt, welches hitz'ge Mädchel ist nicht auf ihn erpicht?«

Unverzüglich fiel Einbein ein, indem er seine Tellerstücke behend zusammenschlug:

»Es zanken zwei Verliebte, worauf es Friede ist;  
Die Lust ist desto größer, je heft'ger erst der Zwist.«

Die Bauswange wollte ihre Freude nicht bei sich behalten, sondern sie nahm einen anderen Pantoffel, mischte sich in den Reigen und sang:

»O, steure dem Zorne, hör' auf mich zu pochen,  
Betracht's recht, du schlägst deine eigenen Knochen.«

»Man singe ohne Anzüglichkeiten,« sagte Repolido, »und wärme keine alten Historien auf, denn es ist zu nichts. Was vorbei ist, sei vorbei. Man singe etwas anderes und damit punktum.«

Man schien sobald noch nicht dem Gesange ein Ende machen zu wollen, als man wieder stark anklopfen hörte. Einbein eilte hinaus, um zu sehen, wer es sei, und die Wache meldete ihm, am Ende der Straße zeige sich der Gerichtsvogt und vor ihm her gingen zwei neutrale Scharwächter, der Schwarzsimmel und der Geier.

Die drinnen hörten das und alles geriet in solche Bestürzung, daß die Bauswange und Escalanta ihre Pantoffeln verwechselten. Gananciosa warf den Besen weg, Einbein seine Tellerstücke, und die ganze Musik schwieg vor Bestürzung. Chiquiznaque verstummte, Repolido war betreten, Eisenhand erstaunt und alle verschwanden, einer dahin, der andere dorthin und stiegen auf die Mauern und Dächer, um sich in eine andere Straße zu retten. Der Schrecken, den ein plötzlicher Flintenschuß oder ein unvermuteter Donnerschlag in einem Zuge sorgloser Tauben verbreitet, kann nie so groß sein, als der Aufruhr und die Bestürzung, in welche die ganze versammelte

Zunft dieser ehrenwerten Leute durch die Nachricht versetzt ward, der Gerichtsvogt sei im Anzuge. Die beiden Neulinge, Winkler und Schneider, wußten nicht, was sie anfangen sollten und blieben in der Halle, in Erwartung, wie dies plötzliche Ungewitter ablaufen würde, das schließlich keine anderen Folgen hatte, als daß die Wache wiederkam und meldete, der Gerichtsvogt sei ohne Aufenthalt vorübergegangen, ohne Argwohn blicken zu lassen.

Wie die Wache noch mit Einbein sprach, kam ein junger Kavalier in Alltagskleidung an die Tür. Einbein nahm ihn mit hinein und ließ Chiquiznaque, Eisenhand und Repolido rufen, von den anderen aber sollte keiner herunterkommen. Da Winkler und Schneider in der Halle geblieben waren, so konnten sie das ganze Gespräch mit anhören, das zwischen Einbein und dem eben angekommenen Kavalier stattfand. Dieser fragte Einbein, warum man seinen Auftrag so schlecht ausgerichtet habe.

Einbein versetzte, er wisse nicht einmal, was geschehen sei; doch der Gesell sei zu Hause, dem seine Angelegenheit obliege, und dieser werde befriedigende Rechenschaft von sich geben können.

Indem kam Chiquiznaque herunter und Einbein fragte, ob er den ihm aufgetragenen Messerschnitt von vierzehn Kalibern ausgeführt habe.

»Welchen?« fragte Chiquiznaque. »Etwa den an dem Kaufmann beim Kreuzwege?«

»Eben den«, sagte der Kavalier.

»Was in der Sache geschehen ist«, versetzte Chiquiznaque, »ist, daß ich ihm gestern abend an seiner Haustür auflauerte. Er kam kurz vor der Vesperzeit; ich näherte mich ihm, nahm mir sein Gesicht in Augenschein und fand es so klein, daß es eine reine Unmöglichkeit war, einen Messerschnitt von vierzehn Kalibern darauf zu bringen. Da ich nun die Unmöglichkeit vor mir sah, mein Versprechen zu erfüllen und meiner Destruktion nachzukommen –«

»Instruktion wollt Ihr wohl sagen«, bemerkte der Kavalier.

»Ja, das wollt' ich«, erwiderte Chiquiznaque. »Wie ich also sah, daß auf diesem kleinen und beschränkten Gesichte der vorgeschriebene Schnitt nicht ausführbar war, so gab ich denselben, um keinen Fleischergang getan zu haben, einem von seinen Lakaien, der gut und gern noch für ein paar Kaliber Platz hat.«

»Ich wollte lieber,« sagte der Kavalier, »Ihr hättet dem Herrn einen Schnitt von sieben Kalibern gegeben, als dem Diener einen von vierzehn. Kurz, man hat sein Versprechen nicht so gegen mich erfüllt, wie sich's gehört. Doch es liegt nichts dran; die dreißig Dukaten, die ich darauf gegeben habe, kommen bei mir nicht sehr in Betracht. Gehabt euch wohl, meine Herren.«

Er nahm den Hut ab und wollte gehen, doch Einbein faßte ihn am Mantel und sagte: »Bleibt, mein Herr und erfüllt Euer Wort, da wir das unserige ehrlich und redlich erfüllt haben; es fehlen noch zwanzig Dukaten, und Ihr dürft nicht von dannen ziehen, bevor Ihr sie bezahlt oder ein hinlängliches Pfand gegeben habt.«

»Das nennt ihr sein Versprechen erfüllen,« sprach der Kavalier, »wenn ihr dem Bedienten den Schnitt gebt, den der Herr erhalten sollte?«

»Wie der Herr so trefflich zu rechnen weiß!« versetzte Chiquiznaque. »Ihr scheint das Sprichwort vergessen zu haben: *Wer's mit Hansen gut meint, meint's auch mit seinem Hunde gut.*«

»Wie kann das hierher passen?« fragte der Kavalier.

»Ist's nicht dasselbe,« fuhr Chiquiznaque fort, »wenn man sagt: *Wer's mit Hansen böse meint,*

meint's auch mit seinem Hunde bö's? Hans ist nun der Kaufmann, mit dem Ihr's bö's meint, sein Lakai sein Hund; was der Hund erhält, erhält Hans, folglich ist die Schuld abgetragen und der Auftrag ausgerichtet. Drum habt Ihr weiter nichts zu tun, als ohne weiteres Markten das Geld auf der Stelle zu zahlen.«

»Nun, das schwör' ich zu,« sagte Einbein, »du hast mir jedes Wort, was du gesagt hast, Freund Chiquiznaque, aus dem Munde genommen. Knickert drum nur nicht mit Euren Dienern und Freunden, sondern nehmt meinen Rat an und bezahlt gleich die geleistete Arbeit. Ist Euch damit gedient, daß der Herr auch einen Schnitt bekommt, so groß als ihn sein Gesicht faßt, so rechnet darauf, daß er das Gesicht sich schon verbunden hat.«

»Wenn das ist,« versetzte der Kavalier, »so will ich herzlich gern für beide volle Zahlung leisten.«

»Daran hab' ich nicht gezweifelt,« sagte Einbein, »doch, so wahr ich Christ bin, Chiquiznaque soll ihm einen so getroffenen Schnitt geben, als hätt' er ihn mit auf die Welt gebracht.«

»Auf diese Gewähr und Zusage«, entgegnete der Kavalier, »nehmt diese Kette als Unterpfand für die zwanzig rückständigen Dukaten und für die vierzig, die ich euch für den künftigen Schnitt verspreche. Sie ist tausend Realen wert und vielleicht wird sie ganz von euch abverdient, denn vermutlich brauch' ich in der Kürze noch vierzehn andere Kaliber.«

Mit diesen Worten nahm er eine feingearbeitete Kette vom Halse und stellte sie Einbein zu, der an ihrer Schwere und Feinheit wohl abnahm, daß sie nicht von Tombak war. Einbein nahm sie mit großer Freude und Artigkeit, denn er besaß ungemein viel Lebensart; die Vollstreckung blieb dem Chiquiznaque, der denselben Abend dazu anberaumte. Der Kavalier ging sehr zufrieden weg und Einbein rief sogleich alle Abwesenden und Flüchtlinge. Sie kamen alle herunter und Einbein, der sich mitten in den Kreis gestellt hatte, holte aus der Kappe seines Mantels ein Erinnerungsbuch und gab es Winklern zum Vorlesen, weil er selbst nicht lesen konnte. Winkler schlug es auf und las auf der ersten Seite:

*Verzeichnis der Messerschnitte, welche in dieser Woche auszuteilen sind. Der erste dem Kaufmann am Kreuzwege. Preis fünfzig Dukaten. Dreißig angezahlt. Vollstrecker Chiquiznaque.*

»Ich glaube, es steht nichts mehr hier, mein Sohn«, sagte Einbein. »Blättere weiter und such' das Verzeichnis der Stockprügel.«

Winkler wandte das Blatt um und auf einem anderen stand:

*Verzeichnis der Stockprügel.*

*Dem Garkoch zum Kleeblatte zwölf Stockprügel aus dem Pfeffer; jeder für einen Taler. Acht angezahlt. Frist sechs Tage. Vollstrecker Eisenhand.*

»Dieser Posten könnte füglich gestrichen werden,« sagte Eisenhand, »denn diesen Abend werd' ich die Quittung drüber bringen.«

»Steht sonst noch etwas da, mein Sohn?« fragte Einbein.

»Ja,« versetzte Winkler, »noch ein Posten. Er lautet:

*Dem buckligen Schneider, mit dem Spitznamen Gimpel, sechs Prügel aus dem Pfeffer, auf Begehr der Dame, die das Halsgeschmeide dagelassen hat. Vollstrecker Stümmling.«*

»Ich wundere mich,« sprach Einbein, »daß dieser Posten noch nicht erledigt ist. Ohne Zweifel muß Stümmling unwohl sein, da die gegebene Frist zwei Tage vorbei ist und er in der Sache noch

nichts getan hat.«

»Ich traf ihn gestern,« sagte Eisenhand, »und er sagte mir, er habe seine Schuldigkeit nicht tun können, weil der Bucklige krankheitshalber nicht ausgegangen sei.«

»Das glaub' ich gern,« sagte Einbein, »denn ich halte den Stümmeling für einen so guten Gesellen, daß er, ohne ein solches vollgültiges Hindernis, bereits gewiß weit größere Dinge ausgeführt hätte. Steht sonst noch etwas da, mein Bübchen?«

»Nein«, versetzte Winkler.

»Nun, so blättere weiter,« sprach Einbein, »und such' das Verzeichnis von Schabernacken insgesamt.«

Winkler tat es und fand auf einem anderen Blatte:

*Verzeichnis von Schabernacken insgesamt, als: Tintengläser ins Gesicht zu werfen, Fenster zu teeren, Sambenitos und Hörner anzunageln, Hohnneckereien, Schrecknisse, Scheinmesserschnitte, Schandzettel usw.*

»Was steht drunter?« fragte Einbein. »Fenster zu teeren,« versetzte Winkler, »im Hause des –«

»Lies das Haus nicht, ich weiß schon, wo es ist,« versetzte Einbein, »und ich bin selbst der *tu autem* und Vollzieher dieser Kinderei. Es sind vier Taler auf Abschlag gezahlt und das Ganze beträgt acht Taler.«

»So ist es,« antwortete Winkler, »denn alles steht hier und weiter unten les' ich: *Hörner anzunageln* –«

»Hier lies ebensowenig Haus und Ort,« sprach Einbein. »Es ist genug, daß der Schabernack geschieht, ohne daß man es unter die Leute zu bringen braucht. Daraus muß man sich ein Gewissen machen. Ich wenigstens wollte lieber hundert Hörner und ebensoviel Sambenitos annageln, wenn mir meine Arbeit bezahlt würde, als es ein einzig Mal verraten, wär's auch der Mutter, die mich gebar.«

»Der Vollstrecker davon,« sagte Winkler, »ist Stumpfnäsel.«

»Das ist schon vollzogen und bezahlt,« sprach Einbein. »Sieh, ob noch etwas da steht; denn wenn ich mich recht besinne, so muß noch ein Schrecken für zwanzig Taler aufgeführt sein, die halb angezahlt sind. Vollstrecker ist die ganze Verbindung und als Frist der Monat gegeben, in dem wir stehen. Und das soll auch buchstäblich ausgeführt werden und eine der besten Possen sein, die seit langen Zeiten in dieser Stadt gespielt worden sind. Gib das Erinnerungsbuch zurück, Bursche, ich weiß, es steht nichts mehr drinnen, auch weiß ich, daß das Geschäft sehr schlecht geht. Doch nach dieser Zeit wird eine andere kommen, wo wir mehr zu tun haben werden als uns lieb ist, denn kein Blatt bewegt sich ohne Gottes Willen, und wir können's nicht machen, daß sich niemand tätlich räche, zumal da jeder in seiner eigenen Sache tapfer zu sein pflegt und für Arbeiten kein Geld ausgeben mag, die er eigenhändig verrichten kann.«

»So ist es,« sagte Repolido. »Doch überlegt, Herr Einbein, was Ihr anzuordnen habt, denn es wird spät und die Hitze drückend.«

»Was Ihr zu tun habt,« versetzte Einbein, »ist, daß jedes auf seinen Posten gehe und niemand denselben vor Sonntags verlasse, wo wir uns hier wieder versammeln wollen und alles, was uns zugefallen ist, verteilt werden soll, ohne daß jemand zu kurz komme. Winkler und Schneider der Gute erhalten bis zum Sonntage den Bezirk vom Goldturme außerhalb der Stadt bis an die Hinterpforte des Schlosses, wo sie mit ihren Briefen sitzend arbeiten können. Ich hab's erlebt, daß

andere, die es ihnen nicht an Geschicklichkeit gleich taten, täglich über zwanzig Realen in kleinem Gelde, außer dem Silber, mit einem einzigen Spiele Karten, in welchem noch dazu vier fehlten, gewonnen haben. Mit diesem Bezirke wird euch Krummling bekannt machen. Doch wenn ihr euch auch bis San Sebastian und San Elmo ausdehnt, so liegt nicht viel daran, obgleich nach strengem Rechte niemand dem anderen ins Gehege kommen darf.«

Beide küßten ihm für die erwiesene Gnade die Hand und versprachen, treu und redlich, mit aller Sorgfalt und Vorsicht ihren Dienst zu versehen. Jetzt holte Einbein ein zusammengefaltetes Papier aus der Kappe seines Mantels, worauf die Namen der Mitbrüder standen, und trug Winklern auf, seinen und Schneidlers Namen einzuschreiben. Doch weil keine Tinte da war, gab er ihm das Papier mit, um in der ersten besten Apotheke einzutragen: *Winkler und Schneider, Mitbrüder ohne Lehrjahr; Winkler als Freischupper, Schneider als Dorfdrucker[Beutelschneider]*, mit Angabe von Tag, Monat und Jahr und Verschweigung der Eltern und Heimat.

Indem trat einer von den alten Weiseln herein und sagte: »Ich komme, um den Herren zu melden, daß ich Wölfeln von Malaga auf den Stufen angetroffen habe und er sagt mir, daß er in seiner Kunst solche Fortschritte gemacht habe, daß er mit einer reinen Karte dem Teufel selbst sein Geld ablocken wolle. Doch weil ihm eben nicht zum besten mitgespielt ist, kann er nicht gleich herkommen, um sich einzuschreiben und die gewöhnliche Aufwartung zu machen; doch Sonntags will er unfehlbar hier sein.«

»Ich habe mir immer vorgestellt,« sagte Einbein, »daß dieser Wölfel einzig in seiner Kunst dastehen würde, weil er die besten und geschicktesten Hände dazu hat, die sich nur wünschen lassen. Denn um sein Handwerk gut zu treiben, braucht man ebensowohl gute Werkzeuge, um es auszuüben als einen guten Kopf, um es zu erlernen.«

»Ich traf auch«, sagte der Alte, »in einer Herberge in der Färberstraße den Juden als Weltpriester gekleidet. Er hat sich dort eingemietet, weil er ausgespürt hat, daß in demselben Hause zwei reiche Käuze leben, und er will sehen, ob sich mit ihnen ein Spielchen anknüpfen läßt; geht's auch anfangs niedrig, meint er, so kann's doch mit der Zeit einträglich werden. Er verspricht auch, Sonntags bei der Zusammenkunft nicht zu fehlen und von seiner Person Rechenschaft zu geben.«

»Dieser Jude ist ebenfalls ein Erzfalke und besitzt gute Kenntnisse«, sprach Einbein. »Es ist lange her, daß ich ihn nicht zu Gesicht bekommen habe und er tut nicht wohl daran. Denn, meiner Treu', wenn er sich nicht bessert, will ich ihm die Glatze zeichnen: denn der Spitzbube hat ebensowenig die Priesterweihe als der Türke und weiß nicht mehr Latein als meine Mutter. Gibt's sonst noch was Neues?«

»Nichts, meines Wissens«, versetzte der Alte.

»Nun gut«, entgegnete Einbein. »Nehmt diese Kleinigkeit – er verteilte gegen vierzig Realen unter alle –, und daß keiner Sonntags fehlt, denn von dem Gestohlenen wird nichts fehlen.«

Alle dankten ihm. Repolido und die Bauswange umarmten sich wieder sowie Escalanta und Eisenhand und Gananciosa und Chiquiznaque. Man traf die Abrede, sich diesen Abend, wenn die Geschäfte zu Hause besorgt, in dem Haus der Pipota wieder zu sehen, wohin auch Einbein kommen wollte, um ein Verzeichnis der Wäsche aufzunehmen und dann die Fensterteerung sogleich zu vollziehen und abzutun. Er umarmte Winklern und Schneidlern, gab ihnen noch beim Abschiede seinen Segen und schärfte ihnen ein, nie ein bestimmtes Quartier zu haben, weil dies die Wohlfahrt aller erheische.

Kuppelmann begleitete sie, bis er ihnen ihren Bezirk angewiesen hatte und erinnerte sie nochmals daran, ja den Sonntag nicht auszubleiben, weil er glaube, Einbein werde eine Vorlesung von Opposition über Gegenstände ihrer Kunst halten.

Er ging weg und ließ die beiden Gefährten in Staunen über das, was sie gesehen hatten. Winkler hatte, seiner Jugend ungeachtet, nicht wenig Verstand und gute natürliche Anlagen und da er bei dem Ablaßkrame mit seinem Vater umhergezogen war, so verstand er auch etwas von der richtigen Art, sich auszudrücken. Er lachte darum herzlich, wenn er an die Wörter dachte, die Einbein und die übrigen Mitglieder seiner löblichen Verbindung gebraucht hatten; besonders Rekondemnation statt Rekommodation, Stipendium für Stipendium, oder wenn die Bauswange den Repolido einen Matrosen von Tarpeja und einen Tiger von Orkanien statt von Hyrkanien genannt hatte, so viele andere Ungereimtheiten nicht zu erwähnen. Besonders lächerlich kam's ihm auch vor, daß sie geäußert hatte, der Himmel möge ihr die Arbeit, die ihr die vierundzwanzig Realen gekostet, bei ihren Sünden zugute rechnen. Am meisten wunderte er sich über die Zuversicht und Überzeugung aller, in den Himmel zu kommen, weil sie ihre Andachtsübungen nicht unterließen, während sie doch aller Räubereien, Mord- und Freveltaten voll waren. Auch lachten sie über die gute, alte Pipota, die zu Hause den gestohlenen Wäschekorb aufhob und zu gleicher Zeit vor den Heiligenbildern Wachskerzchen aufzustecken im Begriffe war, und dadurch unfehlbar beschuht und bekleidet in den Himmel zu reisen hoffte. Nicht minder befremdete sie der Gehorsam und die Achtung, die alle dem Einbein erwiesen, diesem rohen, ungeschlachten, ruchlosen Kerl. Er dachte an das, was er in seinem Erinnerungsbuche gelesen hatte und an die Geschäfte, denen sie alle nachgingen, und er hatte seine Betrachtung, wie sorglos die Polizei in dieser berühmten Stadt Sevilla sein müsse, da eine so verderbliche, unnatürliche Rotte beinah' öffentlich hier ihr Unwesen treiben durfte. Er nahm sich darum vor, seinem Gefährten den Rat zu geben, bei einem so liederlichen, ruchlosen, unruhigen, frechen und zügellosen Leben nicht lange zu bleiben; allein Jugend und Unerfahrenheit verleiteten ihn, es noch einige Monate fortzusetzen.

Was ihm in dieser Zeit begegnete, erfordert eine weitläufigere Erzählung, und es bleibe drum für eine andere Gelegenheit aufgespart, sein Leben und seine Wundertaten nebst denen seines Meisters Einbein zu erzählen, sowie andere Begebenheiten von den Mitgliedern dieser ehrlosen Gilde, die insgesamt sehr beachtenswert sind und den Lesern als Beispiel und Warnung dienen können.



## Geschichte des Zigeunermädchens

Es scheint, daß die Zigeuner und Zigeunerinnen nur auf die Welt kommen, um Spitzbuben zu werden. Sie stammen von Eltern, die Spitzbuben sind, werden mit Spitzbuben erzogen, studieren das Spitzbubenhandwerk und werden endlich Spitzbuben, die auf alle Fälle gemacht und bedacht sind; die Lust am Stehlen und das Stehlen selbst sind gleichsam unabtrennbare Teile ihres Wesens, das sie erst mit dem Tode verlieren.

Eine nun von diesem Volk, eine alte Zigeunerin, die in der Kunst des Cacus [1] bereits ihr Jubiläum gefeiert haben mochte, erzog als ihre Enkelin ein junges Mädchen, dem sie den Namen Preziosa gab und das sie in all ihren Zigeunerstreichen, Gaunereien und Diebeskünsten unterrichtete. Preziosa wurde die vortrefflichste Tänzerin im ganzen Zigeunervolk und das schönste und verständigste Kind, das man nicht nur unter Zigeunern, sondern unter allen Schönen und Klugen finden konnte, deren Ruhm je erschollen ist. Weder Sonne noch Luft noch auch alle Unbilden der Witterung, denen die Zigeuner mehr ausgesetzt sind als andre Leute, vermochten ihrer Schönheit Abbruch zu tun oder ihre Hände zu bräunen. Ja, was noch mehr ist, die rauhe Erziehung, die sie erhielt, konnte nicht verdecken, daß sie von gesitteteren Eltern abstammte, als es Zigeuner sind; denn sie war äußerst gewandt und sehr verständig. Bei all dem war sie frei, ohne die Grenzen der Sittsamkeit zu überschreiten; sie war vielmehr bei allem Witze so züchtig, daß in ihrer Gegenwart keine Zigeunerin, mochte sie alt oder jung sein, ein unanständiges Lied zu singen oder üble Worte zu sprechen wagte. Kurz die Großmutter erkannte, welchen Schatz sie in der Enkelin besaß, und so beschloß denn die alte Dohle, ihr junges Dohlchen ausfliegen zu lassen und es zu lehren, sich den Unterhalt mit den eignen Fängen zu gewinnen. Preziosa zog aus, reich versehen mit Festgesängen, Volksliedern, Seguidillas, Sarabanden und andern Versen, besonders Romanzen, die sie mit eigentümlicher Anmut vortrug; denn die schlaue Alte erkannte, daß bei der Jugend und Schönheit ihrer Enkelin dergleichen Schwänke und Spiele ein sehr glückliches Reiz- und Lockmittel abgeben müßten, das ihr Vermögen vermehren würde. So hatte sie denn auf allen möglichen Wegen nach solchen Dingen gesucht, und es fehlte nicht an Dichtern, die sie damit versahen; denn es gibt ebensogut Poeten, die sich mit den Zigeunern verstehen und Werke an sie verkaufen, wie es andre für die Blinden gibt, denen sie Wundergeschichten erfinden, um den Gewinn mit ihnen zu teilen. In der Welt kommt alles vor, und der Hunger treibt manche Köpfe, Dinge zu tun, die ihnen nicht an der Wiege gesungen worden sind.

Preziosa war in verschiedenen Gegenden Kastiliens aufgewachsen; in ihrem fünfzehnten Jahre aber führte ihre angebliche Großmutter sie in die Residenz, und zwar auf ihren alten Lagerplatz, die Felder der heiligen Barbara, wo sich die Zigeuner gewöhnlich aufhalten. Sie hoffte, in der Hauptstadt, wo alles gekauft und alles verkauft wird, werde auch sie ihre Ware losschlagen können. An dem Tage, als Preziosa ihren ersten Einzug in Madrid hielt, war das Fest der heiligen Anna, der Patronin und Schutzherrin der Stadt. Acht Zigeunerinnen, vier ältere und vier junge, führten unter der Leitung eines Zigeuners, eines vorzüglichen Tänzers, einen Tanz auf, und wenn sie auch alle sauber und geputzt erschienen, so trat doch Preziosens Zierlichkeit so sehr hervor, daß sie allmählich die Blicke aller Zuschauer auf sich zog. Durch den Klang der Schellentrommel und Kastagnetten, durch die Wirbel des Tanzes scholl der Ruf, der die Schönheit und Anmut des Zigeunermädchens pries. Jünglinge und Männer strömten herbei, um sie zu sehn; als man sie aber gar singen hörte (denn der Tanz war mit Gesang verbunden), wurde der Lärm so groß, daß das Lob der Zigeunerin von allen Seiten widerhallte und die Vorsteher des Festes ihr einstimmig den Preis für den besten Tanz zuerkannten. Nachher führten die Zigeuner in der Kirche der heiligen

Maria, vor dem Bildnis der glorreichen Anna, den Reigen noch einmal auf, und nachdem er beendigt war, ergriff Preziosa ein Tamburin, zu dessen Klang sie sich aufs leichteste und zierlichste im Kreis bewegte, und sang folgende Romanze:

Köstlichster von allen Bäumen,  
Der so lang nicht Frucht getragen,  
Jahre, die wie einer Trauer  
Hülle düster auf ihm lagen  
Und auf reine Herzenswünsche  
Eines liebevollen Gatten,  
Überwölkend seine Hoffnung,  
Schatten trüb geworfen hatten,  
So daß aus der langen Säumnis  
Kummer ward, der bitter nagte,  
Und der aus dem heiligen Tempel  
Den gerechten Mann verjagte.  
Heilig unfruchtbarer Boden,  
Dem im Anfang doch entsprossen  
Jene überreiche Fülle,  
Die die ganze Welt genossen.  
Haus der königlichen Münzstatt,  
Wo der Stempel ward geschlagen,  
Der dem Gott die Form gegeben,  
Die als Mensch er hat getragen.  
Mutter du von einer Tochter,  
In der wollt und konnt entfalten  
Alle Tugenden der Höchste,  
Die sonst Menschen nie erhalten.  
Durch dich selbst und durch die Tochter  
Bist die Zuflucht du, o Anne,  
Welcher wir zur Rettung nahen  
Hier in unsres Elends Banne.  
In gewisser Art auch darfst du,  
Keinen Zweifel laß ich walten,  
Über deinem heiligen Enkel  
Als gerechte Herrin schalten.  
Mitzuthronen, gleich dir Hohen,  
In der höchsten Himmelsfeste,  
Hielten wohl viel tausend Eltern  
Für der Glückesgaben beste.  
Welche Tochter! welch ein Enkel!  
Welcher Eidam! Hier ist wieder,  
Ist gerechterweise Anlaß  
Für Triumph- und Siegeslieder.  
Aber du in deiner Demut  
Bist ihr still voraufgeschritten:  
Drauf hat demutsvoll dir deine  
Heilge Tochter nachgelitten.

Und jetzt neben ihrer Seite  
Vor den Höchsten zugelassen,  
Schmeckest du die hohen Wonnen,  
Die wir ahnend kaum erfassen.

Preziosens Gesang erregte bei allen Zuhörern Bewunderung. Die einen sagten: „Gott segne dich, Kind.“ Andre: „Wie schade, daß das Mädchen eine Zigeunerin ist, wahrlich und wahrhaftig, sie verdiente die Tochter eines großen Herrn zu sein!“ Und wieder andre, die derber waren, sprachen: „Laßt das Dirnchen nur heranwachsen, sie wird schon ihre Streiche machen; bei Gott, sie wird ein hübsches Schleppnetz zum Fischen der Herzen.“ Wieder ein anderer, artiger, aber plump und ungeschickt in seinen Ausdrücken, rief, als er sie so flink im Tanz dahinschweben sah: „Auf, Töchterchen, auf! Und die Füße gerührt, mein Liebchen, damit es staubt.“ „Und ich Euch den Staub wieder ausklopfe,“ erwiderte sie, ohne den Tanz zu unterbrechen.

Als die Vesper und das Fest der heiligen Anna vorüber war, fühlte Preziosa sich ein wenig erschöpft, aber um ihrer Schönheit, ihres Witzes und Verstandes und ihrer Tanzkunst willen war sie auch schon so berühmt, daß man in der ganzen Residenz auf allen Straßen von ihr sprach. Vierzehn Tage nachher kam sie abermals nach Madrid, und zwar in Begleitung von drei andern Mädchen, mit Schellentrommeln und einem neuen Tanze. Alle waren sie ausgerüstet mit Romanzen und munteren, aber sittsamen Liedchen, denn Preziosa gab nie zu, daß ihre Gefährtinnen unschickliche Lieder sangen, so wenig sie selbst jemals mit dergleichen vortrat. Viele merkten das denn auch und hielten sie deshalb besonders hoch. Nie trennte sich die alte Zigeunerin, die sie wie ein Argus bewachte, von ihr, denn sie war immer in Angst, man könnte ihr das Mädchen entführen. Sie nannte sie ihre Enkelin, und Preziosa hielt sie für ihre Großmutter. Um den Zuschauern ein Vergnügen zu machen, stellten sie sich in der schattigen Toledostraße zum Reigen auf, und bald sammelte sich das ihnen nachziehende Volk zu einem großen Kreise. Während des Tanzes bat die Alte die Umstehenden um einen Beitrag, und die Achtel- und Viertelrealen regneten wie Hagelschauer auf sie ein, denn die Schönheit hat die Kraft, die schlafende Freigebigkeit zu wecken.

Als der Tanz zu Ende war, sprach Preziosa: „Wenn mir jeder vier Viertelrealen gibt, so will ich euch allein eine gar schöne Romanze singen über den ersten Kirchgang, den unsre Königin Doña Margarita nach ihrem Wochenbett in Valladolid gehalten hat, und zwar zur Sankt-Lorenzkirche; und ich sage euch, es ist ein Meisterstück, von einem Kapitalpoeten, der seinen Mann zu stellen vermag.“

Kaum hatte sie dies ausgesprochen, als alle Umstehenden mit lauter Stimme riefen: „Singe, Preziosa, da sind meine vier Quartos.“ Und von neuem hagelten die Geldstücke auf sie ein, so daß die Alte kaum Hände genug hatte, um sie zu sammeln. Als die Ernte geborgen war, griff Preziosa nach ihrem Tamburin und sang zu dem rauschenden Geklingel folgende Romanze:

Ersten Kirchgang nach den Wochen  
Hielt der Fürstinnen Europens  
GröÙte, die nach Wert und Namen  
Strahlet über jedem Lobe.  
Wie die Augen sie emporschlug,  
Hat die Herzen sie erhoben  
Aller, die bewundernd schauten

Ihre Andacht, ihre Hoheit.  
Und zu zeigen, daß der Himmel  
Raum hat auf der Erde Boden,  
Wandelt hier die Sonne Östreichs,  
Dort die schmelzende Aurora.  
Hinter ihr kam nachgezogen  
Hell der lichte Stern des Morgens,  
Der so plötzlich aufgegangen,  
Daß von Tau die Himmel flossen.  
Und wenn Sterne hat der Himmel,  
Die umstrahlte Wagen formen,  
Schönre Sterne ihrem Himmel  
Hier auf irdschen Wagen folgten.  
Hier der alternde Saturnus  
Glättet und verjüngt den Bart sich  
Und geht schnell, der sonst so langsam,  
Denn von Gicht heilt ihn die Wonne.  
Und der Gott der leichten Rede  
Spricht in süßen Schmeichelworten;  
Und in bunten Chiffren Amor,  
Die Rubin und Perl' umbortet.  
Dort geht Mars, der Mutterfüllte,  
Wunderbar herausgeputzt,  
Wie ein kecker Jüngling, der sich  
An dem eignen Schatten stößt.  
Hart am Haus der Sonne schreitet  
Jupiter; denn was erobert  
Nicht das innige Vertrauen,  
Das durch Klugheit wird gewonnen?  
Luna folgt ihm, auf den Wangen  
Mancher Menschengöttin thronend;  
Venus, in den Zügen jener,  
Welche diesen Himmel bilden.  
Kleine, holde Ganymede  
Schwärmen, drängen, gehen, kommen  
Um den goldumstrahlten Gürtel  
Dieses hehren Himmelsbogens.  
Und damit sich alles wundre,  
Alle ihr Erstaunen zollen,  
Steigt die strahlende Verschwendung  
Nun hinan zum Wundervollen.  
Mailands reiche Prachtgewebe  
Liegen hier der Menge offen,  
Indiens helle Diamanten  
Und Arabiens Arome.  
Denen, welche bösen Sinnes,  
Muß der Neid im Herzen toben,  
Aber Jubel füllt den Busen

Jedes echten spanschen Sohnes.  
Fliehend aus der Trauer Banden  
Zieht der allgemeine Frohsinn  
Durch die Straßen, durch die Plätze,  
Wie auf lauten Wahnsinns Wogen.  
Zu viel tausend Segenswünschen  
Tut der Mund sich auf der Stille,  
Und es wiederholt die Jugend,  
Was das Alter ausgesprochen.  
Einer spricht: „Ergiebge Rebe,  
Wachs empor und schling dich eng  
Her um die geliebte Ulme,  
Daß ihr Schatten dich umflore,  
Dir zu deinem eignen Ruhme  
Und zu Spaniens Ehr und Frommen  
Und zur Förderung der Kirche  
Wie zum Grausen des Mahoma!“  
Eine andre Stimme rufet:  
„Lebe hoch, o Taube, holde,  
Die für uns du hast geboren  
Einen Aar mit zweien Kronen,  
Zu vertreiben aus den Lüften  
Jeden raubergebnen Vogel,  
Mit dem Fittich zu bedecken  
Jeder Tugend bange Sorgen!“  
Noch ein anderer, der noch feiner  
Gab des raschen Witzes Proben,  
Sprach, in Augen und im Munde  
Ausgedrückt das Herz, das frohe:  
„Diese Perle, die du schenktest,  
Östreichs Perlenmutter, große,  
Wie viel List hat sie vereitelt,  
Wie viel Wünsche sie gebrochen!  
Was zerstört sie nicht an Ränken,  
Was gewährt sie nicht an Hoffnung,  
Welche Fehlgeburten treibt sie  
Jetzt nicht aus dem Zeitenschoße!“  
Mittlerweile kam zum Tempel  
Man des Phönix, der in Roma  
Hat den Flammentod bestanden  
Und nun lebt in ewger Glorie.  
Und zum Bild des ewgen Lebens,  
Zu der Königin dort oben,  
Die, weil sie in Demut wallte,  
Über Sterne ward erhoben,  
Zu der Mutter und der Jungfrau,  
Zu der Tochter und Verlobten  
Gottes hat, aufs Knie gesunken,

Margarita so begonnen:  
„Was du gabst, geb ich dir wieder,  
Hand zum Geben stets erschlossen,  
Denn wem deine Gnade fehlet,  
Der wird stets vom Weh getroffen.  
Sieh, den Erstling meiner Früchte  
Bring ich, Jungfrau, dir zum Opfer;  
Wie sie ist, nimm hin die Gabe,  
Und laß herrlicher sie sprossen.  
Seinen Vater auch empfehl ich,  
Der, ein Atlas, unverdrossen  
Sich der Last so vieler Reiche  
Beugt, so vieler fernen Zonen.  
Denn ich weiß, das Herz des Königs  
Ruhet in den Händen Gottes,  
Und ich weiß, daß Gott nie weigert,  
Was du bittest, Demutvolle!“  
Als geendet diese Rede,  
Haben andre sich ergossen  
In Gesänge, die bewiesen,  
Daß auf Erden Himmel rollen.  
Als vorüber dann des Hochamts  
Königliche Zeremonien,  
Kehrte heim der hehre Himmel  
Mit den wundervollen Sonnen.

Als Preziosa ihre Romanze beendet hatte, erhob sich aus dem glänzenden Kreis ihrer Zuhörer einstimmig der Ruf: „Singe noch einmal, Preziosa, es soll Geld absetzen wie Sand am Meer!“

Nun sahen dem Tanz der Zigeunerinnen mehr als zweihundert Personen zu, und alle lauschten ihrem Gesang, als zufällig (eben war das Gedränge am stärksten geworden) einer der Stadtschultheißen des Weges kam, und da er so viele Leute beisammen sah, fragte er, was es gäbe. Auf die Antwort, man höre der schönen Zigeunerin zu, die eben singe, trat der Schultheiß neugierig näher und horchte selbst ein Weilchen hin, wartete aber, um seiner Würde keinen Eintrag zu tun, das Ende der Romanze nicht ab. Da ihm jedoch das Mädchen außerordentlich gut gefallen hatte, befahl er seinem Pagen, der Alten zu sagen, sie möge gegen Abend mit den Zigeunerinnen in sein Haus kommen; er wünsche, daß auch seine Gemahlin, Doña Clara, sie höre. Der Page gehorchte, und die Alte versprach sich einzufinden. Als Tanz und Gesang zu Ende waren und man sich eben an einen andern Ort begeben wollte, trat ein zweiter, sehr wohl gekleideter Page zu Preziosa, gab ihr ein zusammengefaltetes Papier und sprach: „Prezioschen, singe die Romanze, die hier steht; sie ist sehr gut, und ich werde dir von Zeit zu Zeit noch andre geben, durch die du den Ruf der ersten Romanzensängerin der Welt erlangen sollst.“

„Ich werde sie mit großem Vergnügen lernen,“ entgegnete Preziosa, „und vergeßt ja nicht, mein Herr, mir auch die andern Romanzen zu bringen, von denen Ihr sprecht. Doch müssen sie anständig sein. Wollt Ihr, daß ich sie bezahle, so wollen wir nach Dutzenden miteinander abrechnen, so daß ich für ein Dutzend bezahle, wenn ich es gesungen habe. Im voraus zu zahlen

ist mir unmöglich.“

„Wenn mir Jungfer Prezioschen dies schwarz auf weiß geben will,“ erwiderte der Page, „so bin ich zufrieden, und obendrein soll eine Romanze, die nicht gut und ehrbar ausfällt, nicht gerechnet werden.“

„Die Wahl muß mir überlassen bleiben,“ antwortete Preziosa und ging mit ihren Begleiterinnen weiter, als einige Kavaliere sie aus einem Fenstergitter anriefen. Preziosa trat an das niedrige Gitter und sah in einem kühlen, freundlichen Saal mehrere vornehme Herren, von denen einige auf und ab gingen, andre sich mit allerlei Spielen unterhielten.

„Wollt ihr mir ein Aufgeld geben, meine Herren?“ fragte Preziosa mit dem lispelnden Ton der Zigeuner, der ihnen übrigens nicht natürlich, sondern künstliche Angewöhnung ist.

Da bei diesen Worten auch Preziosens Gesicht im Fenster erschien, verließen die Spieler die Tische, die Umhergehenden blieben stehn, und alle eilten sofort ans Fenster, um sie zu sehn; denn sie hatten bereits von ihr vernommen. „Kommt herein, kommt herein, ihr Zigeunerinnen,“ riefen sie, „wir wollen euch Aufgeld geben.“

„Es könnte uns teuer zu stehn kommen, wenn ihr uns da in die Falle locktet!“ antwortete Preziosa.

„Nein, auf Ritterwort,“ entgegnete einer, „du kannst getrost eintreten, Kleine, und bei dem Kreuz, das ich hier auf der Brust trage, du darfst sicher sein, daß dir niemand ein Haar krümmen wird.“ Damit legte er die Hand auf sein Calatravakreuz.

„Wenn du hinein willst, Preziosa,“ sprach eine ihrer drei Gefährtinnen, „so geh in Gottes Namen; ich für meine Person bleibe fort, wo so viel Männer sind.“

„Nicht doch! Christina,“ antwortete Preziosa. „Vor einem einzelnen Mann mußst du dich hüten, und wenn du allein bist. Sind viele beisammen, so brauchst du keine Angst zu haben, daß man dich ungebührlich behandle. Merk dirs, Christinchen, und glaube mir, wenn ein Mädchen entschlossen ist, seinen guten Ruf zu bewahren, so kann sie ihn selbst mitten in einem Heere bewahren. Freilich soll man die Versuchung fliehen, aber die geheime, nicht die öffentliche.“

„So laß uns hineingehn, Preziosa,“ erwiderte Christina; „du weißt mehr als ein Gelehrter.“

Auch die alte Zigeunerin ermunterte sie, und sie traten ein. Kaum war Preziosa drinnen, als der Herr mit dem Kreuz das Papier bemerkte, das sie im Busen stecken hatte; er trat auf sie zu und griff danach, Preziosa aber rief: „Nehmt es mir nicht, mein Herr, es ist eine Romanze, die ich in diesem Augenblick bekommen und noch nicht einmal gelesen habe.“

„So kannst du lesen, mein Kind?“ fragte einer.

„Und auch schreiben!“ entgegnete die Alte. „Ich habe meine Enkelin erzogen, als wäre sie eine Gelehrtentochter.“

Der Kavalier faltete das Papier auseinander, fand einen Goldtaler dareingewickelt und rief: „Zum Kuckuck, Preziosa, dem Brief ist das Porto gleich beigeschlossen! Da hast du einen Taler; er lag in der Romanze!“ „Gut!“ antwortete Preziosa, „der Dichter hat mich als ein armes Ding behandelt, und schließlich ist es ein größeres Wunder, daß ein Dichter mir einen Taler schenkt, als daß ich ihn nehme. Kommen all seine Romanzen mit solcher Zugabe, so mag er ruhig den ganzen Romancero ausschreiben und mir Stück für Stück schicken; ich werde ihnen schon den Puls fühlen, und sind sie hart, so will ich weich sein und sie annehmen.“

Die Zuhörer bewunderten den Witz und die Anmut ihrer Worte; sie aber fuhr fort: „Leset, mein Herr, und zwar recht laut; wir wollen sehn, ob der Witz des Dichters so groß ist wie seine Freigebigkeit.“

Und der Kavalier las vor:

Du Zigeunerin, als Rose  
Aller Schönheit wohl zu preisen,  
Die du wirst mit Recht geheißten,  
Gleich dem Edelstein, Preziose,  
Auch aus dir ist jener Rede  
Richtigkeit leicht zu ersehen,  
Daß stets miteinander gehen  
Schönheit und die härteste Spröde.  
Wenn, wie du im Wert dich hebest,  
Willst die eigne Schätzung steigern,  
Mußt du jeden Kauf wohl weigern  
Dem Geschlecht, in dem du lebest.  
Traun, ein Basiliske nistet  
Dir im Herzen, der uns tötet,  
Und so weich dein Mund auch flötet,  
Ists doch Herrschaft, was dich lüstet.  
Unter armen Bettlern war es,  
Daß solch Lichtbild ward geboren?  
Wie zu solchem Glück erkoren  
Ward der stille Manzanares?  
Ja, in hellen Ruhms Geleite  
Wird er jetzt, wie Tajo, fließen,  
Um Preziosa mehr gepriesen  
Als des Ganges Meeresbreite.  
Wohl willst Glück voraus du sehen,  
Doch du kannst nur Unglück bringen,  
Da nach zwei verschiednen Dingen  
Blick bei dir und Wille gehen.  
Denn in der Gefahr, der großen,  
Daß wir unverweilt dir huldgen,  
Will dein Wille dich entschuldgen,  
Doch dein Blick will uns durchstoßen.  
Sagt man, daß im Zauber mächtig  
Sämtliche Zigeuner seien,  
So sind deine Zaubereien  
Wahrer und mehr unheilträchtig.  
Daß du alle hast am Fädchen,  
Die dir jemals nah gewesen,  
Dieses Zaubers böses Wesen  
Liegt in deinem Aug, o Mädchen.  
Und du wirst es weiter bringen,  
Denn du blickst uns an im Tanze,



Tötest mit des Auges Glanze  
Und bezauberst uns im Singen.  
Tausend Zauberein zusammen  
Übst im Sprechen du und Schweigen;  
Magst verstecken dich, dich zeigen,  
Immer schürst du unsre Flammen.  
Selbst die allerfreisten Seelen  
Werden dir als Sklaven eigen,  
Davon kann die meine zeugen,  
Folgend deines Winks Befehlen.  
Köstliches Juwel der Liebe,  
Dieses wagte der zu schreiben,  
Der, im Tod selbst, dein wird bleiben,  
Arm zwar, doch mit reinem Triebe.

„Mit ‚arm‘ fängt die letzte Zeile an,“ sagte Preziosa, „das ist ein schlimmes Zeichen; Verliebte sollten nie sagen, daß sie arm sind, denn am Anfang, scheint mir, ist die Armut eine große Feindin der Liebe.“

„Wer hat dich das gelehrt, Kind?“ fragte einer.

„Wer brauchte es mich zu lehren?“ antwortete Preziosa. „Habe ich keine Seele im Leibe? Bin ich nicht schon fünfzehn Jahre alt? Mein Verstand ist weder lahm noch verstümmelt noch verkrüppelt. Die Köpfe der Zigeunerinnen stehen unter einem andern Stern als die der übrigen Leute; sie sind ihren Jahren immer voraus. Es gibt keinen dummen Zigeuner und keine linkische Zigeunerin. Da sie ihren Lebensunterhalt nur durch Schlaueit, Scharfsinn und List verdienen, so schleifen sie den Verstand bei jedem Schritt und lassen nirgends Rost daran. Seht meine jungen Begleiterinnen, die stehn so still da wie die Rohrkolben. Steckt ihnen aber einmal den Finger in den Mund und fühlt nach den Weisheitszähnen, so sollt ihr euer Wunder erleben. Keine Zigeunerin von zwölf Jahren, die nicht so viel wüßte wie ein andres Mädchen von fünfundzwanzig, denn sie haben zum Meister und Lehrer den Teufel und die Übung, die ihnen in einer Stunde beibringen, woran andere ein Jahr studieren.“

Durch solche Reden setzte das Mädchen ihre Zuhörer in Verwunderung, und alle, ob sie spielten oder nicht, gaben Kartengeld. Die Büchse der Alten wurde um dreißig Realen schwerer, und reicher und besser gelaunt als am Palmsonntag sammelte sie ihre Lämmer und führte sie ins Haus des Herrn Stadtschultheißen, indem sie versprach, sie würde nächster Tage mit ihrer Herde wiederkommen, um den freigebigen Herren noch einmal aufzuwarten.

Señora Doña Clara, die Frau des Herrn Stadtschultheißen, war bereits benachrichtigt, daß die jungen Zigeunerinnen in ihr Haus kommen würden, und mit ihren Mädchen und Jungfern und denen der Frau Nachbarin, die sich alle versammelt hatten, um Preziosa zu sehn, harpte sie ihrer voller Ungeduld. Kaum aber waren sie eingetreten, so strahlte Preziosa unter den übrigen hervor wie das Licht einer Fackel unter kleinen Lampen. Darum lief ihr alles entgegen; die einen umarmten sie, die andern betrachteten sie, diese wünschten den Segen des Himmels auf sie herab, und jene ergossen sich in Lobeserhebungen.

„Ja,“ rief Doña Clara, „das nenne ich goldene Haare, das nenne ich Azuraugen!“

Die Frau Nachbarin ging sie prüfend von oben bis unten durch, unterwarf all ihre Glieder und Gelenke einer Besichtigung, kam schließlich mit ihrem Lobe zu einem Grübchen in Preziosens Kinn und rief: „Welch ein Grübchen! In diese Grube muß ja jedes Auge fallen, das sie sieht!“

Dies hörte ein langbärtiger, hochbejahrter Kavalier der Doña Clara, der anwesend war, und sagte: „Das nennen Euer Gnaden ein Grübchen? Ich müßte mich schlecht auf Gruben verstehen, wenn dies ein Grübchen ist und nicht vielmehr ein Grab lebendiger Wünsche. Bei Gott, die Kleine könnte nicht niedlicher sein, und wenn sie aus Silber oder Marzipan wäre. Kannst du auch wahrsagen Kleine?“

„Auf drei- bis viererlei Arten,“ erwiderte Preziosa.

„Das auch noch!“ rief Doña Clara. „Beim Leben des Stadtschultheißen, meines Gemahls, du sollst mir wahrsagen, Goldkind, Silberkind, Perlenkind, Karfunkelkind, Himmelskind! Das ist der höchste Name, den ich für dich finde.“

„Gebt der Kleinen die Hand und etwas, womit sie das Kreuz machen kann,“ sagte die Alte, „und man wird sehn, was sie zu sagen weiß, denn sie versteht mehr als ein Doktor der Heilkunst.“

Die Frau Stadtschultheiß griff in die Tasche, fand aber keinen Quarto darin; sie bat ihre Mädchen um einen Viertelreal, doch keine vermochte einen aufzufinden, und ebensowenig die Frau Nachbarin. Als Preziosa das sah, rief sie: „Jedes Kreuz, wenn es nur ein Kreuz ist, taugt; die silbernen oder goldenen aber sind besser, und ich darf Euer Gnaden nicht vorenthalten, daß es dem Glücke schadet, wenn man auf der Hand das Zeichen des Kreuzes mit einem Kupferstück macht, wenigstens wenn ich es tue. Daher mache ich das erste Kreuz gar gern mit einem Goldtaler oder doch mit einem schweren oder leichten Real; ich bin wie die Küster, die sich freuen, wenn ein großes Opfergeld fällt.“

„Du bist nicht auf den Kopf gefallen, Kleine,“ bemerkte die Frau Nachbarin, wandte sich an den Kavalier und fragte: „Herr Contreras, habt Ihr nicht einen leichten Real zur Hand? Gebt ihn mir! Sobald mein Mann, der Doktor, kommt, gebe ich ihn Euch zurück.“

„Ich habe wohl einen,“ erwiderte Contreras, „aber ich habe ihn für zweiundzwanzig Maravedis versetzt, um die ich gestern zu Nacht gespeist; gebt mir so viel, und ich will ihn auf der Stelle holen.“

„Wir alle haben keinen Viertelreal,“ entgegnete Doña Clara, „und Ihr wollt zweiundzwanzig Maravedis? Geht, Contreras, Ihr wart immer ein alberner Kerl.“

Endlich sagte ein Mädchen, da das ganze Haus so unfruchtbar blieb, zu Preziosa: „Kleine, schadet es denn, wenn man das Kreuz mit einem silbernen Fingerhut macht?“

„Im Gegenteil,“ erwiderte Preziosa, „das größte Kreuz in der Welt wird mit silbernen Fingerhüten gemacht, wie gar mancher weiß!“

„Ich habe einen,“ versetzte das Mädchen, „tut er die gleichen Dienste, so nimm ihn, jedoch unter der Bedingung, daß du auch mir Glück prophezeist.“

„Für einen Fingerhut so viel Glück!“ rief die Alte. „Töchterchen, tummle dich, es wird Nacht!“

Preziosa nahm den Fingerhut sowie die Hand der Frau Stadtschultheiß und begann also:

Schönes Weibchen, schönes Weibchen,  
Mit der Hand aus Silberplatten,

Nicht den Alpujarrenkönig  
Liebt wie dich dein treuer Gatte.  
Bist ein Täubchen ohne Galle,  
Aber oft auch bist du flammend  
Wie die Löwenmutter Orans,  
Wie die Tigerin Ocañas.  
Doch eh man die Hand umdrehet,  
Ist der Sturm vorbeigegangen,  
Und du bist wie Gerstenzucker,  
Gleichst an Sanftmut einem Lamme.  
Zankest viel und issest wenig,  
Etwas Eifersucht auch hast du,  
Denn der Schultheiß liebt sein Späßchen,  
Ob er auch nach Würde trachtet.  
Dich als Mädchen schon begehrte  
Einer von gar feinem Ansehn,  
Doch zum Henker mit den Kupplern,  
Die des Hauses Frieden schaden.  
Wärst du etwa Nonne worden,  
Würdest du ganz im Kloster schalten,  
Denn du hast zu der Äbtissin  
Mehr wohl als vierhundert Gaben.  
Sollt es eigentlich nicht kundtun,  
Doch gleichviel, es muß zutage:  
Zweimal wirst du Wittib werden,  
Zweimal wirst du wieder Gattin.  
Weine nicht, o meine Herrin,  
Evangelium ist nicht alles,  
Was Zigeunerinnen sprechen,  
Weine nicht, sei ruhig, Herrin.  
Würdest du vom Tod gefordert  
Vor dem Schultheiß, dem Gemahle,  
So genügt dies, dich vor schlimmem  
Witwenstande zu bewahren.  
Erben wirst du, und zwar nächstens,  
Ein bedeutendes Vermögen;  
Domherr wird dein Sohn einst werden,  
Welcher Kirch, ist schwer zu sagen,  
Doch unmöglich in Toledo.  
Wirst gebären, rot von Wangen,  
Eine Tochter: wird sie Nonne,  
Wird sie wohl auch einst Prälatin.  
Wenn dein Gatte nicht verscheidet  
Noch im Lauf von dreißig Tagen,  
So bekommt ihn noch zum Richter  
Burgos oder Salamanka.  
Hast ein Muttermal! wie lieblich!  
Jesus! wie der Mond so glanzhell!

Welch ein Glanz! bei Antipoden  
Dringt er noch in dunkle Tale!  
Ihn zu sehn gäb mancher Blinder  
Mehr als einen halben Taler!  
Und jetzt lächelst du darüber;  
Ah, wie steht dir das so artig!  
Aber hüte dich, zu stürzen,  
Und nach hinten zu vor allem;  
Denn solch Fallen ist gefährlich  
Für die angesehenen Damen.  
Vieles gäbs noch auszusprechen;  
Willst du bis zum Freitag warten,  
Wirst du's hören und dich freuen,  
Doch auch grollen über manches.

Damit schloß Preziosa ihre Prophezeiung, die in allen Anwesenden den Wunsch geweckt hatte, gleichfalls ihr Glück zu erfahren. Daher baten sie insgesamt, auch ihnen wahrzusagen, aber Preziosa verwies sie auf den kommenden Freitag, und sie versprachen, Silberrealen zur Zeichnung des Kreuzes mitzubringen. Unterdes kam der Herr Stadtschultheiß, dem man von der kleinen Zigeunerin Wunder über Wunder erzählte. Er ließ sie und ihre Gefährtinnen ein wenig tanzen, erklärte das Preziosa erteilte Lob für gerecht und verdient, fuhr mit der Hand in die Tasche und machte Miene, ihr etwas zu geben. Als er die Tasche jedoch zu wiederholten Malen durchstöbert, gerüttelt und geschüttelt hatte, zog er endlich die Hand leer heraus und rief: „Bei Gott, ich habe keinen Quarto! Doña Clara, gebt Ihr doch Prezioschen einen Real, ich werde ihn Euch wiedergeben.“

„Vortrefflich, Bester, da müßte ich erst einen haben! Wir alle zusammen haben keinen Viertelreal aufbringen können, um das Zeichen des Kreuzes damit zu machen, und Ihr verlangt einen ganzen von uns!“

„Nun, so gebt ihr einen Eurer Hemdkragen oder irgend etwas; Preziosa kommt ja noch einmal zu uns, und dann wollen wir sie besser bedenken.“

„Aber damit sie wiederkommt,“ versetzte Doña Clara, „will ich ihr diesmal lieber gar nichts geben.“

„Nein,“ entgegnete Preziosa, „wenn ich nichts erhalte, so komme ich auch niemals wieder. Oder doch, ich will wiederkommen, um so vornehmen Herrschaften einen Gefallen zu tun, aber ich finde mich schon im voraus darein, daß ich auch dann nichts erhalte, und erspare mir so die Mühe, auf etwas zu hoffen. Laßt Euch brav schmieren, Herr Stadtschultheiß, laßt Euch schmieren, so werdet Ihr Geld haben; führt keine neuen Sitten ein, sonst sterbt Ihr Hungers. Ich habe immer gehört, Euer Gnaden, (und so jung ich bin, so weiß ich doch, daß es kein gar gutes Wort ist) man müsse aus den Ämtern Geld ziehn, um bei den Visitationen die Strafen zahlen und neue Ämter erwerben zu können.“

„So sprechen und handeln gewissenlose Leute,“ erwiderte der Stadtschultheiß; „ein Richter, der bei der Visitation gut besteht, braucht keine Strafe zu zahlen, und hat er sein Amt gut verwaltet, so spricht das genug für ihn, wenn er ein neues sucht.“

„Euer Gnaden reden wie ein Heiliger,“ entgegnete Preziosa. „Fahrt so fort, und man wird Euch die Lumpen als Reliquien vom Leibe schneiden.“

„Was du nicht alles weißt, Preziosa!“ sagte der Stadtschultheiß. „Sei nur ruhig, ich werde es einzurichten wissen, daß die Majestäten dich vor sich kommen lassen, denn du bist eine Ware für Könige.“

„Sie werden mich zur Hofnärin haben wollen,“ versetzte Preziosa, „und dazu bin ich verdorben. Wünschen sie mich aber, weil ich gescheit bin, so brauchen sie mich nur holen zu lassen; doch in manchen Palästen gedeihen die Narren besser als die Gescheiten. Übrigens befinde ich mich als arme Zigeunerin wohl, und das Schicksal mag alles fügen, wie der Himmel es will.“

„He, Kleine,“ rief die alte Zigeunerin, „schwätze nicht weiter, du hast genug geredet und weißt mehr, als ich dich gelehrt habe. Machs nicht zu fein. Allzu scharf macht schartig! Sprich von dem, was sich für deine Jahre schickt, und fliege mir nicht zu hoch hinaus, denn Hochmut kommt vor dem Fall.“

„Die Zigeunerinnen haben den Teufel im Leib!“ sagte der Stadtschultheiß.

Sie nahmen Urlaub; aber ehe sie gingen, sagte das Mädchen, das den Fingerhut hergegeben hatte: „Preziosa, sag mir wahr oder gib mir den Fingerhut zurück, denn ich habe keinen andern für meine Arbeit.“

„Werte Jungfer,“ antwortete Preziosa, „bildet Euch ein, ich hätte Euch schon prophezeit, und verschafft Euch einen andern Fingerhut, oder näht an Euren Säumen bis zu unserm Wiedersehn am nächsten Freitag gar nichts; da will ich Euch dann mehr Glück und Begebenheiten prophezeien, als ein ganzer Ritterroman enthält.“

So gingen sie und schlossen sich den vielen Bäuerinnen an, die zur Zeit des Ave-Maria Madrid zu verlassen pflegen, um in ihre Dörfer zu ziehn. Einige gehörten zu ihren gewöhnlichen Begleiterinnen, an die sie sich anzuschließen pflegten, da die alte Zigeunerin in beständiger Angst lebte, man könnte ihr Preziosa entführen.

Nun geschah es, daß sie eines Morgens auf der Wanderung nach Madrid, als sie dort wieder einmal mit den übrigen Zigeunerinnen ihre Steuer erheben wollten, in einem etwa fünfhundert Schritt von der Stadt entfernten kleinen Tal einen hübschen jungen Mann in reicher Reisekleidung erblickten. Sein Degen und sein Dolch glühten ordentlich von Gold; der Hut war mit einer kostbaren Schnur und vielfarbigen Federn geschmückt. Die Zigeunerinnen blieben bei seinem Anblick stehn, um ihn in aller Gemächlichkeit zu betrachten, denn sie wunderten sich, einen so schönen Jüngling zu solcher Stunde an solchem Orte zu Fuß und allein zu treffen. Er trat auf sie zu und redete die alte Zigeunerin an: „Bei Eurem Leben, Mütterchen, tut mir den Gefallen und kommt mit Preziosa hier auf die Seite, um zwei Worte anzuhören, die Euch von Nutzen sein sollen.“

„Wenn es nicht zu weit abführt und nicht zu lange aufhält, in Gottes Namen!“ versetzte die Alte und rief Preziosa. Sie entfernten sich etwa zwanzig Schritte von den andern, worauf der junge Mann ohne weitere Einleitung also begann:

„Ich bin vom Geist und von der Schönheit Preziosens so hingerissen, daß ich trotz aller Anstrengungen, die ich machte, um es nicht so weit kommen zu lassen, immer mehr überwältigt

wurde und immer weniger imstande war, Widerstand zu leisten. Meine Gebieterinnen (denn diesen Namen werde ich euch fortan geben, wenn der Himmel mein Vorhaben begünstigt), ich bin ein Ritter, wie euch mein Orden beweisen kann“ – damit schlug er den Mantel zurück und zeigte auf der Brust eines der angesehensten Ordenskreuze Spaniens – „bin der Sohn des .....“ (sein Name wird aus guten Gründen hier noch nicht genannt), „unter dessen Vormundschaft und Obhut ich stehe; sein einziger Sohn, der ein ansehnliches Erbe zu erwarten hat. Mein Vater bewirbt sich hier am Hofe um ein Amt, für das er schon vorgeschlagen ist und das er so gut wie sicher erhalten wird. Trotz des Standes und Adels, von dem ich rede und den ihr wohl auch ohne meine Worte schon erkannt habt, möchte ich schon jetzt ein großer Herr sein, um die Niedrigkeit Preziosens zu meiner Höhe erheben zu können, indem ich sie zu meiner Gemahlin und meinesgleichen mache. Ich bewerbe mich nicht um sie, um sie zu täuschen, wie denn in dem Ernst der Liebe, die ich für sie fühle, irgendein Trug nicht liegen kann. Ich will nur das, was ihr gefällt; ihr Wille ist der meinige. Ihr gegenüber ist meine Seele von Wachs, für jeden Eindruck empfänglich; aber dennoch wird sie den Eindruck bewahren, als sei er nicht in Wachs, sondern in Marmor gegraben, dessen Härte der Dauer der Zeit widersteht. Glaubt ihr mir dies, so wird sich meine Hoffnung durch nichts erschüttern lassen; glaubt ihr mir aber nicht, so wird mich euer Zweifel, selbst wenn ich eure Gunst gewinnen sollte, doch in ewiger Angst erhalten. Mein Name ist ....“ (hier nannte er ihn); „den meines Vaters habe ich euch schon gesagt. Sein Haus steht in der und der Straße und hat die und die Kennzeichen. Ihr werdet Nachbarn finden, bei denen ihr Erkundigungen einziehen könnt; auch könnt ihr dies ebensogut bei solchen, die nicht zu unsern Nachbarn gehören, denn meines Vaters und mein eigener Name und Stand sind nicht so unansehnlich, daß man sie in den Höfen des Schlosses und überhaupt irgendwo in der Residenz nicht kennen sollte. Hier habe ich hundert Goldtaler, um sie euch als Aufgeld und Pfand dessen zu geben, was ihr noch von mir bekommen sollt; denn die Hand darf nicht zurückhalten, wenn das Herz einmal geschenkt hat.“

Während der Kavalier also sprach, betrachtete ihn Preziosa aufmerksam, und augenscheinlich hatten ihr seine Worte und seine Gestalt nicht mißfallen. Sie wandte sich an die Alte und sprach: „Erlaubt mir, Großmutter, diesem verliebten Herrn selbst zu antworten.“

„Antworte ihm, was du willst, Kind,“ erwiderte die Alte, „denn ich weiß, du bist zu allem verständig genug.“ Und Preziosa sprach:

„Herr Ritter, bin ich auch nur eine arme und niedrig geborene Zigeunerin, so habe ich doch ein etwas schwärmerisches Köpfchen, das mich zu großen Dingen hinzieht. Mich rühren weder Versprechungen, noch machen mich Geschenke wankend, noch erweicht mich Unterwürfigkeit, noch bringen mich Liebesworte außer Fassung, und wenn ich auch nach der Rechnung meiner Großmutter am kommenden Michaelistage erst mein fünfzehntes Jahr vollende, so bin ich dem Geist nach doch schon gereift und weiter, als mein Alter vermuten läßt, freilich eher durch Mutterwitz als durch Erfahrung. Aber beides sagt mir, daß die Regungen der Liebe in denen, die zum erstenmal verliebt sind, blind wütenden Stürmen gleichen, die den Willen aus seinen Angeln heben, so daß er alle Hindernisse niederwirft, töricht dem Ziel seiner Wünsche nachstürzt und, während er in den Himmel zu fliegen glaubt, den ihm seine Augen vorspiegeln, in die Hölle seines Unglücks fällt. Erreicht er das, was er wünscht, so schwindet der Wunsch mit dem Besitz des ersehnten Gegenstandes, und wohl ists möglich, daß sich dann die Augen des Verstandes öffnen und er nun verabscheut, was er früher angebetet hat. Diese Besorgnis macht mich so behutsam, daß ich keinen Worten glaube und bei gar vielen Taten mißtrauisch bin. Ich habe ein einziges Juwel, das ich höher schätze als das Leben selbst: das ist meine jungfräuliche Unschuld, und die mag ich weder um Versprechungen noch um Geschenke verkaufen, denn immer wäre sie

schließlich verkauft; und wäre sie mir feil, so würde ich sie sehr gering anschlagen. Auch werden sie mir weder eine List noch Vorspiegelungen entreißen, und eher soll sie mit mir ins Grab oder vielleicht in den Himmel gehn, als daß ich sie der Gefahr aussetze, von Hirngespinnsten und Träumereien verletzt zu sehn. Die Jungfräulichkeit ist eine Blume, die sich womöglich nicht einmal durch Gedanken berühren lassen sollte. Wie schnell und leicht verwelkt eine vom Strauch gebrochene Rose! Der eine betastet sie, der andre riecht daran, ein dritter zerblättert sie, und endlich verdirbt sie unter rohen Händen. Wenn Ihr, mein Herr, nur auf diese Beute ausgeht, so könnt Ihr sie nicht anders bekommen als gebunden mit den Schnüren und Banden der Ehe. Soll die Jungfräulichkeit sich beugen, so kann es nur unter diesem heiligen Joch geschehn, denn dann geht sie nicht verloren, sondern wird zu einem freien Geschenk, das seinerseits wiederum einen herrlichen Gewinn verspricht. Wollt Ihr mein Gatte sein, so werde ich Eure Gattin; dem müssen jedoch erst gar manche Bedingungen und Prüfungen vorangehn. Zunächst muß ich erforschen, ob Ihr das, was Ihr sagt, wirklich seid. Bestätigt es sich, so müßt Ihr das Haus Eurer Eltern verlassen und es mit unsern Hütten vertauschen; Ihr müßt Zigeunertracht anlegen und zwei Jahre lang in unsre Schule gehn. Inzwischen kann ich mich dann genügend über Eure Gemütsart unterrichten, sowie Ihr Euch über meine. Nach Ablauf dieser Frist will ich Euch, falls Ihr mit mir zufrieden seid, als Eure Gattin angehören; bis dahin aber werde ich im Umgang nur Eure Schwester und Eure gehorsame Dienerin sein. Auch müßt Ihr bedenken, daß Ihr in der Zeit dieses Noviziats vielleicht Eure Sehkraft wiedererlangt, die gegenwärtig geschwunden oder doch getrübt sein muß, und dann vielleicht gewahr werdet, wie sehr Ihr zu fliehen habt, was Ihr gegenwärtig mit so großem Eifer verfolgt. Erlangt Ihr aber die verlorene Freiheit wieder, so erhaltet Ihr durch aufrichtige Reue auch Verzeihung für jede Schuld. Wollt Ihr unter diesen Bedingungen als Schüler in unsre Schar eintreten, so steht es in Eurer Hand; aber keinen Finger der meinigen bekommt Ihr zu fassen, wenn Ihr gegen eine einzige Bedingung fehlt.“

Der Jüngling staunte über Preziosens Worte und sah ganz verstört auf den Boden, während er allem Anschein nach über eine Antwort nachsann. Als Preziosa dies bemerkte, hob sie von neuem an:

„Es ist dies nicht von so geringer Bedeutung, daß es sich in den wenigen Minuten, die wir jetzt zur Verfügung haben, entscheiden ließe oder entschieden werden müßte. Kehrt in die Stadt zurück, mein Herr, und überlegt des weitern, was Ihr tun wollt. An dieser Stelle hier könnt Ihr mich an jedem Festtage sprechen, wenn ich nach Madrid gehe oder von dort zurückkomme.“

„Als der Himmel mir die Liebe zu dir eingab, meine Preziosa,“ erwiderte der Edelmann, „beschloß ich, alles für dich zu tun, was du von mir fordern würdest, wobei mir freilich nicht in den Sinn kam, was du nun von mir verlangst. Da es jedoch dein Wille ist, daß ich mich dir füge und anschließe, so sieh mich von diesem Augenblick als einen Zigeuner an, denn du wirst in mir stets den gleichen finden, der sich dir jetzt zeigt. Sag mir nur, wann ich meine Kleidung vertauschen soll; ich wollte, es geschähe sogleich. Denn da ich eben Veranlassung hätte, nach Flandern zu gehn, so könnte ich meine Eltern jetzt am ehesten täuschen und mir auf einige Zeit Geld verschaffen; ich werde nur etwa acht Tage für die Vorbereitungen brauchen. Meine Reisegefährten will ich schon so hinters Licht führen, daß mir mein Vorhaben gelingt. Aber um eins bitte ich dich, wenn ich mich erkühnen darf, dich um etwas zu bitten und anzuflehen, daß du nämlich außer heute, da du über meinen und meiner Eltern Stand Erkundigungen einziehst, nicht mehr nach Madrid gehst; denn ich möchte nicht, daß mich eine der unzähligen Gefahren, die dich dort umlauern, des teuer erkaufte Glückes beraubte.“

„Daraus wird nichts, mein schöner Herr,“ entgegnete Preziosa; „wisset ein für allemal, daß ich mir meine Freiheit unverkümmert vorbehalte und sie mir von keiner lästigen Eifersucht

beeinträchtigen oder stören lasse. Freilich werde ich keinen übermäßigen Gebrauch davon machen, und Ihr werdet sehn, wie eng ich meine Sittsamkeit mit meiner Ungebundenheit zu verbinden weiß. Die erste Pflicht jedoch, die ich Euch auferlege, besteht darin, daß Ihr Vertrauen in mich setzt; denn laßt Euch gesagt sein: Liebhaber, die der Eifersucht nachgeben, sind entweder töricht oder vermessen.“

„Du hast den Satan im Kopf, Mädchen!“ rief hier die alte Zigeunerin; „du redest von Dingen, die kein Professor von Salamanka im Munde führt; du weißt von Liebe, von Eifersucht, von Vertrauen: wie kommt das? Steh ich doch vor dir wie eine Gans und höre dir zu wie einer, die in der Verzückung Lateinisch redet, ohne es gelernt zu haben.“

„Schweigt, Großmutter,“ antwortete Preziosa, „und wisset, daß alles, was Ihr von mir hörtet, nur ein Kinderspiel ist im Vergleich zu den viel wichtigeren Dingen, von denen mir das Herz voll ist.“

Preziosens Worte und der Geist, den sie verriet, gossen Öl in die Flamme, die in der Brust des verliebten Kavaliers entbrannt war. Endlich kam man überein, daß man sich nach acht Tagen an diesem Ort wiedersehn wollte; da sollte er dann vom Stande seiner Angelegenheiten Nachricht geben, und sie hätte inzwischen Zeit gefunden, sich von der Wahrheit seiner Angaben zu überzeugen. Der Jüngling zog eine Börse aus Goldstoff hervor, die, wie er sagte, hundert Goldtaler enthielt, und überreichte sie der Alten. Als Preziosa durchaus nicht zugeben wollte, daß die Zigeunerin sie annahm, bemerkte diese:

„Schweig, Kleine! Das sicherste Zeichen, daß der Herr sich gefangen gibt, liegt eben in der Auslieferung seiner Waffen an den Sieger. Zu schenken, sei es aus welcher Ursache es wolle, hat immer als Beweis eines großmütigen Herzens gegolten. Denk an das alte Sprichwort: ‚Von Gott soll mans bitten und in Scheffeln verschütten.‘ Überdies möchte ich nicht, daß die Zigeuner durch mich den seit Jahrhunderten behaupteten Ruf verlören, sie seien betriebsam und fürs Nehmen. Hundert Taler, meinst du, soll ich fahren lassen, die man in den Saum eines Rockes, der keine zwei Realen wert ist, einnähen und bei sich tragen kann wie eine Rente aus den Wiesen in Estremadura? Und wenn nun einer von unsern Söhnen, Enkeln oder Verwandten das Unglück hätte, der Justiz in die Hände zu fallen, könnte er eine bessere Fürsprache vor dem Ohr des Richters und Gerichtsschreibers finden, als wenn diese Taler in ihren Beutel wandern? War ich doch schon dreimal wegen drei verschiedener Delikte eben daran, auf den Schandesel gesetzt und gestäubt zu werden; aber das eine Mal ermöglichte mir eine silberne Kanne den Rückzug, das andre Mal eine Perlenschnur und das drittemal vierzig schwere Realen, die ich für leichte eingewechselt hatte, wobei ich nur zwanzig in den Kauf zu geben brauchte. Bedenke, Kind, daß wir ein gar gefährlich Handwerk treiben voller Schwierigkeiten und Fallstricke, und daß es keine Hilfe gibt, die uns schneller zur Hand wäre und kräftiger unter den Arm griffe, als die unbesiegtten Waffen des großen Philipp; denn über dies Nonplusultra geht nichts. Für eine Dublone mit ihren zwei Gesichtern klärt sich das griesgrämige des Prokurators und sämtlicher Diener des hochpeinlichen Gerichts auf, die wahre Stoßvögel für uns arme Zigeunerinnen sind und sich mehr darauf einbilden, uns zu rupfen und zu schinden, als einen Straßenräuber. Nie, so zerlumpt und erbärmlich sie uns auch sehn, halten sie uns für arme Leute, sondern sie sagen, wir seien wie die Wämser der Strauchdiebe aus Belmonte, zerrissen und schmutzig, aber voller Dublonen.“

„Um des Himmels willen, Großmutter, hört auf, Ihr führt am Ende, um das Geld behalten zu dürfen, so viele Gesetze an, daß Ihr den römischen Kaiser überbietet. Behaltet es, wohl bekomms Euch, und wolle Gott, daß Ihr es in ein Grab senkt, wo es das Tageslicht nie wieder zu sehn



bekommt noch zu sehn braucht. Unsern Begleiterinnen werden wir übrigens etwas davon abgeben müssen, denn sie warten schon lange auf uns, und sie werden verdrießlich geworden sein.“

„Von diesem Geld sollen sie so wenig zu Gesicht bekommen“, erwiderte die Alte, „wie vom Großtürken. Der gute Herr da sieht wohl nach, ob er noch einiges Silbergeld oder ein paar Viertelstücke hat; die will ich unter sie verteilen, denn sie sind mit dem Geringsten zufrieden.“

„Die habe ich,“ entgegnete der Liebhaber und zog drei schwere Realen aus der Tasche, die jene sofort unter die drei Zigeunermädchen verteilte und sie froher und zufriedener machte als einen Theaterdichter, den man nach einem Wettstreit an den Straßenecken als Sieger ausruft. – Es wurde also, wie schon gesagt, beschlossen, in acht Tagen wieder zusammenzukommen, den jungen Mann aber, falls er Zigeuner würde, den ‚Herren-Andres‘ zu nennen, weil es schon mehrere Zigeuner dieses Namens unter ihnen gab. Andres, denn so wollen auch wir ihn fortan nennen, wagte es nicht, Preziosa zu umarmen, übergab ihr aber mit einem Blick seine ganze Seele und machte sich, wenn man so sagen darf, ohne Seele auf den Weg nach Madrid; die andern folgten ihm in vergnügtester Stimmung. Preziosa, in der durch das gewinnende Wesen des Andres wenn auch noch keine Liebe, so doch eine gewisse Zuneigung geweckt war, wollte sich gern bald erkundigen, ob er wirklich der sei, für den er sich ausgab. Sie kam in die Stadt, und kaum war sie durch einige Straßen gegangen, als sie dem Pagen begegnete, von dem die Verse mit dem eingewickelten Goldtaler stammten. Sobald er ihrer ansichtig wurde, trat er auf sie zu und sprach: „Guten Tag, Preziosa; hast du vielleicht die Verse schon gelesen, die ich dir neulich gab?“

Preziosa erwiderte: „Ehe ich dir eine Antwort gebe, mußt du mir ohne allen Rückhalt und beim Leben dessen, was du am meisten liebst, etwas sagen.“

„Einer solchen Beschwörung“, entgegnete der Page, „kann ich nicht widerstehen, sollte mich meine Geschwätzigkeit auch das Leben kosten.“

„Nun, ich wünsche von dir zu erfahren,“ antwortete Preziosa, „ob du etwa ein Dichter bist?“

„Wäre ich es, so müßte ich es zufällig geworden sein,“ versetzte der Page; „du mußt jedoch wissen, Preziosa, daß nur sehr wenige den Namen eines Dichters verdienen, und so bin denn auch ich keiner, sondern nur ein Liebhaber der Dichtkunst und brauche mir deshalb für meine eignen Zwecke keine fremden Verse zu erbetteln. Die ich dir neulich gab, sind von mir, und die ich dir jetzt gebe, ebenfalls; darum bin ich aber noch kein Dichter: davor soll mich Gott bewahren!“

„Ist es denn so schlimm, ein Dichter zu sein?“ fragte Preziosa.

„Nicht schlimm,“ erwiderte der Page; „aber nur Dichter zu sein, das halte ich nicht eben für sonderlich gut. Man muß mit der Poesie verfahren wie mit einem höchst kostbaren Kleinod, das der Besitzer nicht jeden Tag bei sich trägt und nicht allen Leuten und bei jedem Schritte vorzeigt, sondern nur bei schicklicher Gelegenheit. Die Poesie ist ein wunderschönes Mädchen, keusch, sittsam, verständig, witzig und zurückhaltend, das sich in den Schranken der höchsten Klugheit bewegt. Es liebt die Einsamkeit, die Quellen sprechen mit ihm, die Fluren trösten es, die Bäume spielen mit ihm, die Blumen machen es froh; selbst aber erfreut und belehrt es alle, die mit ihm verkehren.“

„Trotzdem“, versetzte Preziosa, „habe ich gehört, sei das Mädchen sehr arm, ja fast eine Bettlerin.“

„Im Gegenteil,“ antwortete der Page, „es gibt keinen Dichter, der nicht reich wäre; denn sie sind alle mit ihrer Lage zufrieden: eine Philosophie, zu der es nur wenige Menschen bringen. Was aber veranlaßt dich, Preziosa, mir diese Frage zu stellen?“

„Der Anlaß“, erwiderte Preziosa, „war, daß mich bei meinem Glauben an die Armut aller oder doch der meisten Dichter der in Eure Verse eingewickelte Goldtaler in Erstaunen setzte. Jetzt aber, da ich weiß, daß Ihr kein Dichter, sondern nur ein Liebhaber der Poesie seid, mögt Ihr vielleicht reich sein, obwohl ich dies bezweifle; denn da Euch ein Teil Eures Wesens treibt, Verse zu machen, so würde durch ihn auch Euer Vermögen draufgehn; denn man sagt, es gäbe keinen Dichter, der ein Vermögen, das er hat, zu erhalten und eins, das er nicht hat, zu erwerben wüßte.“

„Aber ich gehöre nicht zu ihnen,“ entgegnete der Page; „ich mache Verse und bin weder arm noch reich; und ohne viel darauf zu achten oder Rechnung darüber zu führen, kann ich wie die Genueser bei ihren Gastmählern dem, dem ich wohl will, einen oder zwei Taler schenken. Nimm, kostbare Perle, dieses zweite Papier mit dem zweiten Taler darin, ohne dir Gedanken darüber zu machen, ob ich ein Dichter sei oder nicht. Denke und glaube nur, daß der, der dir dies gibt, gern den Reichtum des Midas hätte, um ihn dir schenken zu können.“

Damit übergab er ihr ein Papier, in dem Preziosa den Taler wirklich fand, daher sagte sie:

„Dies Papier wird sicherlich sehr alt, denn es hat zwei Seelen; die eine ist der Taler, die andre sind die Verse, die immer voller Seelen und Herzen stecken. Der Herr Page wisse jedoch, daß ich nicht so viele Seelen bei mir haben mag, und nimmt Er nicht die eine zurück, so glaube Er auch nicht, daß ich die andre annehme; denn ich will ihm wohl, weil er ein Dichter ist, aber nicht etwa, weil er Geschenke austeilte. Unter dieser Beschränkung jedoch können wir eine dauernde Freundschaft schließen, denn an einem Taler, so stark das Wohlwollen auch sei, kann es eher einmal fehlen als an der Stimmung für eine Romanze.“

„Steht es so,“ antwortete der Page, „und willst du, Preziosa, durchaus, daß ich arm sei, so verschmähe mindestens die Seele, die in diesem Papier enthalten ist, nicht; den Taler aber gib mir zurück, denn da ihn deine Hand einmal berührt hat, so werde ich ihn zeitlebens als eine Reliquie aufbewahren.“

Preziosa nahm den Taler aus dem Papier und behielt nur dies zurück, ohne es jedoch auf offener Straße zu lesen. Der Page entfernte sich höchst zufrieden, denn er hielt Preziosa schon für gewonnen, da sie so freundlich mit ihm gesprochen hatte. Ihr aber lag jetzt vor allem daran, Andres' väterliches Haus zu suchen; sie wollte sich nirgends aufhalten noch tanzen und gelangte schnell in die ihr wohlbekanntere Straße, in der das Gebäude liegen sollte. Als sie ungefähr bis in die Mitte gekommen war, warf sie einen Blick auf ein paar vergoldete Balkone, die man ihr als Kennzeichen genannt hatte. Dort stand ein Kavalier von etwa fünfzig Jahren, mit einem farbigen Ordenskreuz auf der Brust und von achtunggebietender Erscheinung. Kaum hatte er das Zigeunermädchen bemerkt, so rief er ihr zu: „Kommt herauf, Kinder, ihr sollt ein Almosen haben!“

Bei diesem Ruf eilten noch drei andre Herren auf den Balkon, unter denen auch Andres war, und als er Preziosa gewahr wurde, erblich er und verlor fast die Besinnung, so überraschend wirkte ihr Anblick auf ihn. Sämtliche Zigeunerinnen stiegen hinauf, mit Ausnahme der Alten, die unten blieb, um bei der Dienerschaft Erkundigungen darüber einzuziehen, ob Andres die Wahrheit gesagt hatte. Als die Mädchen den Saal betraten, sagte der alte Herr eben zu den übrigen: „Das ist ohne Zweifel die schöne junge Zigeunerin, die gegenwärtig in Madrid umherziehen soll.“

„Sie ist es,“ erwiderte Andres, „und sie ist ohne Zweifel das schönste Geschöpf, das man je sah.“

„So sagt man,“ entgegnete Preziosa, die jene Worte im Hereintreten gehört hatte; „aber man täuscht sich wahrlich um wenigstens die Hälfte meines wirklichen Wertes. Hübsch glaube ich freilich zu sein, aber daß ich so schön wäre, wie die Leute behaupten, das glaube ich nicht.“

„Beim Leben meines Sohnes, meines Juanico,“ erwiderte der alte Herr, „du bist noch schöner als man sagt, niedliche Zigeunerin!“

„Und wer ist Euer Juanico?“ fragte Preziosa.

„Der hübsche junge Mann da neben dir,“ erwiderte der Kavalier.

„Glaubte ich doch wahrhaftig,“ versetzte Preziosa, „Euer Gnaden schwüren bei einem Kind von zwei Jahren! Seht einmal, welch ein Don Juanico! Welch eine Pracht! Auf mein Wort, der könnte schon eine Frau nehmen; und nach den Linien auf seiner Stirne werden auch keine drei Jahre ins Land gehn, ehe er eine hat, und zwar ganz nach seinem Geschmack, falls er ihn bis dahin nicht verliert oder gegen einen andern umtauscht.“

„Seht mir doch,“ bemerkte einer der Anwesenden, „was das Mädchen von Linien versteht!“

Unterdessen hatten sich die drei Begleiterinnen Preziosens in einen Winkel des Zimmers gedrängt, steckten die Köpfe zusammen und flüsterten, um nicht gehört zu werden, ganz leise miteinander.

„Mädchen,“ sagte Christina, „das ist der Herr, der uns heute früh die drei schweren Realen gegeben hat.“

„Freilich, freilich,“ antworteten die andern, „aber wir wollen kein Wort darüber verlieren, wenn er selbst nichts sagt; wissen wir doch nicht, ob er sich gern zu erkennen gibt!“

Während dies unter den dreien vorging, erwiderte Preziosa dem, der die Bemerkung über die Deutung der Linien in der Hand gemacht hatte: „Was ich nicht mit den Augen sehe, das sagt mir mein kleiner Finger. So weiß ich vom Herrn Juanico, ohne seine Hand gesehen zu haben, daß er ein wenig verliebt, ungestüm, vorschnell ist und gern Dinge verspricht, die unmöglich scheinen; und wolle Gott, daß er nicht etwa gar lügnerisch ist, denn das wäre das Schlimmste von allem. Er hat jetzt eine Reise an einen weit entfernten Ort zu machen; aber anders denkt der Rappe und anders der, der ihn sattelt. Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Vielleicht vermeint er nach Oñez zu gehn und kommt nach Gamboa.“

Da erwiderte Don Juan: „Wahrhaftig, Zigeunermädchen, du hast manches von meiner Gemütsart erraten; was aber die Neigung zum Lügen betrifft, so bist du auf ganz falschem Wege, denn ich rühme mich, in jedem Fall die Wahrheit zu sagen. In betreff der weiten Reise hast du wiederum recht; gefällt es Gott, so werde ich allerdings in vier oder fünf Tagen nach Flandern aufbrechen, und zwar trotz deiner Prophezeiung, daß ich den Weg verfehlen werde; denn ich hoffe nicht, daß mir unterwegs irgendein Unfall zustößt, der mich daran hindern könnte.“

„Still, kleiner Herr!“ erwiderte Preziosa. „Empfiehl dich Gott, so wird alles gut gehn, und sei versichert, daß ich nichts von dem, was ich zu wissen behauptet habe, wirklich wußte; und das ist auch weiter kein Wunder, denn da ich aufs Geratewohl allerlei herausschwätze, so treffe ich mitunter auch die Wahrheit. Jetzt möchte ich nur, ich könnte dich mit ebensoviel Erfolg überreden, nicht abzureisen, sondern ruhigen Herzens bei deinen Eltern zu bleiben und ihnen ein glückliches Alter zu bereiten; denn bei diesem Hin- und Herreisen nach Flandern kommt nichts Gutes heraus, besonders für junge Leute von so zartem Alter. Werde erst ein wenig älter, um die Beschwerden des Kriegs ertragen zu können, um so mehr, als du Krieg genug im eignen Hause hast und genug der Liebeskämpfe in deinem Herzen stürmen. Ruhig, ruhig, kleiner Brausekopf,

und bedenke, was du tust, ehe du heiratest, uns aber gib ein Almosen um Gottes und deiner selbst willen; denn ich glaube wahrhaftig, du bist aus trefflichem Stamme; und kommt die Wahrhaftigkeit noch hinzu, so will ich, wenn sie sich erprobt hat, ein Jubellied anstimmen, weil ich in all meinen Angaben das Richtige getroffen habe.“

„Ich sagte dir schon, mein Kind,“ entgegnete der Don Juan, der zum ‚Herren-Andres‘ werden sollte, „daß du in allem die Wahrheit triffst; nur in deiner Besorgnis, ich sei nicht sonderlich wahrheitsliebend, irrst du völlig. Das Wort, das ich dir im Felde gebe, halte ich in der Stadt und wo sonst du willst, ohne mich erst mahnen zu lassen; denn wer dem Laster der Lüge verfällt, darf sich für keinen Ritter achten. Mein Vater wird dir um Gottes und meinetwillen ein Almosen reichen; denn wahrlich, ich habe, was ich bei mir hatte, heute früh einigen Damen gegeben, die mir keine sonderlichen Zinsen zahlen werden, wenn sie, besonders die eine unter ihnen, so leichtfertig sind wie schön.“

Als Christina das hörte, flüsterte sie den übrigen Zigeunerinnen ebenso heimlich wie das erstemal zu: „Kinder, ich will des Todes sein, wenn er da nicht die drei schweren Realen meint, die er uns heute morgen gegeben hat.“

„Das kann nicht sein,“ erwiderte eine von ihnen, „denn er sagt ja, es seien Damen gewesen, was wir nicht sind, und da er so wahrhaftig zu sein behauptet, wird er auch hierin nicht lügen.“

„Eine Lüge,“ antwortete Christina, „die niemandem zum Schaden, dem aber, der sie sagt, zu Nutz und Vorteil gereicht, ist nicht von so großer Bedeutung; übrigens sehe ich bei all dem noch nicht, daß wir einen Pfennig erhielten oder daß man uns tanzen ließe.“

Inzwischen kam auch die alte Zigeunerin herauf und sprach: „Kind, mach daß du fertig wirst; es wird spät, und es gibt noch viel zu tun und noch mehr zu reden.“

„Nun, was gibt es denn, Großmutter?“ fragte Preziosa, „einen Jungen oder ein Mädchen?“

„Einen Jungen, und einen hübschen,“ entgegnete die Alte; „komm, Preziosa, und du sollst deine Wunder hören.“

„Wolle Gott, daß er keines jähen Todes sterbe!“ erwiderte Preziosa.

„Alles wird gut gehn,“ versetzte die Alte, „besonders da die Geburt bis jetzt gehörig vor sich gegangen; und das Kind ist ein wahres Goldbübchen.“

„Ist eine Dame in die Wochen gekommen?“ fragte der Vater des Herren-Andres.

„Ja, mein Herr,“ erwiderte die Zigeunerin, „aber die Geburt fand so im stillen statt, daß niemand davon weiß als Preziosa und ich und noch jemand; und somit können wir nichts darüber verlauten lassen.“

„Wir wollen auch nichts wissen,“ sagte einer der Anwesenden; „aber Gott gnade derjenigen, die ihr Geheimnis auf eure Zungen niederlegt und ihre Ehre eurem Beistand anvertraut.“

„Wir sind nicht alle so schlimm,“ erwiderte Preziosa; „vielleicht gibt es eine unter uns, die sich der Verschwiegenheit und der Wahrheitsliebe ebensosehr rühmen kann wie der vornehmste Mann in diesem Saal. Kommt, Großmutter, man schlägt uns hier zu niedrig an, denn wahrhaftig, wir sind weder Diebe noch Bettler.“

„Werde nicht böse,“ sagte der Vater, „denn wenigstens von dir, Preziosa, läßt sich, denke ich,

Schlimmes nicht sagen; dein unschuldiges Gesicht bürgt für die Unschuld deines Treibens. Aber tu mir die Liebe, Prezioschen, und tanze ein wenig mit deinen Begleiterinnen. Ich habe da eine Golddublone mit zwei Gesichtern, von denen jedoch keins dem deinigen gleichkommt, obwohl die Köpfe Königen angehören.“

Kaum hatte die Alte das vernommen, so rief sie: „Auf, Mädchen, tummelt euch und macht den Herren ein Vergnügen!“

Preziosa ergriff die Schellentrommel, und sie tanzten ihre Wendungen und verschlungenen Schritte mit so viel Leichtigkeit und freiem Anstand, daß die Augen aller Zuschauer ihren Füßchen folgten, besonders die des Andres, die an Preziosas Füßen hingen, als fänden sie dort den Mittelpunkt ihres Himmels. Das Schicksal aber trübte ihm diesen Himmel plötzlich so, daß er sich in eine Hölle verwandelte, denn es traf sich, daß in der Lebhaftigkeit des Tanzes Preziosen das Papier entfiel, das ihr der Page gegeben hatte. Kaum aber war es gefallen, so hob jener Herr, der von den Zigeunerinnen eine so schlimme Meinung hatte, es auf, öffnete es unverweilt und rief:

„Vortrefflich! ein Sonettchen! haltet ein mit dem Tanze und hört mir zu, denn nach dem ersten Vers zu schließen, ist es gar nicht übel.“

Preziosen war dies verdrießlich, da sie den Inhalt noch nicht kannte. Sie bat, man möchte es ihr ungelesen zurückgeben; der Eifer aber, mit dem sie darum bat, schärfte in Andres nur die Begierde, es zu hören. Kurz, der Kavalier las mit lauter Stimme diese Verse:

Wenn Preziosa greift zum Spiel der Glocken  
Und in die Luft die süßen Klänge hallen,  
So läßt sie Perlen ihrer Hand entfallen,  
Und aus dem Munde streut sie Blütenflocken.  
Die Seele staunt, es steht das Herz erschrocken  
Vor dieses Geistes holdem Erdenwallen,  
Den nach des Himmels staubentrückten Hallen  
Die Unschuld und die Reinheit wieder locken.  
Gefesselt führt sie an dem kleinsten Haare  
Viel tausend Seelen, und von ihren Füßen  
Hervor läßt Amor Pfeil um Pfeile fliegen.  
Sie hellt und blendet mit dem Sonnenpaare,  
Worin der Liebe ewge Throne liegen,  
Und läßt auf höhern Glanz noch für sich schließen.

„Bei Gott!“ rief der Kavalier, der vorgelesen hatte, „der Dichter, der dies schrieb, versteht sich auszudrücken!“

„Es ist kein Dichter,“ sagte Preziosa, „sondern ein sehr höflicher und freigebiger Page.“

Bedenke, was du gesagt hast und was du sagen willst, Preziosa, denn es ist nicht sowohl ein Lob des Pagen wie ein Dolchstoß durch die Brust deines Zuhörers Andres. Willst du ihn sehn, Kind? Wende nur die Augen, und du wirst ihn ohnmächtig, mit Angstschweiß bedeckt auf dem Stuhl

erblicken. Denke nicht, Mädchen, Andres liebe dich nur zum Scherz, und ihn verwunde und ängstige nicht die kleinste deiner Unbesonnenheiten! Um Gottes willen, tritt zu ihm hin und sage ihm ein paar Worte ins Ohr, die ihm zu Herzen gehn und ihn wieder zu sich bringen. Willst du das nicht, so bringe nur jeden Tag ein Sonett zu deinem Lobe zum Vorschein, und bald wirst du sehn, wohin ihn das führt.

All das begab sich wirklich so, denn als Andres dem Sonette lauschte, durchzuckten ihn tausend Bilder der Eifersucht. Er sank zwar nicht in Ohnmacht, aber er wurde so blaß, daß sein Vater es bemerkte und fragte: „Was ist dir, Don Juan? Du wechselst die Farbe, als wolltest du ohnmächtig werden.“

„Keine Sorge!“ rief Preziosa, „laßt mich ihm nur ein Wörtchen ins Ohr sagen, und Ihr werdet sehn, daß es zu keiner Ohnmacht kommt.“

Damit trat sie auf ihn zu und flüsterte, beinahe ohne die Lippen zu bewegen: „Ein schöner Mut für einen Zigeuner! Wie willst du die Folter aushalten, Andres, wenn du nicht einmal ein Stück Papier erträgst?“

Zugleich machte sie ihm ein halb Dutzend Kreuze aufs Herz und trat zurück. Andres begann wieder zu atmen, was darauf schließen ließ, daß Preziosas Worte wohlthätig auf ihn eingewirkt hatten. Kurz, sie erhielt die doppelköpfige Dublone und sagte ihren Gefährtinnen, sie werde sie wechseln lassen und ehrlich mit ihnen teilen.

Andres' Vater bat sie, ihm den Spruch, mit dem sie Don Juan zugesprochen hatte, aufzuschreiben, da er ihn für alle Fälle zur Hand haben möchte. Sie erwiderte, sie wolle ihm die Worte gern angeben, er dürfe versichert sein, obwohl sie scheinbar nur Unsinn seien, besäßen sie doch die besondere Kraft, Ohnmachten und Schwindel zu vertreiben. Sie lauteten also:

Köpflein, du hast selbst die Schuld;  
Woll dich nicht so sehr erhitzen,  
Und erwähle, dich zu stützen,  
Die gesegnete Geduld.  
Rascher Mut  
Kühle dein Blut.  
Wolle nicht wanken  
Zu schlimmen Gedanken,  
Und bald wirst du Wunder sehn,  
Wie sie nicht zu oft geschehn.  
Somit Gott gepriesen  
Und Sankt Christoph, den Riesen!

„Nur die Hälfte dieses Spruches“, sagte Preziosa, „braucht man dem Ohnmächtigen zuzuflüstern, indem man sechsmal das Zeichen des Kreuzes macht, so ist er alsbald wieder frisch wie ein Apfel.“

Als die alte Zigeunerin diesen angeblichen Segen hörte, war sie ganz erstaunt, und noch mehr war es Andres, der wohl sah, daß alles nur eine Erfindung ihres schnell besonnenen Geistes war. Das Sonett behielt man zurück, weil Preziosa es nicht fordern mochte, um Andres nicht neue Qualen zu bereiten; denn ohne daß man es sie gelehrt hatte, wußte sie bereits, was es heißt, wenn man einem Liebenden, der sich ganz hingibt, die Angst und Pein und die Schrecken der

Eifersucht einflößt. Als die Zigeunerinnen Abschied nahmen, sagte sie zu Don Juan: „Bedenkt, mein Herr, daß jeder Tag dieser Woche für Eure Abreise günstig und keiner unheilvoll ist; beschleunigt Euren Aufbruch, so sehr Ihr könnt, denn es wartet Euerer ein reiches, freies und gar angenehmes Leben, falls Ihr Euch ihm bequemen wollt.“

„Mir scheint im Gegenteil,“ erwiderte Don Juan, „als böte das Soldatenleben mehr des Zwanges als der Freiheit; aber ich will sehn, wie ich mich dahinein schicke.“

„Ihr werdet mehr sehn, als Ihr denkt,“ entgegnete Preziosa; „Gott schütze und erhalte Euch, wie Euer gutmütiges Gesicht es verdient.“

Diese letzten Worte heiterten Andres auf, die Zigeunerinnen aber waren voller Freude; sie ließen die Dublone wechseln und verteilten sie gleichmäßig unter sich, nur daß die Alte, wie von allen Sammlungen, anderthalb Teile bekam, und zwar erstens ihrer hohen Jahre wegen, und zweitens weil sie die Magnetnadel war, nach der die andern sich auf dem hohen Meer ihrer Tanzkünste, Scherze und Schelmenstücke richteten.

Endlich kam der Morgen, an dem sich der Herren-Andres in aller Frühe auf einem gemieteten Maultier, ohne irgendeinen Bedienten, an dem Orte einstellte, wo wir ihn zuerst gefunden haben. Dort traf er Preziosa und deren Großmutter, die ihn voll Freuden empfingen. Er bat, sie möchten ihn vor Anbruch des Tages nach dem Lager führen, damit man nicht auf seine Spur geriete, falls man ihn etwa suchen sollte. Sie, die vorsichtig genug gewesen waren, allein zu kommen, traten sofort den Rückweg an und gelangten in kurzer Zeit mit ihm zu ihren Hütten. Andres ging in eins der Zelte, das größte des Lagers, und alsbald eilten zehn bis zwölf Zigeuner zu seinem Empfang herbei, insgesamt junge, starke, wohlgestaltete Leute, denen die Alte den neuen Gefährten, der kommen sollte, schon gemeldet hatte. Verschwiegenheit brauchte sie ihnen dabei nicht erst besonders zu empfehlen, da sie Geheimnisse stets gewissenhaft und klug bewahren. Sie warfen zugleich ein Auge auf das Maultier, und einer sagte: „Das kann man am Donnerstag in Toledo verkaufen.“

„Nein,“ erwiderte Andres, „denn es gibt keinen Maultiertreiber in Spanien, der nicht jedes gemietete Maultier auf den ersten Blick kennte.“

„Bei Gott, Herr Andres,“ versetzte einer von den Zigeunern, „hätte das Tier auch mehr Zeichen an sich als dem jüngsten Tage vorausgehen werden, wir würden es hier schon so verwandeln, daß es weder die Mutter, die es geboren, noch der Herr, der es aufgezogen hat, mehr erkennen sollten!“

„Trotzdem“, entgegnete Andres, „muß diesmal meine Meinung entscheiden: das Tier muß sterben und wird so verscharrt, daß auch kein Knochen von ihm je wieder zum Vorschein kommt.“

„Das wäre eine große Sünde,“ bemerkte ein anderer Zigeuner. „Einem Unschuldigen soll man das Leben nehmen? Sprecht nicht so, guter Andres, sondern merkt auf: Betrachtet das Tier genau, prägt Euch all seine Kennzeichen recht ins Gedächtnis ein und laßt es mich dann fortnehmen: erkennt Ihr es in zwei Stunden noch wieder, so mag man mich peitschen wie einen entlaufenen Neger.“

„Ich kann durchaus nicht zugeben,“ sagte Andres, „daß das Tier am Leben bleibe, und wenn Ihr mir noch so viel von seiner Verwandlung erzählt. Solange die Erde es nicht bedeckt, bin ich in Gefahr, entdeckt zu werden; handelt es sich aber um den Nutzen, der aus seinem Verkauf zu gewinnen wäre, so trete ich keineswegs so arm unter meine neuen Kameraden, um nicht als Eintrittsgeld den Wert von vier Maultieren erlegen zu können.“

„Nun, wenn der Herr Andres es durchaus will,“ erwiderte ein anderer Zigeuner, „so möge das Unschuldige sterben, und Gott weiß, daß es mir leid tut sowohl um seine Jugend, denn es hat noch seine Füllenzähne, was man bei einem Mietsmaultier fast niemals trifft, wie auch, weil es einen guten Schritt haben muß, denn es hat keine Striemen in den Weichen und keine Sporenmäler.“

Sein Tod wurde indessen bis auf den Abend verschoben, und der Rest des Tages wurde für die Feierlichkeiten verwandt, unter denen Andres im Volk der Zigeuner aufgenommen wurde. Sie bestanden in folgendem: Man räumte ihm eins von den größten Zelten des Lagers ein, schmückte es mit Zweigen und Zypergras, ließ den Ankömmling auf dem Stumpf eines Korkbaumes Platz nehmen, gab ihm einen Hammer und ein paar Zangen in die Hand und ließ ihn beim Klang zweier von Zigeunern gespielten Gitarren zwei Luftsprünge machen. Dann entblößte man ihm den einen Arm und gab ihm mit einem neuen seidenen Band und einem Stöckchen zwei leichte Streiche. Bei all dem waren Preziosa und viele andre alte und junge Zigeunerinnen zugegen; die einen betrachteten ihn mit Bewunderung, die andern mit geheimer Neigung; denn so gefällig war seine Gestalt, daß sie selbst Zigeunern Liebe einflößte. Als die Zeremonien vorüber waren, nahm ein alter Zigeuner Preziosen bei der Hand, führte sie Andres vor und sprach: „Dieses Mädchen, die Blume und den Ausbund aller Zigeunerschönheit in Spanien, übergeben wir dir zum Weibe oder zur Liebsten, denn hierin kannst du tun, was am meisten nach deinem Geschmack ist; unser reiches, freies Leben ist keinen Zierereien und Förmlichkeiten unterworfen. Betrachte sie genau und sieh, ob sie dir recht ist, oder ob du irgend etwas an ihr bemerkst, was dir mißfällt; denn dann wähle dir unter den andern Mädchen, die hier stehn, diejenige aus, mit der du am meisten zufrieden bist, und wir werden sie dir überlassen. Wisse aber, wenn du sie einmal gewählt hast, so darfst du sie nicht um einer andern willen wieder verlassen oder mit andern, sei es Verheirateten oder Mädchen, zusammenhalten, denn wir beobachten das Gesetz der Freundschaft unverbrüchlich. Keiner streckt die Hand nach dem Gute des andern aus, wir leben frei und ledig von der Pest der Eifersucht, und gibt es auch manche Ehe unter Blutsverwandten, so gibt es doch keinen Ehebruch bei uns. Kommt bei einem Eheweib oder bei einer Liebsten eine Untreue vor, so gehen wir nicht erst vor Gericht, um Strafe zu fordern, sondern wir selbst sind die Richter und Nachrichten unsrer Weiber und Liebsten, die wir so ohne alle Umstände auf den Bergen und in den Wüsten umbringen und begraben, als wären sie schädliche Tiere. Da gibt es keinen Verwandten, der Rache für sie nähme, keine Eltern, die uns wegen ihres Todes verklagten. So wird durch Angst und Furcht die Zucht unter den Frauen erhalten, und wir selber leben in Sicherheit. Außer der Frau oder der Liebsten jedoch, die stets dem verbleibt, dem sie durch das Schicksal zufiel, haben wir wenig, was nicht gemeinsames Eigentum wäre. Außer dem Tod aber scheidet bei uns auch das Alter den Ehebund. Wer will, kann, falls er selbst jung ist, eine alte Frau verlassen und eine andre wählen, die dem Geschmack seiner Jahre mehr zusagt. Durch diese und einige andre Gesetze und Bedingungen halten wir unsre Gesellschaft aufrecht und leben in Freuden. Wir sind die Herren der Felder, der Äcker, der Wälder, der Berge, der Quellen und Flüsse. Die Berge geben uns unentgeltlich Holz, die Bäume Obst, die Reben Trauben, die Gärten Gemüse, die Quellen Wasser, die Flüsse Fische, die Gehege Wildbret, die Felsen Schatten, die Schluchten Kühlung, die Höhlen Häuser. Für uns sind die Unbilden der Witterung Erfrischungen, der Schnee dient uns zur Erquickung, der Regen zum Bade, der Donner als Musik, der Blitz als Fackel. Für uns ist die harte Erde ein weiches Federbett, die schwielige Haut unsres Leibes dient uns als undurchdringlicher Harnisch; für unsre Gewandtheit sind weder Gitter ein Hindernis, noch halten uns Gräben zurück, noch können Mauern uns bannen. Unsern Mut fesseln weder Stricke, noch schüchtern ihn Fußblöcke ein, noch ersticken ihn Daumenschrauben, noch bändigt ihn der Pranger. Zwischen Ja und Nein machen wir, wenn unser Vorteil es heischt, keinen



Unterschied. Stets setzen wir eine größere Ehre darein, Märtyrer als Bekenner zu sein. Für uns wachsen die Lasttiere auf den Feldern auf, und für uns schneidet man in den Städten die Taschen zurecht. Kein Adler noch irgendein anderer Raubvogel stürzt schneller auf seine Beute, als wir uns auf die Gelegenheit stürzen, aus der wir Nutzen zu ziehen gedenken. Kurz wir sind in manchen Dingen geschickt, die uns ein glückliches Ende sichern, denn im Gefängnis singen, am Pranger schweigen wir, bei Tag arbeiten und bei Nacht stehlen wir, oder besser, wir warnen die Leute, daß keiner sein Eigentum unordentlich hinwerfe, wo er gerade gehe und stehe. Uns plagt keine Angst, unsre Ehre einzubüßen, noch raubt uns die Sucht, sie zu mehren, den Schlaf. Wir brauchen uns keine Gönner zu gewinnen noch früh aufzustehen, um Bittschriften zu überreichen; wir brauchen keinen großen Herren das Geleit zu geben, noch um Gunstbezeugungen zu betteln. Diese Hütten und tragbaren Zelte sehen wir an als goldne Dächer und prächtige Paläste; statt der Gemälde und niederländischen Landschaften betrachten wir die Reize der Natur in diesen hohen Klippen und beschneiten Kuppen, diesen weit gedehnten Wiesen und dichten Gesträuchen, die sich unserm Blick bei jedem Schritte bieten. Zu Astronomen werden wir von selbst, denn da wir fast immer im Freien schlafen, so wissen wir jederzeit, welche Stunde des Tages oder der Nacht es ist. Wir sehn, wie die Morgenröte die Sterne des Himmels verdrängt und zertritt und mit ihrer Gefährtin, der Tagesdämmerung, emporsteigt, Freude in der Luft, Kühlung im Wasser und Feuchte auf der Erde verbreitend, und dann die Sonne, die ‚Wipfel vergoldend‘ (wie ein Dichter sagt) ‚und die Berge umzitternd‘. Wir fürchten nicht zu erfrieren, wenn sie fern ist und uns nur mit schrägen Strahlen trifft, und ebensowenig zu verbrennen, wenn sie senkrecht auf uns herabbrennt. Der Sonne wie dem Frost, der Unfruchtbarkeit wie dem Überfluß bieten wir gleichermaßen die Stirn, kurz wir sind Leute, die durch ihre Kunst auf ihr Glück hin leben, ohne uns um das alte Sprichwort zu kümmern: Kirche, Meer oder Königshaus [2]. Wir haben, was wir wollen, weil wir mit dem zufrieden sind, was wir haben. All das aber sage ich Euch, edler Jüngling, damit Ihr das Leben, in das Ihr eintretet, und die Art, wie Ihr Euch zu benehmen habt, nach dieser meiner kurzen Schilderung ein wenig kennen lernt; noch gar viel andres, das der Beachtung nicht minder wert ist, als das, was Ihr soeben vernommen habt, werdet Ihr in Zukunft bei uns finden.“

Der beredte alte Zigeuner verstummte, und der Novize entgegnete, er freue sich sehr, so löbliche Gesetze vernommen zu haben; er gedenke allerdings in einen so sehr auf Vernunft und Staatsklugheit gegründeten Orden zu treten, und er bedaure nur, nicht schon früher Kunde von einem so lustigen Leben erhalten zu haben; so entsage er denn in diesem Augenblick dem Stande eines Ritters und dem eitlen Ruhme der erlauchten Abkunft; er stelle alles unter das Joch, oder besser, unter die Gesetze, nach denen seine neuen Freunde lebten, da sie seinen Wunsch, ihnen zu Diensten zu sein, durch eine so hohe Belohnung anerkannt und ihm die göttliche Preziosa zugesprochen hätten, um derentwillen er Kronen und Kaiserreichen entsagen oder sie doch einzig begehren würde, um sie ihr zu Füßen zu legen.

Preziosa erwiderte: „Haben es auch die Herren Gesetzgeber kraft ihrer Gesetze für richtig erfunden, daß ich die Deine sei und mich dir übergeben, so habe doch ich durch das Gesetz meines eignen Willens (und das ist stärker als alle) bestimmt, daß ich es nur unter den Bedingungen sein will, die wir beide vor deiner Ankunft an diesem Ort miteinander verabredet haben: zwei Jahre lang mußt du in unsrer Gesellschaft leben, ehe du in meinen Besitz gelangst, damit nicht du nachher einen vorschnellen Schritt zu bereuen hast und ich durch Übereilung ins Unglück gerate. Persönliche Bedingungen brechen das allgemeine Gesetz; du weißt, welche ich dir auferlege, und willst du sie beobachten, so werde ich vielleicht die Deine und du der Meine. Willst du nicht, so ist ja dein Maultier noch nicht getötet, deine Kleider sind unversehrt, und von deinem Gelde fehlt kein Pfennig. Noch bist du keinen Tag aus deinem Hause fort, verwende die

Zeit bis zur Nacht, um zu überlegen, was du tun sollst. Diese Herren können dir wohl meinen Leib, aber nicht meine Seele übergeben; die ist frei, wurde frei geboren und soll frei bleiben, so lange es mir gefällt. Bleibst du hier, so werde ich dich schätzen; kehrst du zurück, so werde ich dich deshalb nicht geringer achten, denn mir scheint, die Leidenschaft jagt verhängten Zügels davon, bis sie auf die Vernunft oder auf eine Enttäuschung trifft; und ich möchte nicht, daß du es mit mir machtest wie der Jagdhund, der den verfolgten Hasen kaum erreicht und gefaßt hat, so läßt er ihn wieder fahren, um einem andern nachzulaufen, der ihm weit voraus ist. Die Augen sind bisweilen geblendet, so daß sie auf den ersten Blick Rauschgold von echtem Golde nicht unterscheiden, aber gar bald erkennen sie den Unterschied zwischen dem Wahren und Falschen. Weiß ich, ob dir die Schönheit, die du mir zuschreibst und über Sonnenlicht und Gold erhebst, bei näherem Betrachten nicht als glanzlos und bei der Prüfung als Tombak erscheinen wird? Zwei Jahre gebe ich dir, um zu erwägen und herauszufinden, was du tun oder lassen sollst; hast du einmal zugegriffen, so kannst du es nur durch den Tod wieder rückgängig machen. Daher ist es gut, daß du Zeit hast, und lange Zeit, um den Gegenstand deiner Wahl zu betrachten und zu prüfen und Fehler und Tugenden an ihm zu entdecken. Denn ich erkenne das barbarische und vermessene Vorrecht nicht an, das meine Vettern da sich nehmen, die ihre Frauen verstoßen oder mißhandeln, wenn sie ihrer überdrüssig werden. Da ich nichts zu tun gedenke, was Züchtigung verdient, so mag ich auch keinen Gefährten, der mich nach Belieben wegschicken könnte.“

„Du hast recht, Preziosa,“ entgegnete Andres; „willst du also, daß ich dir deine Besorgnis und deinen Argwohn nehme, indem ich dir schwöre, nicht um Haaresbreite deinen Anordnungen zuwiderzuhandeln, so sage nur, welchen Schwur du von mir verlangst, oder welches sonstige Sicherheitspfand ich dir geben soll; du wirst mich zu allem bereit finden.“

„Schwüre und Versprechungen,“ erwiderte Preziosa, „die ein Gefangener ausspricht, um die Freiheit zu erlangen, werden selten erfüllt, wenn er sie erlangt hat. Und ebenso, glaube ich, ist es mit den Eiden der Verliebten, die die Flügel Merkurs und die Blitze Jupiters versprechen würden, um ihr Ziel zu erreichen; hat sie mir doch schon ein Dichter versprochen und noch dazu bei den stygischen Fluten geschworen. Ich verlange weder Eide noch Versprechungen, Herr Andres, sondern alles soll auf die Probe dieses Noviziats ankommen; ich werde schon auf meiner Hut sein, falls Ihr etwas Unrechtes gegen mich unternehmen solltet.“

„So sei es!“ antwortete Andres; „nur um eins bitte ich meine Herren Kameraden: daß sie mich nämlich nicht nötigen, vor Ablauf von etwa einem Monat zu stehlen, denn ich glaube, ich werde ein sehr schlechter Spitzbube sein, wenn ich nicht zuvor noch viele Lektionen genommen habe.“

„Gemach, mein Sohn,“ rief der alte Zigeuner, „wir wollen dich schon so einfuchsen, daß du ein Meister im Handwerk werden sollst; und verstehst du es einmal, so wirst du genug Gefallen daran finden, um dir die Finger danach zu lecken. Wahrlich, es ist keine Kinderei, morgens leer auszuziehen und abends mit einer hübschen Tracht ins Lager zurückzukehren.“

„Mit einer Tracht Prügel habe ich Leute, die leer auszogen, wohl auch schon zurückkehren sehn,“ bemerkte Andres.

„Wenn man Fische fängt, werden die Hände naß,“ antwortete der Alte. „Alles im Leben hat seine Gefahr; dem Spitzbuben drohen die Galeere, die Peitsche und der Galgen, aber wenn ein Schiff in einen Sturm gerät oder versinkt, sollen die andern deshalb die Fahrt aufgeben? Es wäre was Rechtes, wenn man keine Soldaten mehr halten wollte, weil der Krieg Menschen und Pferde frißt! Wir aber können um so weniger auf solche Dinge Rücksicht nehmen, als jeder, der von der Justiz gepeitscht wird, in unsern Augen ein Ordenskreuz auf dem Rücken trägt, das uns ehrenhafter dünkt als eines der vornehmen Kreuze auf der Brust. Die Hauptsache ist, daß man

nicht schon in der Blüte der Jugend und gleich nach den ersten Verstößen mit des Seilers Tochter tanzt; aber so ein Fliegenstreich auf den Rücken oder eine Spazierfahrt auf der Galeere – das kann uns weiter nicht schrecken. Sohn Andres, bleibt immerhin für jetzt noch im Nest unter unsern Flügeln; wir wollen Euch schon eines Tages zum Fluge hervorziehen, und zwar an einem Ort, wo Ihr nicht ohne Beute zurückkehren sollt. Wie gesagt, Ihr werdet Euch noch die Finger nach jedem Diebstahl lecken.“

„Als Ersatz für das, was ich in der Zeit stehlen könnte, da ich noch Urlaub habe,“ erwiderte Andres, „will ich jetzt unter sämtliche Mitglieder der Bande zweihundert Goldtaler verteilen.“

Kaum hatte er dies ausgesprochen, als eine Schar Zigeuner auf ihn zustürzte, ihn auf die Schultern hob und ausrief: „Vivat, vivat der große Andres!“ Und andre fügten hinzu: „Vivat, vivat Preziosa, sein geliebter Schatz!“ Die Zigeunerinnen taten desgleichen mit Preziosen, nicht ohne in Christina und andern Zigeunermädchen einen gewissen Neid zu wecken, denn in den Lagern der Wilden und den Hütten der Schäfer findet der Neid seine Stätte so gut wie in den Palästen der Fürsten; und wenn ich einen Nachbar emporkommen sehe, während ich glaube, er habe nicht mehr Verdienst als ich, so ist das immer eine verdrießliche Sache.

Als das vorüber war, hielt man ein fröhliches Mahl, verteilte das Geld gerecht und billig, lobte Andres von neuem und erhob Preziosens Schönheit abermals zum Himmel. Die Nacht kam; man tötete das Maultier durch einen Genickfang und verscharrte es so, daß Andres seine Besorgnis, es könnte ihn verraten, völlig beschwichtigt sah. Mit dem Tier begrub man das Geschirr: Sattel, Zaum und Gurt, wie bei den Indianern, die ihre kostbarsten Kleinode mit sich beerdigen lassen.

Andres war über alles, was er gehört und gesehn hatte, und über den feinen Geist der Zigeuner nicht wenig erstaunt. Er war entschlossen, sein Vorhaben durchzuführen, ohne sich jedoch auf die Gebräuche seiner Gefährten einzulassen; wenigstens wollte er sie auf jede mögliche Weise umgehen und hoffte, sich von dem ihm auferlegten Gehorsam in unsauberen Dingen mit Geld loskaufen zu können. Am folgenden Tage bat er sie, ihren Aufenthalt zu ändern und sich von Madrid zu entfernen, da er bei längerem Verweilen entdeckt zu werden fürchtete. Sie erwiderten, sie hätten bereits beschlossen, sich in die Berge von Toledo zu begeben und von dort aus die ganze Umgegend zu brandschatzen. Wirklich brachen sie das Lager ab und gaben dem Andres eine Eselin zur Reise; er zog es jedoch vor, zu Fuß zu gehn, und zwar als Diener Preziosas, die auf einer andern Eselin ritt. Sie freute sich des Triumphs, den sie über ihren schönen Stallmeister feierte, und er sah sich mit nicht minderem Entzücken an der Seite derer, die er zur Herrin seines Willens gemacht hatte. O mächtige Gewalt dessen, den man den süßen Gott der Bitterkeit nennt (ein Name, den ihm unser Müßiggang und unsre Sorglosigkeit gegeben), wie tyrannisch unterjochst und wie rücksichtslos behandelst du uns! Andres ist ein Kavalier und ein junger Mann von trefflichem Verstande, sein Leben lang in der Residenz und von seinen reichen Eltern mit aller Sorgfalt erzogen; aber seit gestern hat sich in ihm eine solche Wandlung vollzogen, daß er Dienern und Freunden entflieht, die Hoffnungen täuscht, die seine Eltern in ihn setzten, vom Wege nach Flandern, wo er sich persönlich Ehre erwerben und den Ruhm seines Geschlechts mehren sollte, entweicht und sich als Diener einem jungen Mädchen zu Füßen wirft, das, wenn auch noch so schön, doch nur eine Zigeunerin ist! Aber es gehört zu den Vorrechten der Schönheit, daß sie selbst den ungebundensten Willen an einem Haare leitet.

Nach vier Tagen gelangten sie zu einem Flecken, zwei Stunden von Toledo, wo sie ihr Lager aufschlugen und zunächst dem Schulzen des Orts einige silberne Gerätschaften als Pfand dafür gaben, daß sie weder im Dorf noch auf dessen Markung einen Diebstahl begehn würden. Sofort

zerstreuten sich sämtliche alte und einige junge Zigeunerinnen sowie die Männer in die umliegenden Ortschaften oder doch in solche, die nicht mehr als vier bis fünf Stunden von dem Flecken entfernt waren, bei dem sie ihr Lager aufgeschlagen hatten. Andres ging mit, um den ersten Unterricht im Stehlen zu nehmen; so viel Lektionen man ihm jedoch auf diesem Ausflug auch erteilte, es haftete keine bei ihm, vielmehr ging ihm jeder Diebstahl, den seine Lehrer verübten, seinem edleren Blute gemäß, durchs Herz, und bisweilen vergütete er sogar die von seinen Gefährten begangenen Diebereien mit seinem Gelde, denn er vermochte es nicht, die Tränen der Beraubten mitanzusehn. Darüber aber jammerten die Zigeuner sehr, und sie versicherten, solches widerstreite ihren Gesetzen und Verordnungen, die dem Mitleid den Eintritt in ihr Herz streng untersagten; sonst müßten sie aufhören, Spitzbuben zu sein, was sich nimmermehr für sie schicken würde. Als Andres dies hörte, sagte er, er wolle fortan für sich allein stehlen, ohne irgendwelche Gefährten mitzunehmen, denn er sei gewandt genug, um etwaigen Gefahren zu entgehen, und ihnen zu trotzen fehle es ihm nicht an Mut; er wünsche also, Gewinn und Strafe seiner Diebstähle sollten ihn allein treffen. Die Zigeuner suchten ihm diesen Vorsatz auszureden, indem sie ihm zu bedenken gaben, es könnten Fälle eintreten, in denen die Gesellschaft mehrerer sowohl zum Angriff wie zur Verteidigung nötig wäre, und eine Person allein könnte niemals große Beute machen. Allein je mehr sie sprachen, um so eifriger wünschte Andres auf eigne Faust Spitzbube zu sein, denn seine Absicht war, ohne Zeugen für sein Geld dies oder jenes zu kaufen und es für gestohlene Ware auszugeben, um auf diese Art sein Gewissen so rein zu erhalten wie möglich.

Durch diesen Kunstgriff hatte er denn wirklich in weniger als einem Monat der Bande mehr Nutzen gebracht, als vier der verschmitztesten Beutelschneider gemeinsam zu tun vermocht hätten, und Preziosa freute sich nicht wenig, in ihrem zarten Liebhaber einen so geschickten und aufgeweckten Spitzbuben zu finden. Dabei war sie jedoch beständig in Angst, es möchte ihm irgendein Unfall begegnen, denn um alle Schätze Venedigs hätte sie ihn nicht in Not wissen mögen, zumal sie sich infolge seiner vielen Liebesdienste und Gefälligkeiten einer wachsenden Zuneigung nicht erwehren konnte.

Sie blieben nicht viel länger als vier Wochen in dem Bezirk von Toledo, machten aber, obwohl es bereits September war, aus dieser Zeit ihren Erntemonat und zogen dann nach Estremadura, als einem reichen und warmen Lande. Andres führte mit Preziosa sittsame, verständige und liebeglühende Gespräche, und sie verliebte sich allmählich in den Verstand und das züchtige Benehmen ihres Freundes, wie er in ihres verliebt war. Hätte seine Liebe noch wachsen können, sie wäre gewachsen, so groß waren seiner Preziosa Sittsamkeit, Geist und Schönheit. Wo sie nur hinkamen, gewann er den Preis in Wettlauf und Tanz vor allen andern; im Ball- und Kugelspiel tat es ihm keiner gleich; den Ger warf er mit großer Kraft und ausgezeichnete Geschicklichkeit, und nach kurzer Zeit flog sein Ruhm durch ganz Estremadura, so daß es keine Ortschaft gab, wo man nicht von dem mannhaften Wesen des Zigeuners Andres, von seiner Anmut und Gewandtheit gesprochen hätte. Mit seinem Ruf aber hielt der Ruhm von der Schönheit des Zigeunermädchens gleichen Schritt, und bald blieb keine Stadt, kein Flecken und kein Dorf mehr übrig, wohin man sie nicht zur Verherrlichung der Kirchweihen oder anderer besondrer Festlichkeiten berufen hätte. Auf diese Art wurde die Bande reich, angesehen und zufrieden, und die Liebenden waren schon glücklich, sich nur sehen zu können.

Nun geschah es einst, als das Lager abseits von der Landstraße zwischen einigen Steineichen aufgeschlagen war, daß man gegen Mitternacht die Hunde mit ungewöhnlicher Heftigkeit bellen hörte. Einige Zigeuner, unter ihnen auch Andres, standen auf, um zu sehn, wen sie anbellten, und bald fanden sie einen weiß gekleideten Menschen, den zwei Hunde am Bein gepackt hielten, und

der sich heftig gegen sie wehrte. Sie eilten hinzu, befreiten ihn, und einer von den Zigeunern rief: „Was zum Teufel treibt dich um diese Stunde und so abseits von der Straße hierher, du Bursche? Willst du vielleicht stehlen? Wahrhaftig, da bist du vor die rechte Tür gekommen!“

„Ich komme nicht, um zu stehlen,“ erwiderte der Gebissene, „und weiß nicht, ob ich auf der Straße bin oder nicht. Freilich sehe ich, daß ich mich verirrt habe; aber sagt mir, ihr Herren, ist ein Wirtshaus oder ein Hof in der Nähe, wo ich mich die Nacht über etwas erholen und für die Wunden sorgen könnte, die eure Hunde mir gebissen haben?“

„Ein Hof oder ein Wirtshaus,“ versetzte Andres, „in das wir Euch weisen könnten, ist nicht in der Nähe, aber um für Eure Wunden zu sorgen und Euch diese Nacht zu beherbergen, soll es Euch auch in unsern Hütten an keiner Bequemlichkeit fehlen. Kommt mit uns, denn sind wir auch nur Zigeuner, so versagen wir darum doch unsre Hilfe nicht.“

„Gott vergelte es Euch,“ antwortete der Fremde; „führt mich, wohin Ihr wollt, denn der Schmerz in meinem Bein ermattet mich.“

Andres und ein anderer mitleidiger Zigeuner (denn wie unter den Teufeln einige schlimmer sind als die andern, so gibt es unter vielen bösen Buben auch den einen oder andern besseren) nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn fort. Die Nacht war mondhell, und sie konnten sehn, daß der Fremde noch jung, von zartem Gesicht und Wuchs war. Er war ganz in weiße Leinwand gekleidet, und quer über den Rücken hing ihm eine Art Hemd oder Quersack, ebenfalls von Leinwand, die um die Brust gegürtet war. Man gelangte in Andres' Hütte, wo sogleich Feuer und Licht gemacht wurde; dann eilte Preziosas Großmutter herbei, um die Wunde, von der sie gehört hatte, zu verbinden. Sie nahm ein paar Haare von den Hunden, brühte sie in Öl und legte, nachdem sie zuvor die beiden Wunden im linken Beine des Gastes mit Wein gewaschen hatte, die Haare samt dem Öl in die Bisse ein, worauf sie noch ein wenig frischen, gekauten Rosmarin darauf tat, alles mit reiner Leinwand verband, das Kreuz darüber machte und dann sprach: „Schlaft, Freund; mit Gottes Hilfe wird es nun nicht von Bedeutung sein.“

Während sie den Verwundeten verband, stand Preziosa daneben und schaute ihn mit unverwandtem Blicke an, wie er auch sie, so daß Andres seine Aufmerksamkeit nicht entging; er glaubte jedoch, nur ihre große Schönheit ziehe die Augen des Jünglings an. Als er verbunden war, ließ man ihn auf einem Lager von trockenem Heu allein und fragte ihn weder nach dem Ziele seines Weges noch sonst nach irgend etwas. Kaum aber hatten sie ihn verlassen, als Preziosa Andres zu sich rief und fragte: „Erinnerst du dich eines Papieres, das mir in deinem Hause entfiel, als ich mit meinen Begleiterinnen tanzte, und das dir, wie ich glaube, ziemlich verdrießlich war?“

„Wohl erinnere ich mich dessen,“ entgegnete Andres; „es war ein Sonett zu deinem Lobe, und zwar kein übles.“

„Nun, du mußt wissen, Andres,“ erwiderte Preziosa, „daß der Verfasser des Sonetts dieser junge Fremde ist, den die Hunde gebissen haben, und den wir eben im Zelt verließen; ich täusche mich gewiß nicht, denn er hat in Madrid zwei- bis dreimal mit mir gesprochen und mir auch eine sehr gute Romanze geschenkt. Dort trug er sich, soviel ich sehen konnte, wie ein Page, jedoch nicht wie die gewöhnlichen, sondern wie einer, der von einem vornehmen Herrn besonders begünstigt wird. Und wahrhaftig, Andres, ich kann dir sagen, der junge Mensch ist sehr verständig und einsichtig und über die Maßen gesittet, so daß ich nicht weiß, wie ich mir seine Reise und seine Tracht erklären soll.“

„Wie du dir das erklären sollst, Preziosa?“ versetzte Andres. „Nicht anders, als daß die gleiche Gewalt, die mich zu einem Zigeuner machte, ihn, wie es scheint, in einen Müller verwandelt hat, um dich aufzusuchen. Ha, Preziosa, Preziosa, jetzt wird es mir klar, daß du dich rühmen willst, mehr als einen überwunden zu haben. Ist dies der Fall, so töte erst mich und dann diesen andern, aber opfere nicht uns beide zugleich auf dem Altar deiner Falschheit; denn ich kann nicht mehr sagen: deiner Schönheit.“

„Bei Gott,“ entgegnete Preziosa, „du bist sehr leicht verletzt, Andres, und mußt deine Hoffnungen und den Glauben an mich an ein gar dünnes Haar gehängt haben, wenn das harte Schwert der Eifersucht deine Seele so leicht durchbohren kann. Sprich, Andres, wenn hier eine List oder ein Betrug im Spiel wäre, hätte ich nicht eher verschweigen müssen, wer dieser Jüngling ist? Bin ich so töricht, daß ich dir Anlaß geben sollte, meine Tugend und meine Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehn? Um des Himmels willen, schweig, Andres, und sieh, daß du morgen früh dem Gegenstand deines Schreckens das Geheimnis entlockst, wohin er gehe oder was er eigentlich suche; denn es wäre ja möglich, daß deine Vermutung ebenso falsch wäre, wie das, was ich von ihm gesagt habe, richtig ist. Und zu deiner noch größeren Beruhigung – da ich nun schon einmal so weit gekommen bin, für deine Ruhe sorgen zu müssen – verabschiede den jungen Menschen, welches auch die Art und Absicht seiner Reise sei, sogleich wieder und eile, daß er dir aus den Augen kommt. Die ganze Bande gehorcht dir ja, und niemand wird ihm gegen deinen Willen Aufenthalt im Zelt gewähren. Geschieht dies aber nicht, so gebe ich dir mein Wort, daß ich meine Hütte nicht verlassen und mich weder vor ihm noch vor irgend jemand werde blicken lassen, der dir nicht genehm ist.“

Und sie fügte noch hinzu: „Sieh, Andres, es tut mir nicht weh, dich eifersüchtig zu sehn, aber es würde mir sehr weh tun, wenn ich dich nicht mehr mit deiner bisherigen Klugheit handeln sähe.“

„Solange du mich noch nicht wahnsinnig siehst, Preziosa,“ erwiderte Andres, „wird dir nichts die bittere, furchtbare Angst der Eifersucht noch die Qualen meiner Brust verraten können; indessen will ich tun, was du mir gebietest, und ich will, wenn möglich, zu erfahren suchen, was dieser Herr Page und Dichter will, wohin er geht und was er sucht, denn vielleicht bekomme ich durch irgendeinen unvorsichtig von ihm hingeworfenen Faden den ganzen Knäuel in die Hände, mit dem er mich, wie ich fürchte, umgarnen wollte.“

„Die Eifersucht,“ entgegnete Preziosa, „scheint mir, läßt den Verstand niemals so frei, daß er die Dinge beurteilen könnte wie sie sind. Sie sieht immer durch Brillen, die kleine Dinge groß, Zwerge zu Riesen und Vermutungen zur unzweifelhaften Gewißheit machen. Bei deinem und meinem Leben beschwöre ich dich, Andres, handle in dieser Angelegenheit sowie in allem, was unsre Übereinkunft betrifft, vorsichtig und klug. Tust du dies, so stehe ich meinerseits dafür ein, daß du mir den Preis der Sittsamkeit, Vorsicht und Offenheit wirst zuerkennen müssen.“

Damit verabschiedete sie sich von Andres, der mit Verlangen dem Anbruch des Tages entgegensah, um dem Verwundeten seine Beichte abzunehmen. Die Seele voll tausend widersprechender Vorstellungen, vermochte er nicht, den Glauben zu bannen, der Page sei durch Preziosas Schönheit herbeigelockt worden; denn wer stiehlt, hält alle andern auch für Diebe. Er sagte sich jedoch, Preziosa habe ihm ein hinlänglich starkes Sicherheitspfand gegeben, so daß er sich beruhigen und sein ganzes Glück in die Hände ihrer Tugend legen könne.

Endlich brach nach, wie ihm schien, ungewöhnlich langem Zaudern der Tag an; er begab sich zu dem Fremden und fragte ihn, wie er heiße, wohin er gehe und warum er so spät und so abseits der Landstraße reise, doch hatte er sich zuvor nach seinem Befinden erkundigt und gefragt, ob die

Bisse ihn noch schmerzten. Der junge Mensch erwiderte, er befinde sich nun besser und sei ohne allen Schmerz, so daß er sich wieder auf den Weg machen könne. Über seinen Namen und das Ziel seiner Reise sagte er weiter nichts, als daß er Alonso Hurtado heiße und in einer gewissen Angelegenheit zu „Unsrer Frau von Penna di Francia“ [3] wandere. Um schneller dorthin zu kommen, reise er auch bei Nacht; er habe in der eben vergangenen den Weg verloren und sei zufällig in dieses Lager geraten, wo ihn die Wachthunde auf die geschilderte Art zugerichtet hätten. Andres hielt diese Erklärung keineswegs für wahrheitsgemäß; von neuem fuhr ihm sein Argwohn über die Seele, und er sprach:

„Freund, wäre ich Richter, und Ihr wäret wegen irgendeines Vergehens meiner Gerichtsbarkeit verfallen, so daß ich Euch diese Fragen stellen müßte, ich wäre durch Eure Antwort genötigt, Gewalt gegen Euch zu gebrauchen. Ich will jetzt nicht mehr wissen, wer Ihr seid, wie Ihr heißet und wohin Ihr geht; aber ich rate Euch: wenn es Euch auf dieser Reise von Nutzen sein sollte zu lügen, so bringt Eure Lüge wahrscheinlicher vor. Ihr sagt, Ihr reiset nach Penna di Francia und habt diesen Ort doch hier, wo wir sind, schon volle dreißig Stunden rechts hinter Euch. Ihr reiset bei Nacht, um schneller anzukommen, und streicht doch außerhalb der Straße unter Büschen und Bäumen umher, wo es kaum Fußpfade, geschweige denn Landstraßen gibt. Steht auf, Freund, lernet lügen und geht mit Gott. Aber werdet Ihr mir für den guten Rat, den ich Euch hiermit gebe, nicht eine Wahrheit sagen? Ich denke wohl, da Ihr Euch ja doch so schlecht aufs Lügen versteht! Sagt mir denn, seid Ihr vielleicht ein Mensch, so in der Mitte zwischen Page und Kavalier, den ich oft in der Residenz gesehen habe, wo er in dem Rufe eines großen Dichters stand und eine Romanze und ein Sonett an ein Zigeunermädchen richtete, das unlängst in Madrid umherzog und als eine ausgezeichnete Schönheit galt? Sagt mir; ich verspreche Euch auf Zigeunerehre, Euer Geheimnis so gut zu bewahren, wie Ihr es nur wünschen könnt. Bedenkt, daß es zu nichts führen kann, wenn Ihr die Wahrheit leugnet, da ich Euer Gesicht, das ich vor mir sehe, sicher erkenne; denn natürlich veranlaßte mich der Ruf Eurer ausgezeichneten Geistesgaben, Euch als einen seltenen und besondern Menschen mehr als einmal ins Auge zu fassen, und so habe ich mir denn Eure Gestalt so ins Gedächtnis eingepägt, daß ich Euch wiedererkannte, obgleich Eure jetzige Tracht von Eurer damaligen so verschieden ist. Macht Euch deshalb keine Sorge, seid guten Muts und glaubt nicht unter einen Haufen Spitzbuben, sondern an einen Zufluchtsort geraten zu sein, an dem man Euch gegen die ganze Welt zu schützen und zu verteidigen weiß. Seht, ich denke mir etwas, und verhält es sich so, wie ich es mir denke, so hat Euch Euer guter Stern mit mir zusammengeführt. Ich denke mir nämlich, daß Ihr in Preziosa, das schöne Zigeunermädchen, auf das Ihr die Verse machtet, verliebt seid und hierherkamt, um sie aufzusuchen; ich schätze Euch darum auch nicht geringer, sondern um vieles höher. Bin ich auch nur ein Zigeuner, so weiß ich doch aus Erfahrung, wie weit die mächtige Gewalt der Liebe sich erstreckt, und welchen Verwandlungen sie alle unterwirft, die unter ihr Joch geraten. Verhält es sich wirklich so mit Euch, worüber denn wohl kaum ein Zweifel walten dürfte, so ist die kleine Zigeunerin hier.“

„Ja, sie ist hier,“ erwiderte der Fremde, „ich habe sie heute nacht gesehn,“ – ein Wort, das Andres wie der Tod durchs Herz ging, denn es schien ihm seinen Argwohn zu bestätigen. „Ich habe sie heute nacht gesehn,“ fuhr der Jüngling fort, „aber nicht gewagt, ihr zu sagen, wer ich bin, weil es mir nicht geraten schien.“

„So seid Ihr“, rief Andres, „wirklich der Dichter, von dem ich sprach?“

„Ja, ich bin es,“ entgegnete der junge Mann, „ich kann und will es nicht leugnen. Vielleicht daß ich jetzt gerade da, wohin ich zu meinem Unglück gekommen zu sein glaubte, mein Glück finde, wenn anders man Treue in den Wäldern und gastliche Aufnahme in den Bergen trifft.“

„Die trifft man allerdings,“ versetzte Andres, „und überdies unter uns Zigeunern die größte Verschwiegenheit. In dieser Zuversicht könnt Ihr mir Euer Herz eröffnen, Herr, denn Ihr werdet in meinem nicht die geringste Arglist finden. Das Zigeunermädchen ist meine Verwandte und unterwirft sich, falls Ihr sie etwa zur Frau haben wollt, ganz dem, was ich ihr rate; ich und all ihre übrigen Verwandten, wir hätten Vorteil davon und würden es gern sehn. Wollt Ihr sie nur zur Freundin, so werden wir auch gegen einen Mann nicht sonderlich heikel sein, der Geld hat, denn nie verläßt die Habgier unser Lager.“

„Geld habe ich,“ antwortete der Jüngling; „in den Ärmeln des Hemdes da, das ich mir um den Leib geknüpft, bringe ich vierhundert Goldtaler mit.“

Das war für Andres ein zweiter Todesstreich, denn er glaubte, man werde nicht so viel Geld bei sich tragen, wenn man nicht eine teure Ware zu kaufen denke. Mit unsicherer Stimme sagte er:

„Das ist ein hübsches Sümchen; Ihr braucht Euch nur noch zu entdecken, und dann ans Werk! Denn das Mädchen ist nicht auf den Kopf gefallen und wird wohl einsehn, wie gut es für sie ist, wenn sie die Eure wird.“

„Ach, Freund,“ erwiderte der Jüngling, „die Gewalt, die mich genötigt hat, meine Tracht so zu ändern, ist weder die Liebe, von der Ihr sprecht, noch überhaupt eine Sehnsucht nach Preziosen, denn es gibt Schönheiten in Madrid, die einem ebensogut, ja besser als die reizendsten Zigeunerinnen das Herz rauben und die Seele gefangennehmen können, wenn ich auch zugeben muß, daß die Reize Eures Bäschens alles übertreffen, was ich je gesehn habe. In diese Kleidung aber, auf die Wanderschaft und unter die Zähne der Hunde hat mich nicht die Liebe, sondern mein Unglück getrieben.“

Bei diesen Worten kehrten Andres die verlorenen Lebensgeister wieder zurück, denn die Rede des jungen Mannes schien einem andern Ziele zuzulenken, als er hatte glauben müssen. Begierig, diese Verwirrung zu lösen, gab er dem Gaste von neuem die Versicherung, daß er sich ohne Rückhalt entdecken dürfe, und dieser fuhr also fort:

„Ich lebte in Madrid im Hause eines Herrn vom hohen Adel, dem ich jedoch nicht als einem Gebieter, sondern als meinem Verwandten diene. Er hatte einen einzigen Sohn zum Erben, der mich sowohl wegen unsrer Verwandtschaft, wie auch weil wir beide in einem Alter standen und gleichen Charakters waren, vertraulich als seinen Freund behandelte. Nun geschah es, daß dieser Kavalier sich in ein vornehmes Fräulein verliebte, welches er gern zur Gemahlin erwählt hätte; als guter Sohn jedoch unterwarf er seinen Willen dem seiner Eltern, die ihn noch höher zu verheiraten trachteten, machte aber jener, von allen Augen, die seine geheime Neigung hätten verraten können, unbemerkt, noch fortwährend die Aufwartung; nur ich war Zeuge seines Tuns. Nun sahen wir an einem Abend, den das Unglück für das Ereignis, das ich sogleich erzählen werde, eigens ausgewählt haben mußte, sahen wir, als wir eben aus dem Hause jener Dame traten, zwei Männer von scheinbar guter Herkunft an der Türe lehnen. Mein Vetter wollte sehn, wer sie seien; kaum aber war er auf sie zugetreten, als sie mit großer Schnelligkeit nach den Degen und nach zwei kleinen Schilden griffen und auf uns eindrangten. Natürlich zogen auch wir, und so griffen wir uns denn mit gleichen Waffen an. Der Kampf dauerte nicht lange, denn schnell war es um das Leben unsrer beiden Gegner getan; sie waren gleich nach den beiden ersten Streichen verloren. Meinem Vetter verlieh die Eifersucht und mir das Bestreben, ihn zu verteidigen, Kraft und Schwung – gewiß ein wunderbarer und seltener Fall! Wir kehrten mit unserm ungesuchten Sieg nach Hause zurück, rafften so viel Geld zusammen, wie wir konnten, und begaben uns in das Kloster des heiligen Januarius, wo wir den Tag erwarteten, der den



Vorfall ans Licht bringen und zeigen mußte, auf wen der Verdacht der Täterschaft fallen würde. Wir erfuhren jedoch, daß nicht das geringste Zeichen gegen uns spräche; daher rieten uns die klugen Geistlichen, nach Hause zurückzukehren, um nicht durch unsre Abwesenheit Verdacht zu erregen. Schon wollten wir ihrem Rate folgen, als wir Nachricht erhielten, die Herren Hofrichter hätten die Eltern des Fräuleins und das Fräulein selbst in ihrem Hause verhaftet, und von den Bedienten, die man ins Verhör genommen, habe eine Magd ausgesagt, mein Vetter sei bei Nacht und bei Tage oftmals bei ihrer Gebieterin gewesen. Auf diese Anzeige hin sei man sogleich davongeeilt, um uns herbeizuschaffen, und da man nicht uns, wohl aber viele Spuren unsrer Flucht gefunden, habe sich bei dem ganzen Gerichtshof die Ansicht festgesetzt, daß wir jene beiden Kavaliers (denn das waren sie, und zwar aus sehr angesehenen Häusern) getötet hätten. Kurz, auf den Rat des Grafen, meines Verwandten, und der Geistlichen wandte sich mein Gefährte, nachdem wir uns vierzehn Tage lang im Kloster aufgehalten hatten, in Mönchstracht, begleitet von einem andern Mönch, nach Aragonien, um sich dann nach Italien und von dort aus nach Flandern zu begeben, wo er den Verlauf der Sache abwarten wollte. Ich für mein Teil wollte mein Schicksal von dem seinen trennen und schlug daher, damit unser Geschick nicht den gleichen Lauf nähme, zu Fuß und in der Tracht eines Laienbruders einen andern Weg ein, begleitet von einem andern Geistlichen, der mich in Talavera verließ. Von dort bin ich allein und abseits von der Straße weitergezogen, bis ich bei Nacht zu Eurem Lager gelangte, wo mir begegnete, was Ihr ja wißt. Wenn ich von dem Wege nach Penna di Francia sprach, so geschah es nur, um Euch auf Eure Frage irgendeine Antwort zu geben, denn in Wahrheit weiß ich nichts weiter von jenem Orte, als daß er oberhalb Salamankas liegt.“

„Das ist richtig,“ entgegnete Andres, „und Ihr habt es schon fast zwanzig Stunden weit von hier zur rechten Hand liegen lassen, und daraus könnt Ihr sehn, wie wunderlich mir Euer Weg erscheinen mußte, wenn Ihr wirklich dorthin wolltet.“

„Eigentlich wollte ich nach Sevilla,“ versetzte der Jüngling, „denn ich kenne dort einen vertrauten Freund des Grafen, meines Veters, einen genuesischen Kavalier, der große Silbersendungen nach Genua zu schicken pflegt. Ich wollte ihn bitten, mich den Leuten, die den Transport besorgen, einzureihen, denn so gedachte ich, da in kurzer Zeit wieder zwei Galeeren eintreffen sollen, um das Silber an Bord zu nehmen, nach Cartagena und von dort nach Italien zu gelangen. Das, lieber Freund, ist meine Geschichte; urteilt selbst, ob mich nicht eher das Unglück treibt, als die Liebe. Wenn die Herren Zigeuner mich aber, falls sie selber nach Sevilla gehn, dorthin mitnehmen wollen, so will ich sie gut dafür bezahlen, denn ich sehe, daß ich in ihrer Begleitung sicherer und ohne Besorgnis reisen kann.“

„Sie werden Euch wohl mitnehmen,“ antwortete Andres, „und wenn Ihr nicht mit unsrer Truppe reisen könnt (denn bis jetzt weiß ich noch nicht, ob wir nach Andalusien gehn), so könnt Ihr Euch einer andern anschließen, mit der wir in zwei oder drei Tagen zusammentreffen werden. Gebt Ihr der ein wenig von dem, was Ihr bei Euch habt, so werdet Ihr Euch den Weg zu jeder Unmöglichkeit bahnen.“

Andres verließ ihn und erstattete den andern Zigeunern Bericht von der Erzählung und von den Wünschen des jungen Mannes, sowie von seinem Anerbieten, gut zu zahlen. Alle waren der Ansicht, er sollte in der Bande bleiben, nur Preziosa wollte es nicht, und die Großmutter sagte, sie könnte weder nach Sevilla gehn noch in die Umgegend, und zwar wegen eines Scherzes, den sie sich vor einigen Jahren mit einem in jener Stadt sehr bekannten Mützenmacher, namens Triguillos, erlaubt hätte. Sie habe ihn nämlich veranlaßt, splitternackt, mit einem Zypressenkranz auf dem Kopfe, bis an den Hals in ein Faß mit Wasser zu steigen und so die Mitternacht zu erwarten, um dann herauszusteigen und einen Schatz zu heben, der, wie sie ihm vorgelogen hätte,

an einem bestimmten Ort seines Hauses liege. „Wie nun“, fuhr sie fort, „der gute Kappenmacher die Frühmesse läuten hörte, hatte er, um nicht den rechten Augenblick zu versäumen, solche Eile, aus dem Faß herauszukommen, daß er damit umfiel und sich durch den harten Sturz und die losspringenden Splitter den nackten Leib übel zerfetzte. Das Wasser lief heraus, er plätscherte darin herum und schrie aus vollem Hals, er ertrinke. Sein Weib und seine Nachbarn rannten unverzüglich mit Lichtern herbei und fanden ihn, wie er allerlei Schwimmbewegungen machte, prustete, den Bauch auf dem Boden fortschleppte, mit Armen und Beinen zappelte und laut rief: ‚Zu Hilfe, zu Hilfe, ich ertrinke!‘ Denn die Angst hatte sich seiner so bemächtigt, daß er allen Ernstes zu ertrinken glaubte. Sie faßten ihn bei den Armen und entrissen ihn der Gefahr; er kam zu sich und erzählte den Zigeunerstreich. Nichtsdestoweniger aber und allen zum Trotz, die da behaupteten, das Ganze sei nur eine Prellerei, grub er an dem bezeichneten Ort bis über Mannshöhe hinunter, und hätte ihn nicht ein Nachbar gehindert, an dessen Hausfundament er schon streifte, so hätte er beide Häuser zum Einsturz gebracht. Die Geschichte machte die Runde in der ganzen Stadt, so daß selbst die Kinder mit Fingern auf ihn zeigten und von seiner Leichtgläubigkeit und meinem Schwank erzählten.“

So berichtete die alte Zigeunerin und sagte, deshalb könnte sie nicht nach Sevilla gehn. Die Zigeuner aber, die vom Herren-Andres bereits wußten, daß der junge Mensch Geld in Fülle bei sich hatte, nahmen ihn mit Vergnügen in ihre Gesellschaft auf und waren bereit, ihn zu hüten und zu verbergen, so lange er nur wollte. Da sie jedoch zugleich beschlossen, statt nach Sevilla nach links weiterzuziehn und sich in die Mancha und das Königreich Murcia zu begeben, so riefen sie den Jüngling herbei und eröffneten ihm, was sie für ihn zu tun vermöchten. Er dankte und gab ihnen hundert Goldtaler, die sie unter sich verteilen sollten. Durch diese Freigebigkeit wurden sie geschmeidiger als ein Marderpelz. Nur Preziosa war nicht sonderlich damit zufrieden, daß Don Sancho, wie er sich nannte, dablieb: ein Name, den die Zigeuner sofort in Klemens verwandelten. Auch Andres war verdrießlich und hatte keine rechte Freude an dem neuen Gefährten, denn ihm schien, er habe seinen ursprünglichen Plan ohne Grund aufgegeben. Aber als läse er in Andres' Seele, warf der Gast gelegentlich die Bemerkung hin, er freue sich, bald nach Murcia zu kommen, weil er auf diesem Wege ebenfalls in die Nähe von Cartagena gelange; liefen dann die Galeeren dort ein, woran er nicht zweifle, so könne er mit Leichtigkeit nach Italien übersetzen. Andres aber erwählte ihn, um ihn mehr vor Augen zu haben, sein Tun beobachten und seine Gedanken erforschen zu können, zu seinem Zeltkameraden, und Klemens betrachtete diese Freundschaft als eine große Auszeichnung. Sie hielten immer zusammen, ließen fleißig auftischen und sparten die Taler nicht, liefen, tanzten, sprangen, warfen den Ger besser als irgendein Zigeuner, standen bei den Zigeunerinnen keineswegs in Ungunst und wurden von den Zigeunern im höchsten Grade geachtet.

Man verließ Estremadura, durchzog die Mancha und näherte sich allmählich dem Königreich Murcia. In allen Dörfern und Flecken, durch die man kam, hielt man Wettkämpfe im Ballspiel, im Fechten, Laufen, Springen, Gerwerfen und sonstigen Übungen der Kraft und Behendigkeit ab, und aus jedem Kampf gingen Andres und Klemens, wie früher Andres allein, als Sieger hervor. Während dieser ganzen Zeit, mehr als anderthalb Monate hindurch, fand und suchte Klemens nie Gelegenheit, Preziosa zu sprechen, bis er eines Tages, als sie und Andres beisammen standen, von diesen herbeigerufen, an ihrem Gespräche teilnahm.

„Auf den ersten Blick“, sagte Preziosa, „erkannte ich dich, als du in unser Lager kamst, Klemens, und gleich fielen mir die Verse ein, die du mir in Madrid gegeben hast. Ich wollte aber nichts sagen, weil ich nicht wußte, aus welchem Grunde du zu uns gestoßen sein mochtest. Als ich jedoch von deinem Unglück hörte, ging es mir durch die Seele, und mein erschrockenes Herz

beruhigte sich erst wieder bei dem Gedanken: wie es in der Welt einen Don Juan gebe, der sich in einen Andres verwandelt habe, so möge wohl auch ein Sancho einen neuen Namen annehmen können. Ich spreche so offen mit dir, weil Andres mir gesagt hat, er habe dir anvertraut, wer er sei und in welcher Absicht er Zigeuner wurde.“ (Und wirklich hatte Andres ihn ins Geheimnis gezogen, um sich freier mit ihm aussprechen zu können.) „Glaube übrigens nicht, der Umstand, daß ich dich erkannte, sei ohne weiteren Nutzen für dich geblieben, denn nur aus Rücksicht auf mich und auf das, was ich von dir sagte, ging deine Aufnahme in unsre Gesellschaft so leicht vonstatten. Nun möge Gott dir alles Gute daraus erwachsen lassen, das du nur wünschen kannst. Ich aber verlange dafür, daß du Andres sein Streben nicht als zu niedrig darstellst, noch ihm vorhältst, wie schlecht es ihm anstehe, in diesem Verhältnis zu beharren. Denn wenn ich auch überzeugt bin, daß sein Wille sich ganz unter meinen beugt, so würde es mir doch schmerzlich sein, wenn er nur im geringsten eine Reue über das, was er tat, erkennen ließe.“

Klemens erwiderte: „Glaube nicht, einzige Preziosa, daß Don Juan mir leichtsinnig entdeckt habe, wer er sei; ich selbst habe es zuerst entdeckt, und seine Augen verrieten mir zuerst seine Seele. Ich war der erste, der ihm sagte, wer er sei, und ich erriet, daß sein Herz, wie du eben angedeutet hast, gefesselt war. Da erst schenkte er mir das verdiente Vertrauen und gestand sein Geheimnis. Nun aber kann er selbst am besten bezeugen, welches Lob ich seinem Entschluß und seiner Beharrlichkeit in dem übernommenen Dienste spendete; denn ich bin nicht so engen Sinnes, Preziosa, daß ich nicht begriffe, wie weit sich die Macht der Schönheit erstrecken kann. Und die deine, die die höchsten Reize übertrifft, könnte noch weit größere Verirrungen entschuldigen, wenn anders man das eine Verirrung nennen kann, was so unwiderstehlichen Gewalten entspringt. Ich danke dir, schöne Freundin, für alles, was du in meiner Sache getan hast, und hoffe es dir durch den Wunsch zu vergelten, daß diese Liebe, die mit so vielen Hindernissen kämpft, ihr Ziel glücklich erreichen und du in den Besitz deines Andres, Andres mit voller Einwilligung seiner Eltern in den Besitz seiner Preziosa gelangen möge, damit aus einer so schönen Verbindung die schönsten Sprößlinge hervorgehen, die die sorgsame Natur zu bilden vermag. Dies wünsche ich, Preziosa, und nur dies werde ich zu deinem Andres sagen, nichts aber, was ihn von seinem wohlüberlegten Entschluß abbringen könnte.“

Klemens sprach diese Worte mit solcher Wärme, daß Andres zweifelte, ob er nur als Mann von Welt so redete oder als Verliebter; denn der höllische Krankheitsstoff der Eifersucht ist so fein, daß er sich selbst an Sonnenstäubchen anhängt und durch alles, was den Gegenstand der Liebe berührt, dem Liebenden Angst und Verzweiflung einflößt. Indessen vermochte er doch keine weitere Bestätigung seines Argwohns zu finden, wobei er freilich mehr auf Preziosens Tugend als auf sein Glück baute; denn Liebende halten sich nun einmal für unglücklich, solange sie das, was sie wünschen, noch nicht erreicht haben. Kurz, Andres und Klemens blieben Kameraden und warme Freunde, da Klemens' ehrenhafte Gesinnung und Preziosens Klugheit und Zurückhaltung, die jeden Anlaß zur Eifersucht sorgfältig vermied, Andres vollkommen beruhigten.

Klemens war in der Dichtkunst keineswegs ohne Begabung, wie er schon in den Preziosa gewidmeten Versen gezeigt hatte. Auch Andres hatte ein wenig Talent, und beide liebten die Musik. Als nun einst das Lager vier Stunden von Murcia in einem Tale aufgeschlagen war, nahm eines Nachts Andres unter einem Korkbaum, Klemens ihm gegenüber unter einer Steineiche Platz, wo sie, der Einladung der nächtlichen Stille folgend, zu ihren Gitarren wechselseitig folgende Verse sangen:

Andres

Klemens, sieh das Sterngewimmel,  
Das im kühlen Hauch der Nächte,  
Greifend in des Tages Rechte,  
Lichtumflossen schmückt den Himmel.  
Und in diesen holden Zügen –  
Wenn so hoch dein Geist kann fliegen –  
Mög das Antlitz dir erscheinen,  
Wo der Schönheit Höhen sich vereinen.

Klemens

Wo der Schönheit Höhen sich vereinen  
Und worin die frohe Jugend  
Und der spröde Reiz der Tugend  
Sich zur süßsten Milde reinen:  
Dies in Menschenlob zu bringen,  
Wird dem Geiste nie gelingen,  
Wenn er nicht sich himmelan geschwungen  
In den höchsten Dichtertungen.

Andres

In den höchsten Dichtertungen  
Nie gebrauchter Redeweise,  
Wie empor zum Sternengewebe  
Nie ein Weg noch ist gedungen,  
Mögest du, Mädchen, dich erheben!  
Wär mir Wunderkraft gegeben,  
O daß ich der Ruhm dann wäre,  
Dich zu tragen so zur Himmelssphäre!

Klemens

Dich zu tragen so zur Himmelssphäre  
Hieße nur das Rechte singen,  
Hieß dem Himmel Freude bringen,  
Wenn dein Name ihm erklingen wäre;  
Und wenn in des Staubes Enge  
Dann herab der holde Name klänge,  
Würde Wohllaut in das Ohr sich gießen,  
Ruh das Herz und Lust den Sinn durchfließen.

Andres

Ruh das Herz und Lust den Sinn durchfließen,  
Wann des holden Liedes Töne  
Also anstimmt die Sirene,  
Daß die Klügsten selbst das Ohr erschließen!  
Doch von ihres Wesens Grunde  
Gibt selbst Schönheit nur geringe Kunde:  
Sie ist höchste aller Seelenwonnen,  
Von der Anmut holdem Kleid umspinnen.

Klemens

Von der Anmut holdem Kleid umspinnen,  
Schönste der Zigeunerinnen,  
Purpur bei des Tags Beginnen,

Milder Zephir in der heißen Sonnen;  
Strahl, durch den das Herz erblindet  
Und das kältste wird entzündet;  
Kraft, der solcher Zauber ist gegeben,  
Daß sie tötet und durchhaucht mit Leben.

Allem Anschein nach hätten sowohl der Freie wie der Liebessklave so bald noch nicht in ihrem Gesange innegehalten, wäre nicht hinter ihnen eine Stimme erklingen: es war Preziosa, die ihr Lied mitangehört hatte. Beide verstummten, und bewegungslos horchten sie mit gespannter Aufmerksamkeit. Wunderbar lieblich sang sie wie zur Antwort folgende Verse, von denen ich nicht weiß, ob sie sie in jener Stunde erfand, oder ob irgend jemand sie ihr früher gewidmet hatte:

In dem Liebesunterfangen,  
Draus die Liebe mir entsprungen,  
Hab ich mehr des Ruhms errungen  
Mir durch Zucht als schöne Wangen.  
Selbst die aller kleinste Pflanze  
– Finde aufwärts sie nur Wege,  
Sei's Natur, sei's Menschenpflege! –  
Steigt empor zum Himmelsglanze.  
Meiner armen Kupferwürde  
Leiht die Reinheit Goldesschimmer,  
Und mein Herz entbehret nimmer  
Großen Reichtums schwere Bürde.  
Nimmer stört es meinen Frieden,  
Wenn man mich nicht ehrt noch achtet,  
Denn ich habe stets getrachtet,  
Mir mein eigen Glück zu schmieden.  
Sei nur stets von mir geübet,  
Was da führt zum Tugendpfade,  
Und dann mag des Himmels Gnade  
Tun, was ihr zu tun beliebt.  
Möchte doch wahrhaftig sehen,  
Obs der Schönheit sei gegeben,  
Auf die Höhe mich zu heben,  
Drauf ich wünsche einst zu stehen.  
Wenn von gleichem Stoff die Seelen,  
Kann, wer mit dem Pflug sich nährte,  
Wohl nach seinem innern Werte  
Gleich sich einem Kaiser zählen!

Preziosa unterbrach ihren Gesang, und die beiden erhoben sich, um ihr entgegenzugehen. Ein anziehendes Gespräch entspann sich zwischen den dreien, und Preziosa verriet so viel Klugheit, Anmut und Geist, daß Klemens seines Gefährten Tun völlig begriff, was bisher nicht ganz der Fall war, da er seinen kühnen Entschluß mehr der Jugend als der Überlegung zuschrieb.

Am folgenden Morgen brach die Truppe auf und zog bis zu einem Dorfe weiter, das zur Gerichtsbarkeit von Murcia gehörte und drei Stunden von der Stadt entfernt lag. Hier begegnete Andres ein Unfall, der ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Nachdem man der Sitte gemäß einige silberne Gefäße als Sicherheitspfand hinterlegt hatte, nahmen Preziosa, deren Großmutter, Christina, zwei andre Zigeunermädchen, Klemens und Andres in dem Hause einer reichen Wirtin Wohnung, einer Witwe, deren Tochter, ein Mädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren, nicht sowohl schön wie von etwas lockern Sitten war und, wohl aus diesem Grunde, Juana Carducha [4] hieß. Als nun diese die Zigeuner und Zigeunerinnen tanzen sah, plagte sie der Teufel, und sie verliebte sich so sehr in Andres, daß sie beschloß, es ihm geradeheraus zu sagen und ihn, wenn er selbst wollte, all ihren Verwandten zum Trotz als Mann zu nehmen. Sie suchte deshalb eine Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, und fand sie in einem Hof, wohin Andres sich begeben hatte, um zwei Esel zu besorgen. Dort trat sie auf ihn zu und sagte in aller Eile, damit kein Zeuge sie störte: „Andres“ (sie wußte seinen Namen bereits), „ich bin noch unverheiratet und reich, denn meine Mutter hat kein andres Kind als mich, dies Wirtshaus gehört ihr, und außerdem hat sie noch viele Weinberge und zwei andre ebenso große Häuser. Du gefällst mir, und wenn du mich zur Frau willst, so steht es bei dir. Gib mir schnell Antwort, und wenn du gescheit bist, so bleibe bei mir, da sollst du sehn, was für ein Leben wir führen werden.“

Andres war über die Entschlossenheit Carduchas nicht wenig erstaunt und antwortete so schnell, wie sie es verlangt hatte: „Teure Jungfer, ich bin schon versagt, und wir Zigeuner heiraten nur Zigeunerinnen. Segne Gott Sie für die Gnade, die Sie mir angedeihen lassen wollte und deren ich nicht würdig bin.“

Es fehlte wenig, so wäre Carducha ob Andres' bitterer Antwort tot zu Boden gesunken. Eben wollte sie entgegenen, als sie einige Zigeunerinnen in den Hof treten sah. Beschämt und bestürzt eilte sie fort, fest entschlossen, sich sobald wie möglich zu rächen. Andres beschloß als verständiger Mensch, sich aus dem Staube zu machen und dieser Schlinge, die ihm der Teufel legte, aus dem Wege zu gehn; denn er las in Carduchas Augen, daß sie sich ihm auch ohne die Bande der Ehe hingeben würde, und es gelüstete ihn keineswegs, sich allein in diesen Kampf einzulassen. So bat er denn die andern Zigeuner, noch am nämlichen Abend aufzubrechen. Sie trafen sogleich, wie sie ihm stets Folge leisteten, die nötige Veranstaltung, holten ihre Pfänder noch am Abend ab und machten sich auf den Weg. Carducha, die fühlte, daß mit Andres die Hälfte ihres Lebens wegzog, und sah, daß ihr keine Zeit blieb, um das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, beschloß, den Geliebten mit Gewalt zurückzuhalten, da es ihr mit guten Worten nicht gelingen wollte. Sie schmuggelte also heimlich und listig, wie ihr arger Plan es verlangte, in Andres' Gepäck, das sie kannte, einige wertvolle Korallen sowie zwei silberne Schaumünzen und noch andre von ihren Kostbarkeiten ein. Kaum waren die Gäste aus dem Hause, als sie lautes Geschrei erhob: die Zigeuner hätten ihr ihren Schmuck gestohlen, worauf die Büttel und Dorfbewohner herbeieilten. Die Zigeuner machten halt und schworen, sie hätten nicht die geringste Kleinigkeit mitgenommen, und sie wollten alle Säcke und Behältnisse der Truppe öffnen. Die alte Zigeunerin geriet in nicht geringe Angst, bei dieser Durchsuchung möchten Preziosens Geld und Andres' Kleider, die sie in strengster Heimlichkeit und Vorsicht verbarg, zutage kommen. Allein die gute Carducha benahm ihr die Sorge auf kürzestem Wege, indem sie schon bei Besichtigung des zweiten Päckchens sagte, man möchte nur fragen, wo das Gepäck des großen Tänzers sei, denn diesen habe sie zweimal in ihr Zimmer treten sehn, und es sei daher gar wohl möglich, daß er ihr die Sachen gestohlen habe. Andres merkte wohl, daß er gemeint sei, und sagte lächelnd: „Werte Jungfer, da ist mein Reisegerät, und da ist mein Esel! Findet Sie in jenem

oder auf diesem, was Ihr fehlt, so will ichs Ihr siebenfach ersetzen und mich überdies der Strafe unterwerfen, die das Gesetz den Dieben zuerkennt.“

Die Büttel eilten sogleich herbei, um den Esel abzupacken, und hatten nach wenigen Griffen das gestohlene Gut gefunden, worüber Andres so bestürzt und erstaunt war, daß er stumm wie eine Bildsäule dastand.

„Habe ich nicht recht gehabt?“ rief Carducha. „Seht doch, hinter welchem ehrlichem Gesicht sich ein solcher Spitzbube verstecken kann!“

Der Schulze, der zugegen war, überschüttete Andres und alle Zigeuner sogleich mit tausend Schmähworten und nannte sie Diebe und Straßenräuber. Andres schwieg zu allem, stand sinnend und in sich versunken da, erriet aber mit keinem Gedanken Carduchas Verrätereie. Inzwischen kam ein stolzierender Soldat, ein Neffe des Schulzen, herbei und rief:

„Seht einmal, welche Angst dem Zigeuner da sein eigener Diebstahl macht! Ich will wetten, er macht noch Umstände und leugnet den Raub auch dann noch, wenn er ihn schon in den Händen davonträgt. Es wäre am besten, man schickte das ganze Gesindel auf die Galeeren. Wäre es nicht besser, der Schurke da diene Seiner Majestät, als daß er von Dorf zu Dorf tanzt und von Wirtshaus zu Wirtshaus stiehlt? Auf Soldatenehre, ich will ihm eine Ohrfeige geben, daß er vor mir zu Boden stürzt!“

Damit hob er ohne weiteres die Hand und gab Andres einen solchen Backenstreich, daß er aus seiner Betäubung erwachte und sich plötzlich entsann, daß er nicht der Herren-Andres war, sondern Don Juan und ein Kavalier. Mit unglaublicher Schnelligkeit und noch größerer Wut stürzte er sich auf den Soldaten, riß ihm den eignen Degen aus der Scheide und stieß ihn ihm in den Leib, so daß er tot zu Boden fiel. Doch nun, wie schrie das Volk, und wie tobte der Oheim! Preziosa fiel in Ohnmacht, und Andres graute, sie so zu sehn. Alles griff zu den Waffen und fiel über den Mörder her. Die Verwirrung und der Lärm wuchsen; Andres eilte der ohnmächtigen Preziosa zu Hilfe und dachte nicht mehr an seine Verteidigung. Überdies wollte das Schicksal, daß Klemens bei dem unglücklichen Ereignis nicht zugegen war, da er mit seinem Gepäck das Dorf schon verlassen hatte. Kurz man fiel in solcher Zahl über den Mörder her, daß er überwältigt und mit zwei schweren Ketten gefesselt wurde. Der Schulze hätte ihn gern auf der Stelle hängen lassen, wenn es in seiner Macht gelegen wäre, aber so mußte er ihn nach Murcia abliefern, in dessen Gerichtssprengel das Dorf gehörte. Erst am folgenden Tage führte man ihn dorthin, und inzwischen hatte der Gefangene genug der Qualen und Schmähungen zu erdulden, die der entrüstete Schulze und sein Büttel sowie die ganze Einwohnerschaft des Fleckens über ihn ausgossen. Jener nahm alle Zigeuner und Zigeunerinnen, deren er habhaft werden konnte, gefangen; die Mehrzahl jedoch war entflohen, unter ihnen auch Klemens, der bei einer Verhaftung erkannt zu werden fürchtete. Kurz der Schulze zog mit dem Protokoll über den Hergang und einer Karawane von Zigeunern, in der sich Preziosa und auf einem Esel der arme, mit Ketten, Handschellen und Fußseisen gefesselte Andres befanden, umgeben von Bütteln und vielen andern bewaffneten Leuten in Murcia ein. Die ganze Stadt strömte heraus, um die Gefangenen zu sehn, denn schon hatte man von der Tötung des Soldaten gehört. Preziosa strahlte jedoch an diesem Tage in solcher Schönheit, daß jeder, der sie gewahr wurde, in Lobeserhebungen ausbrach, und das Gerücht von ihrem Reize gelangte denn auch der Frau Stadtrichterin zu Ohren. Begierig, das Wunder zu sehn, bat sie ihren Mann, den Stadtrichter, diese Zigeunerin nicht in das Gefängnis zu sperren, in das alle übrigen kamen. Andres dagegen warf man in ein enges Loch, wo ihm die Finsternis und die Trennung von seiner zweiten Sonne, von Preziosa, so bedrückten, daß er nicht mehr hoffte, das Licht des Tages vor seinem

Todesgange wiederzusehn.

Preziosa und ihre Großmutter führte man sofort der Stadtrichterin vor, die, als sie sie kaum gesehn hatte, schon rief: „Mit Recht preist man ihre Schönheit!“ Damit trat sie auf Preziosa zu, umarmte sie und konnte sich an ihr nicht satt sehn und fragte die Großmutter, wie alt die Kleine sei.

„Ein paar Monate mehr oder weniger als fünfzehn Jahre,“ antwortete die Zigeunerin.

„So alt wäre jetzt eben auch meine arme Constanza!“ entgegnete die Stadtrichterin. „Ach, ihr guten Leute, wie ruft mir dies Mädchen mein Unglück zurück!“

Da ergriff Preziosa die Hände der Dame, küßte sie zu wiederholten Malen, bedeckte sie mit ihren Tränen und sprach:

„Gnädige Frau, der verhaftete Zigeuner trägt keine Schuld, denn er wurde sehr gereizt. Man nannte ihn einen Dieb, was er doch nicht ist, und gab ihm einen Streich in das Gesicht, auf dem seine Herzensgüte so deutlich geschrieben steht. Um Gottes und Eurer selbst willen, gnädige Frau, sorgt, daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren lasse und daß der Herr Stadtrichter sich nicht zu sehr beeile, die Strafe, mit der die Gesetze ihn bedrohn, an ihm zu vollziehn. Wenn meine Schönheit Euer Wohlgefallen erregt, so erhaltet sie mir, indem Ihr den Gefangenen erhaltet, denn sein Tod würde auch meinen herbeiführen. Er soll mein Gatte werden, aber Recht und Ehre haben uns bis jetzt gehindert, einander die Hände zu reichen. Sollte Geld vonnöten sein, um die Begnadigung zu erlangen, so soll unser ganzes Lager in öffentlicher Versteigerung verkauft und noch mehr gegeben werden, als man verlangt. Ach, gnädige Frau, wenn Ihr wißt, was Liebe ist, und wenn Ihr sie je empfunden habt und noch jetzt gegen Euern Gemahl empfindet, so erbarmt Euch meiner, die ich meinem Verlobten mit zärtlicher und reiner Liebe zugetan bin.“

Während sie dies sprach, ließ sie die Hände der Frau keinen Augenblick los und sah sie unverwandt unter Strömen bitterer, schmerzlicher Tränen an. Doch auch die Stadtrichterin hielt Preziosa bei den Händen und sah sie nicht weniger aufmerksam und unter nicht minder zahlreichen Tränen an. Da trat der Stadtrichter ein, und als er das Mädchen und seine Frau in dieser Situation erblickte, blieb er, ergriffen von den Tränen wie von der Schönheit der Fremden, stehn. Er fragte nach der Ursache ihrer Bewegung, und zur Antwort ließ Preziosa die Hände der Stadtrichterin fahren, umschlang die Füße des Stadtrichters und rief: „Erbarmen, gnädiger Herr, Erbarmen! Wenn mein Verlobter stirbt, so bin auch ich des Todes. Er ist schuldlos; und ist er es nicht, so treffe die Strafe mich; und kann dies nicht sein, so werde wenigstens der Prozeß so lange hingehalten, bis man alles aufgeboten hat, ihn zu befreien: denn es ist ja möglich, daß der Himmel dem, der nicht aus bösem Willen fehlte, das Heil der Gnade sendet.“

Der Stadtrichter war gerührt durch die treffenden Worte des Zigeunermädchens, und hätte er sich nicht geschämt, ein Zeichen der Schwäche zu verraten, so hätten seine Tränen sich mit den ihrigen gemischt. Inzwischen stand die alte Zigeunerin in mannigfaltige Betrachtungen verloren da und rief endlich nach langem Sinnen aus: „Wollet die Gnade haben, meine Herrschaften, einen Augenblick zu warten; ich will diese Tränen in Lachen verwandeln, und sollte es mich auch das Leben kosten.“

Damit eilte sie raschen Schrittes hinaus und ließ die Anwesenden in Verwunderung über ihre Worte zurück. Bis zu ihrer Rückkehr hörte Preziosa nicht auf, unter Weinen und Bitten darauf zu dringen, man möge das Urteil über ihren Verlobten hinausschieben; denn sie beabsichtigte im stillen, seinem Vater Nachricht zu geben, damit er komme und eingreife. Bald kehrte die



Zigeunerin mit einem Kästchen unterm Arm zurück und bat den Stadtrichter, mit seiner Gemahlin und ihr in ein andres Zimmer zu treten, da sie ihm insgeheim etwas sehr Wichtiges mitzuteilen habe. Der Stadtrichter glaubte, sie wollte ihm irgendeinen Diebstahl der Zigeuner entdecken, um ihn dadurch für den Prozeß des Gefangenen günstig zu stimmen, und so zog er sich denn mit ihr und seiner Frau in sein Kabinett zurück, wo die Alte sich vor den beiden auf die Knie warf und also begann:

„Sollte die frohe Nachricht, die ich Euch geben will, gnädige Herrschaften, mir nicht zum Dank Verzeihung für ein schweres Vergehen verschaffen, so mag mich auch jede Züchtigung treffen, die Ihr mir auferlegen wollt. Ehe ich mich jedoch genauer erkläre, möchte ich, daß Ihr mir sagt, ob Ihr diesen Schmuck kennt.“ Damit zog sie das Kästchen hervor, in dem sich Preziosas Kostbarkeiten befanden, und überreichte es dem Stadtrichter, der es öffnete und einen Kinderschmuck darin erblickte, jedoch ohne daß ihm deutlich wurde, was für eine Bewandnis es damit habe. Auch die Stadtrichterin betrachtete die Schatulle verständnislos und bemerkte nur: „Das ist der Putz eines kleinen Mädchens.“

„Ganz recht,“ erwiderte die Zigeunerin, „und welches Mädchens, das sagt die Schrift in diesem zusammengelegten Papier.“

Hastig öffnete der Stadtrichter es und las wie folgt: „Die Kleine heißt Doña Constanza de Acevedo und de Meneses; ihre Mutter ist Doña Guiomar de Meneses und ihr Vater Don Fernando de Acevedo, Ritter des Calatrava-Ordens. Sie ward geraubt am Himmelfahrtstage, morgens um acht Uhr, im Jahr Eintausend fünfhundert und fünfundneunzig. Sie hatte den Schmuck an, den dieses Kästchen enthält.“

Kaum hatte die Stadtrichterin den Inhalt des Papiers vernommen, als sie den Schmuck plötzlich wiedererkannte und, indem sie ihn an den Mund drückte und mit unzähligen Küssen bedeckte, ohnmächtig niedersank. Der Stadtrichter eilte ihr erst zu Hilfe, ehe er die Zigeunerin weiter nach seinem Kinde fragte; sie aber rief, sobald sie wieder zu sich gekommen war: „Liebstes Mütterchen, mehr Engel als Zigeunerin, wo ist die Besitzerin, ich meine das Kind, dem dieser Putz gehörte?“

„Wo, gnädige Frau?“ erwiderte die Zigeunerin. „In Eurem Hause habt Ihr sie; dem Zigeunermädchen, das Euch die Tränen in die Augen trieb, gehört der Putz, und sie ist ohne Zweifel Eure Tochter, die ich in Madrid an dem Tage und zu der Stunde, die der Zettel angibt, aus Eurem Hause gestohlen habe.“

Als die erregte Dame das hörte, schleuderte sie in der Eile die Pantoffeln von sich und eilte in vollem Lauf in den Saal, wo sie Preziosa zurückgelassen hatte und sie nun, umgeben von ihren Mädchen und Dienerinnen, immer noch weinend fand. Sie stürzte auf sie zu, entblößte ihr in voller Hast, ohne ein Wort zu sagen, den Busen und sah nach, ob sie unter der linken Brust ein kleines Mal in Form eines weißen Fleckes habe, mit dem sie auf die Welt gekommen war. Wirklich fand sie es noch, wenn auch durch die Zeit bedeutend größer geworden. Dann zog sie ihr ebenso schnell den Schuh aus, enthüllte einen Fuß, der wie aus Schnee und Elfenbein gedrechselt war, und entdeckte auch dort, was sie suchte, nämlich daß die zwei letzten Zehen des rechten Fußes in der Mitte durch ein wenig Fleisch verbunden waren, das man ihr als Kind nicht hatte durchschneiden wollen, um ihr keinen Schmerz zu machen.

Brust, Zehen, Schmuck, Tag des Diebstahls, das Geständnis der Zigeunerin und endlich der freudige Schreck, den die Eltern bei ihrem Anblick empfunden hatten – all das ließ in der Seele

der Stadtrichterin keinen Zweifel mehr übrig, daß Preziosa ihre Tochter war. Sie schloß sie daher in die Arme und kehrte mit ihr zum Stadtrichter und der Zigeunerin zurück. Preziosa war ganz verwirrt, da sie nicht wußte, weshalb man diese Untersuchung mit ihr vorgenommen hatte, zumal die Stadtrichterin sie jetzt gar in ihre Arme schloß und sie mit Küssen bedeckte. Endlich kam Doña Guiomar mit ihrer kostbaren Bürde bei ihrem Gatten an, legte sie ihm in die Arme und sprach:

„Empfanget hier, mein Gemahl, Eure Tochter Constanza; sie ist es, Ihr dürft nicht den geringsten Zweifel hegen, denn ich habe das Zeichen an den Zehen und an der Brust gesehn, und mehr noch als diese hat mein Herz es mir gesagt, vom ersten Augenblick an, da meine Augen sie sahen.“

„Ich zweifle nicht daran,“ entgegnete der Stadtrichter, als er Preziosa in den Armen hielt, „denn dieselben Gefühle sind auch durch mein Herz gegangen; und überdies könnten so viele Einzelheiten bei einer, die nicht unser Kind wäre, nur durch ein Wunder zusammentreffen.“

Sämtliche Diener im Hause waren der Verwunderung voll, und die einen fragten die andern, was dies denn heißen sollte. Keiner aber traf das Rechte, und wer hätte sich auch denken können, daß das Zigeunermädchen die Tochter der Herrschaft sei? Der Stadtrichter ermahnte Frau und Kind und die alte Zigeunerin, die Sache so lange geheimzuhalten, bis er selbst sie kundtun würde. Zugleich versicherte er der Alten, daß er ihr alles, was sie ihm durch den Raub seines Kindes angetan, verzeihe; ja die Entschädigung, die sie ihm durch dies Wiedersehn gewähre, verdiene noch obendrein Lohn. Es kränke ihn nur, daß sie, die doch von Preziosens Stande gewußt, sie mit einem Zigeuner, ja einem Räuber und Mörder verlobt habe.

„Ach, mein Vater,“ rief Preziosa, „er ist weder ein Zigeuner noch ein Räuber, wenn er auch einen Menschen erschlagen hat; denn er erschlug nur den, der ihm seine Ehre rauben wollte; und um zu zeigen, wer er sei, konnte er nichts Geringeres tun, als ihn töten.“

„Wie, er ist kein Zigeuner, mein Kind?“ fragte Doña Guiomar.

Da erzählte die alte Zigeunerin kurz die Geschichte des Herren-Andres: daß er der Sohn des Don Francisco de Carcamo, Ritters von Sant Jago, sei, Don Juan de Carcamo heiße und denselben Orden trage, wie sie denn seine Ordenstracht, die er gegen die Zigeunerkleider umgetauscht, noch bei sich habe. Ebenso berichtete sie von der zwischen Preziosa und Don Juan getroffenen Abrede, nach der er vor der Verlobung eine Probezeit von zwei Jahren bestehen sollte, und pries die Sittsamkeit beider und Don Juans liebenswürdigen Charakter. Die beiden wunderten sich hierüber fast ebensowohl wie über das Wiedersehn mit ihrer Tochter, und der Stadtrichter ließ deshalb die Alte Don Juans Kleider holen. Sie ging und kehrte bald mit einem andern Zigeuner zurück, der sie trug.

Während ihrer Abwesenheit hatten die Eltern hunderttausend Fragen an Preziosa gerichtet, die sie mit so viel Verstand und Anmut beantwortete, daß sie das ganze Herz der Fragenden gewonnen hätte, wenn sie auch nicht gewußt hätten, daß sie ihre Tochter war. Sie fragten, ob sie Don Juan liebte, und sie erwiderte: nicht mehr, als sie aus Erkenntlichkeit einen Menschen lieben müßte, der um ihretwillen bis zum Zigeuner herabgestiegen sei; sie werde jedoch ihre Dankbarkeit nie weiter ausdehnen, als ihre verehrten Eltern ihr gestatten würden.

„Still, meine Preziosa,“ erwiderte der Vater, „denn dieser an das Kostbarste erinnernde Name soll dir zur Erinnerung an dein Verschwinden und deine Wiederauffindung bleiben; ich als dein Vater nehme es auf mich, einen Gemahl für dich auszuwählen, der deines Standes nicht unwürdig ist.“

Preziosa seufzte, und ihre Mutter merkte, zartfühlend wie sie war, daß dieser Seufzer auf Liebe zu Don Juan deutete, daher sagte sie zu ihrem Gatten: „Mein Gemahl, da Don Juan de Carcamo von so gutem Hause und unsrer Tochter so ergeben ist, so würde es uns nicht zur Unehre gereichen, wenn wir sie ihm zur Frau gäben.“

Er erwiderte: „Erst heute haben wir sie gefunden, und Ihr wollt schon, daß wir sie verlieren? Erfreuen wir uns ihrer eine Zeitlang, denn wenn Ihr sie verheiratet, gehört sie nicht mehr Euch, sondern Ihrem Manne an.“

„Ihr habt recht, mein Gemahl,“ versetzte sie; „aber gebt mindestens Befehl, daß Don Juan, der sich sicher in einem unterirdischen Kerker befindet, an einen andern Ort gebracht werde.“

„Gewiß befindet er sich in einem solchen,“ rief Preziosa, „denn einem Räuber und Mörder, der obendrein ein Zigeuner ist, hat man schwerlich einen bessern Aufenthaltsort eingeräumt.“

„Ich will selbst zu ihm gehn,“ erwiderte der Stadtrichter, „als wollte ich ihn ins Verhör nehmen. Noch einmal trage ich Euch auf, meine Gemahlin, daß niemand etwas von dieser Geschichte erfahre, bis ich es für gut halte.“

Damit umarmte er Preziosa, begab sich unverweilt in das Gefängnis und von da ohne jede Begleitung in das unterirdische Verlies, in dem Don Juan lag. Er fand ihn mit beiden Beinen in einen Block geschlossen und mit Handschellen gefesselt; ja selbst das Fußseisen hatte man ihm noch nicht abgenommen. Die Zelle war ganz finster; der Stadtrichter ließ aber einen nach oben gehenden Kellerhals öffnen, so daß notdürftig ein wenig Licht hereinfiel, und sobald er den Gefangenen sehen konnte, hub er also an:

„Wie gehts, mein sauberer Vogel? Wenn ich nur alle Zigeuner Spaniens so aneinandergeschnürt bekäme, dann würde man an einem einzigen Tage mit ihnen fertig, wie Nero es gern mit ganz Rom auf einen einzigen Streich geworden wäre. Wisset, Meister Spitzbube, ich bin der oberste Richter dieser Stadt und will von Euch erfahren, ob wirklich ein Zigeunermädchen unter Eurer Begleitung Eure Braut ist.“

Als Andres dies hörte, glaubte er, der Stadtrichter habe sich in Preziosa verliebt; denn die Eifersucht gehört zu den flüchtigen Körpern, die andre Körper durchdringen, ohne sie zu durchbrechen, zu trennen oder zu zerteilen. Indessen erwiderte er: „Wenn sie gesagt hat, ich sei ihr Verlobter, so ist dies ganz richtig; und wenn sie gesagt hat, ich sei es nicht, so ist es ebenfalls richtig; denn Preziosa kann keine Lüge aussprechen.“

„Ist sie so wahrheitsliebend?“ fragte der Stadtrichter. „Das ist nicht wenig für eine Zigeunerin! Nun gut, Bursche, sie hat gesagt, sie sei Eure Braut, habe Euch aber die Hand noch nicht gegeben. Sie hat erfahren, daß Ihr Eures Verbrechens wegen sterben müßt, und bat mich deshalb, sie noch vor Eurem Tode mit Euch zu vermählen, denn sie setze eine Ehre darein, die Witwe eines so großen Spitzbuben zu sein.“

„So mögen denn Euer Gnaden tun, wie sie gebeten hat. Bin ich ihr angetraut, so werde ich mit Freuden ins andre Leben gehn, da ich das gegenwärtige als ihr Gatte verlasse.“

„Ihr scheint sie sehr zu lieben?“ fragte der Stadtrichter.

„So sehr,“ antwortete der Gefangene, „daß meine Liebe nichts wäre, wenn ich sie aussprechen könnte. Kurz, Herr Richter, kommt zum Schluß! Ich habe den getötet, der mir die Ehre rauben

wollte; ich bete dieses Zigeunermädchen an, ich sterbe gern, wenn ich in ihrer Gunst sterbe, und ich weiß, daß die Gnade Gottes uns nicht fehlen wird, denn wir beide haben ehrlich und gewissenhaft gehalten, was wir einander gelobten.“

„So werde ich Euch denn heute nacht holen lassen,“ sagte der Stadtrichter, „Euch in meinem Hause mit Preziosa vermählen, und morgen mittag hängt Ihr am Galgen, wodurch ich der Gerechtigkeit wie auch Eurem beiderseitigen Wunsch Genüge tue.“

Andres dankte, und der Stadtrichter kehrte in sein Haus zurück und erzählte seiner Gemahlin, was er mit Don Juan gesprochen hatte und was er Weiteres zu tun gedächte. Während seiner Abwesenheit hatte Preziosa ihrer Mutter ihren ganzen Lebenslauf berichtet: wie sie sich immer für eine Zigeunerin und für die Enkelin jener Alten gehalten, sich jedoch stets viel höher geachtet habe, als man von einer wirklichen Zigeunerin hätte erwarten können. Die Mutter bat sie, ihr aufrichtig zu gestehn, ob sie Don Juan de Carcamo zugetan sei. Errötend und mit gesenkten Augen erwiderte sie, da sie sich für eine Zigeunerin gehalten habe und ihr Stand durch die Heirat mit einem Ordensritter und einem so vornehmen jungen Mann, wie Don Juan de Carcamo, sehr gehoben worden wäre; da ferner auch sein gutes Gemüt und sein sittsames Wesen ihr aus Erfahrung bekannt gewesen sei, so habe sie ihn hie und da mit Neigung betrachtet, doch habe sie ja schon gesagt, daß sie keinen andern Willen zu haben sich erlaube, als den ihrer Eltern.

Die Nacht kam, und gegen zehn Uhr holte man Andres ohne die Handschellen und den Fußblock aus dem Gefängnis; aber noch war er mit einer großen Kette gefesselt, die ihm von den Füßen aufwärts den ganzen Körper umschloß. So gelangte er, von niemand gesehn als von seinen Wächtern, ins Haus des Stadtrichters, wo man ihn in größter Stille in ein Zimmer führte und allein ließ. Nach einiger Zeit trat ein Geistlicher ein und hieß ihn beichten, weil er am folgenden Tage sterben müsse. Andres erwiderte: „Ich will von Herzen gern beichten, aber wird man mich nicht zuvor trauen? Wahrhaftig, nach der Trauung erwartet mich ein schlimmes Brautbett!“

Doña Guiomar, die dies von einem Nebengemach aus hörte, sagte zu ihrem Gemahl, er bürde Don Juan allzu schwere Qualen auf; er möge sie ihm doch erleichtern, denn der Gefangene könnte sonst dabei sterben. Das schien dem Stadtrichter richtig; so trat er denn ein und sagte dem Beichtvater, er wolle zuvor den Zigeuner mit der Zigeunerin trauen lassen; er solle nachher beichten und sich Gott von ganzem Herzen empfehlen, denn oft lasse Gott sein Erbarmen gerade dann herabtauen, wenn die Hoffnung am geringsten sei. Kurz, Andres trat in einen Saal, in dem sich nur Doña Guiomar, der Stadtrichter, Preziosa, die Alte, der Geistliche und zwei Bediente des Hauses befanden. Als jedoch Preziosa Don Juan von der großen Kette umwunden, mit bleichem Gesicht und Tränenspuren in den Augen vor sich stehn sah, da wurde sie schwach, und sie mußte sich auf den Arm der neben ihr stehenden Mutter stützen. Diese drückte sie ans Herz und sprach: „Komm zu dir, Kind, alles, was du siehst, wird sich dir noch in Freude und zum Guten kehren.“ Sie aber wußte nicht, wie sie sich trösten sollte, da sie von all dem nichts begriff; die alte Zigeunerin war verwirrt und alle andern höchst gespannt, was für ein Ende das nehmen würde. Der Stadtrichter begann: „Herr Pfarrverweser, dieser Zigeuner und diese Zigeunerin sind die Personen, die Euer Hochwürden trauen sollen.“

„Das kann ich nicht tun, wenn nicht die für einen solchen Fall nötigen Förmlichkeiten vorhergegangen sind. Wo geschah das Aufgebot? Wo ist der Erlaubnisschein meines Obern, daß ich dieses Paar trauen darf?“

„Das ist eine Unachtsamkeit von mir,“ entgegnete der Stadtrichter; „aber ich werde dafür sorgen, daß der Generalvikar die Erlaubnis erteilt.“

„Solange ich sie nicht gesehn habe,“ versetzte der Pfarrverweser, „mögen mir die Herrschaften verzeihn.“ Und ohne ein weiteres Wort verließ er, um kein Ärgernis zu erregen, das Haus, und alle blieben in Verwirrung zurück.

„Der ehrwürdige Vater hat ganz recht getan,“ rief endlich der Stadtrichter, „und vielleicht ist dies ein Wink der Vorsehung, damit Andres' Hinrichtung weiter hinausgeschoben werde. Denn er soll nun einmal Preziosa heiraten, und der Heirat müssen die Aufgebote vorausgehen; so wird ein Tag um den andern verstreichen, und Zeitgewinn verhilft aber gar oft in schlimmer Lage endlich noch zu einem glücklichen Ausgang. Indessen möchte ich denn doch von Andres wissen, ob er, falls das Schicksal seine Lage so wendet, daß er Preziosa ohne seine gegenwärtige Angst und Sorge zur Frau erhielte, dadurch glücklich würde, sei er nun der Herren-Andres oder Don Juan de Carcamo.“

Als Andres sich bei seinem Namen nennen hörte, sagte er: „So wollte sich also Preziosa nicht in den Schranken des Schweigens halten und hat entdeckt, wer ich bin! Wenn mich das Schicksal aber auch zum Fürsten der Welt gemacht hätte, ich würde dennoch nur sie als das Ziel meiner Wünsche sehn und außer ihr nach keinem Glücke streben, als nach der Gnade des Himmels.“

„Nun, für die gute Gesinnung, die Ihr gezeigt, Herr Don Juan de Carcamo, will ich seinerzeit dafür sorgen, daß Preziosa Eure rechtmäßige Gemahlin werde, und ich gebe Euch schon jetzt die Anwartschaft auf sie, als den kostbarsten Schatz meines Hauses, meines Lebens und meiner Seele; haltet sie immer so hoch, wie Ihr sagt, denn ich gebe Euch in ihr Doña Constanza de Meneses, meine einzige Tochter, die Euch an Abkunft nicht nachsteht, wie ihre Liebe der Euren gleichkommt.“

Andres stand ganz erschrocken da, als ihm plötzlich so viel Liebe kundgegeben wurde, und Doña Guiomar erzählte in wenigen Worten, wie ihre Tochter verloren war und wiedergefunden wurde, und sie berichtete von den untrüglichen Zeichen, die die alte Zigeunerin zum Beweise ihres Raubes angegeben hatte, so daß Don Juan in immer größeres Staunen geriet. Zugleich aber umarmte er in einem Taumel des Entzückens, der sich nicht schildern läßt, seine Schwiegereltern, nannte sie Vater und Mutter und seine Gebieter und küßte Preziosa die Hände, die ihn mit Tränen um die seinen bat.

Das Geheimnis wurde laut: die Nachricht von dem Vorfall verbreitete sich, sobald die beiden Bedienten, die Zeugen davon gewesen waren, zur Tür hinaus kamen. Als der Schulze, der Oheim des Getöteten, Kunde davon erhielt, sah er wohl, daß ihm der Weg zur Rache verschlossen war, da sich die Strenge des Gesetzes gegen den Eidam des Stadtrichters nicht leicht würde anwenden lassen. Don Juan legte die Reisekleider an, die die Zigeunerin herbeigebracht hatte; Kerker und Ketten aus Eisen verwandelten sich in Freiheit und Ketten aus Gold und die Trauer der verhafteten Zigeuner in Freude; dem Oheim des Getöteten versprach man zweitausend Dukaten, wenn er die Klage fallen ließe und Don Juan verziehe. Dieser vergaß auch seinen Kameraden Klemens nicht und ließ ihn suchen. Man fand ihn aber nicht und erfuhr auch nichts über ihn, bis nach vier Tagen die sichere Nachricht einlief, daß er an Bord einer der beiden genuesischen Galeeren gelangt sei, die im Hafen von Cartagena gelegen hatten und jetzt bereits absegelt waren. Der Stadtrichter aber sagte Don Juan, er habe zuverlässige Kunde, daß sein Vater, Don Francisco de Carcamo, zum Richter in jener Stadt ernannt worden sei; man werde daher gut tun, auf seine Ankunft zu warten, damit die eigentliche Hochzeitsfeier mit seiner Einwilligung und Zustimmung vor sich gehe. Don Juan erwiderte, er werde keiner dieser Anordnungen widersprechen, vor allen Dingen aber müsse man ihn mit Preziosa trauen. Wirklich erteilte der Erzbischof die Erlaubnis, daß die Trauung nach nur einmaligem Aufgebot stattfinden durfte, und

da der Stadtrichter sehr beliebt war, so feierte die Einwohnerschaft diesen Tag durch Beleuchtung, Stiergefächte und Lanzenbrechen. Die alte Zigeunerin blieb im Hause, denn sie wollte sich von ihrer Enkelin Preziosa nicht trennen.

Die Nachricht von den Begebenheiten und der Vermählung des Zigeunermädchens gelangte auch in die Residenz, und Don Francisco de Carcamo erfuhr, daß sein Sohn der Zigeuner und Preziosa das Zigeunermädchen gewesen sei, das bei ihm im Hause war. Mit ihrer Schönheit entschuldigte er den Leichtsinn seines Sohnes, den er schon für verloren gehalten hatte, denn er wußte, daß er nicht nach Flandern gegangen war. Mehr noch diente ihm der Gedanke als Entschuldigung, daß ihm die Heirat mit der Tochter eines so angesehenen und reichen Kavaliers, wie Don Fernando de Acevedo, gar gut anstehe. Er brach also eilends auf, um so schnell wie möglich bei seinen Kindern einzutreffen, und schon nach zwanzig Tagen kam er in Murcia an, wo jetzt die Freude von neuem begann, die Hochzeit festlich begangen und das Erlebte erzählt wurde. Die Dichter der Stadt aber, unter denen es einige vortreffliche gab, nahmen es auf sich, die außerordentliche Geschichte sowie die unvergleichliche Schönheit des Zigeunermädchens zu feiern, und bei dieser Gelegenheit schrieb der berühmte Lizentiat Pozo, daß durch seine Verse der Ruhm Preziosas dauern würde, solange die Jahrhunderte kreisten.

Vergessen habe ich zu bemerken, daß die verliebte Wirtstochter der Obrigkeit entdeckte, der angebliche Diebstahl des Zigeuners Andres sei erlogen gewesen, und daß sie ihre Liebe wie ihre Schuld bekannte. Sie entging jedoch der Strafe, da in der Freude über das Wiedersehen der Neuvermählten die Rache begraben wurde und die Milde auferstand.

### **Nachwort**

Die Novellen des Cervantes („Novelas ejemplares“, was Heinrich von Kleist im Titel seiner Erzählungen durch „Moralische Novellen“ übersetzen wollte) erschienen vor genau 300 Jahren, im Jahre 1613, also acht Jahre nach dem ersten und zwei Jahre vor dem zweiten Teil des „Don Quijote“. In Deutschland machten den Dichter die Romantiker am nachdrücklichsten bekannt. Tieck übersetzte den „Don Quixote“ für den Berliner Verleger Unger, der auch mit Friedrich Schlegel darüber verhandelt hatte, und einer Übertragung der sämtlichen Werke durch Tieck kam nur die Übersetzung von Soltau zuvor. Doch auch bei den Klassikern fand Cervantes nun Beifall, wie denn Tieck selber den Don Quixote zuerst in der Übersetzung von Bertuch kennen gelernt hatte. Schiller schrieb nach der Lektüre der „Novelas“ an Goethe: „An den Novellen des Cervantes habe ich einen wahren Schatz gefunden, sowohl der Unterhaltung als der Belehrung. Wie sehr freut man sich, wenn man das anerkannte Gute auch anerkennen kann, und wie sehr wird man auf seinem Wege gefördert, wenn man Arbeiten sieht, die nach den eben geschilderten Grundsätzen gebildet sind, nach denen wir nach unserm Maße und in unserm Kreise selbst verfahren.“

### **Fußnoten:**

[1] Cacus: von Herkules erschlagener Riese und Räuber.

[2] Als die drei Wege nämlich, auf denen man sein Glück machen kann.

[3] Ein Flecken in der Provinz Leon, elf Stunden südöstlich von Ciudad Rodrigo.

[4] Hanne Wollkratze.

### Anmerkungen zur Transkription:

Inkonsistente Schreibweisen wie „so lange“ und „solange“ wurden beibehalten. Folgende Änderungen wurden vorgenommen:

Seite 37: „Ziegeunerinnen“ in „Zigeunerinnen“

Seite 78: „Feundin“ in „Freundin“

Seite 82: „ehtr“ in „ehrt“

Seite 95: „So mögen den“ in „So mögen denn“

Seite 100: „einmal gem“ in „einmaligem“